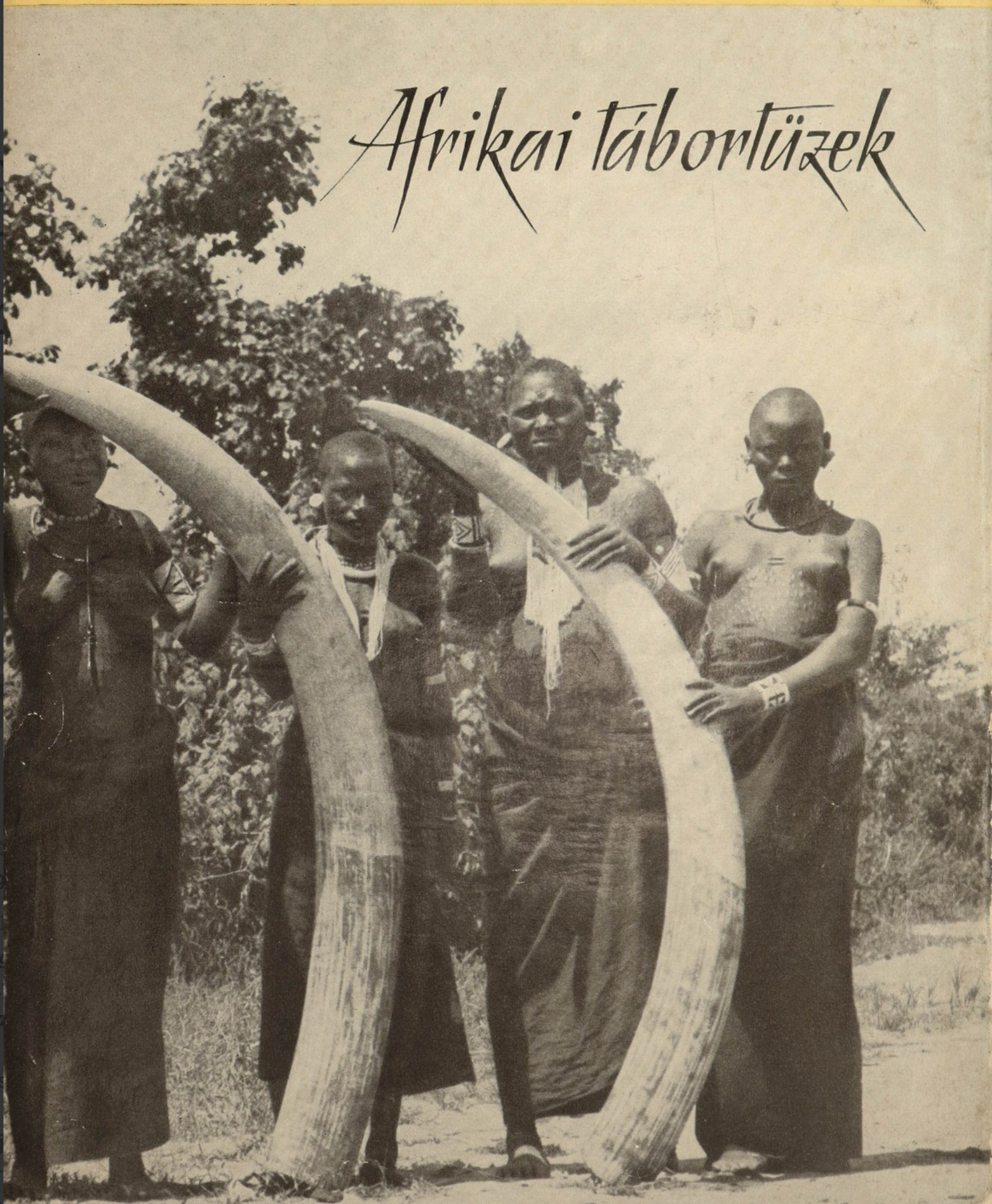
SZÉCHENYI ZSIGMOND

Afrikai tábortüzek



SZÉPIRODALMI KÖNYVKIADÓ

Antikvárium.hu

Széchenyi, Zsigmond

Afrikai Tábortüzek - Afrikanischer Lagerfeuer - 1932 1959

Erstes Kapitel: Alte Lagerfeuer

Keszthely, im Winter 1958

Ihnen möchte ich in diesem Buch das Wort verleihen, den zuverlässigsten Zeugen, den authentischsten Chronisten meiner vielen unvergesslichen Erlebnisse. Sie versuche ich heraufzubeschwören, zu neuer Flamme zu entfachen – meine einst verloschenen Lagerfeuer! Sie waren die allerersten Ohrenzeugen all meiner Abenteuer; allabendlich in ihrem Lichtschein erzählte ich ihnen sozusagen meinen täglichen Bericht. Ein frisch heimgetragenes Paar Stoßzähne, ein Büffelkopf oder ein Löwenfell wurden von ihrem lodernden Flackern gefeiert, von ihrem Rauch beweihräuchert... Die friedvolle Vertrautheit des Lagerfeuers klärt die Ereignisse des Tages, filtert sie hell und löst sie verständlich auf. Noch ganz frisch, sozusagen in der Wärme des Augenblicks, ziehen die Bilder des vergangenen Tages vor uns vorüber. Ich habe das Gefühl, dass jene Abenteuer, Erlebnisse oder auch nur einfachen Ereignisse dort, am abendlichen Lagerfeuer, zur Realität geschmiedet, zu Erinnerungen kristallisiert wurden und in meiner Seele bleibende Wurzeln schlugen. Im Lichtspiel des Feuers – sei es ein hoch auflodernder Scheiterhaufen oder bescheiden knisterndes Reisig – entfalten sich auch die feinsten Details und kommen zur Geltung. Viele kleine Momente tauchen auf, viele Eindrücke blitzen hervor, die durch die schnelle Abfolge der Geschehnisse unterdrückt wurden, die man nicht wahrnehmen konnte und die nur die beschauliche Ruhe des abendlichen Lagerfeuers aus ihrem unterbewussten Versteck hervorlocken kann. Deshalb möchte ich, dass nun nicht mehr ich, sondern jene Feuer aus dem Schatz meiner nunmehr fünfundzwanzig bis dreißig Jahre alten Erlebnisse schöpfen. An mir soll es nur liegen, ob es mir gelingt, die erkaltete Glut wieder zu entfachen, das Murmeln der verstummten Feuerstellen zum Sprechen zu bringen. Ich bemühe mich also, sie der Reihe nach aufzusuchen. Die zornig zischenden, die leise züngelnden und jene, die bescheiden-leise die Dornenzweige knistern lassen. Die scharf krachenden, funkensprühenden Bambusfeuer und die bitter-stinkenden, welche den trockenen Kamelmist des Sandmeeres zu Asche brennen; jene, die im regengetränkten Urwald rauchen und nur durch ständiges Blasen am Leben erhalten werden können, und jene, die im Wind peitschen und mir Rauch und Flugasche in die Augen schlagen... Mögen sie an meiner Stelle sprechen.

Zweites Kapitel: Elefantenland

Budapest, November 1934

Seit dem Erscheinen meines ersten afrikanischen Jagdtagebuchs „Csui!“ bereiste ich jährlich Elefantenland – die Wildnisse von Kenia, Tanganjika und Uganda. Auch diesmal führte ich ein detailliertes Tagebuch, ähnlich dem „Csui!“, doch habe ich es nicht der Öffentlichkeit preisgegeben, da es viele Wiederholungen des bereits Erzählten enthält. Der Leser hingegen verlangt mit vollem Recht nach Neuem. Neuem und möglichst Spannendem. Ein Großteil des Publikums erwartet leider von einem afrikanischen Reisetagebuch, dass es nicht mit haarsträubenden Abenteuern und der auf Schritt und Tritt lauernden Todesgefahr spart. Was für ein Afrika-Buch ist das – fragt man entrüstet –, wenn es mir nicht einmal eiskalt den Rücken hinunterläuft? Dabei brachten meine Reisen nicht jeden Tag eine Sensation. Ein Afrika-Jäger kommt, Gott sei Dank,

monatelang ohne das geringste Gruseln aus. Dennoch wird es ihm nicht langweilig. Man kann dort nicht nur jagen und fotografieren. Es gibt auch anderes zu tun. Zu jeder Zeit kann man sich am wunderbaren Leben eines Ameisenstaates ergötzen, am bunten Gefieder eines schönen Vogels, am Erwachen der Morgendämmerung oder am Lichtermeer scheidender Abendröten. Es ist nicht zwingend notwendig, dass der Jäger Tag für Tag Elefanten oder Löwen jagt. Doch nehmen wir an, die Ameise interessiert ihn nicht, der Vogel gefällt ihm nicht, und er ist überhaupt nicht in Naturfreund-Stimmung. Nehmen wir an, er hat die mitgebrachten Bücher bereits zweimal durchgelesen und ist all seiner Grammophonplatten überdrüssig. Dass er seine Kindheitserinnerungen Revue passieren ließ und einzeln jeder bedeutenden Dame in seinem Leben gedachte. Dass er selbst seinem entferntesten Verwandten eine Postkarte schrieb, sich die Fingernägel und sogar die Fußnägel schnitt – selbst dann hat er keinen Grund zur Verzweiflung. Mit etwas gutem Willen findet sich immer ein zu ölendes Gewehr oder ein anzunähender Hosenknopf. Kurz gesagt: Wir dort unten beklagen uns nicht über die Eintönigkeit des Lebens. Der Leser hingegen könnte, hätte ich all die täglichen Kleinigkeiten erneut aufgezeichnet, berechtigterweise die Langweiligkeit dieses Buches rügen. Dies wollte ich vermeiden, indem ich mein Tagebuch diesmal nur in Auszügen veröffentliche. Ich war darauf bedacht, die neueren, vielleicht interessanteren Erlebnisse auszuwählen und möglichst alles wegzulassen, wovon im „Csui!“ bereits die Rede war. Solltest du dennoch, lieber Leser, Wiederholungen finden – was dir nicht schwerfallen wird –, so tue bitte so, als würdest du es nicht bemerken.

Drittes Kapitel: VON DER ZIVILISATION GEZEICHNETES AFRIKA

Nairobi, November 1932

Die Welt hat sich hier gewaltig gedreht, seit ich das letzte Mal hier war. Sie hat einen gewaltigen Sprung gemacht. Damals gab es lediglich zwei Hotels, eines ruhiger als das andere, und eine einzige schäbige kleine Bank. Seitdem sind drei nagelneue, vierstöckige Hotels aus der schüchternen Reihe der einstöckigen Gebäude emporgeschossen – Jazzband- und Radio-Kasernen – und zwei gewaltige Bankpaläste, die außer Marmorhallen noch etwas anderes enthalten: Geld! Und zwar reichlich. Denn hier in Ostafrika haben die Menschen – wie unglaublich das heutzutage auch klingen mag – noch Geld. Zwar wird auch hier schon ausgiebig gejammert. Sanierungen, Bedarfsreduzierungen, ja sogar der Konkurs sind Begriffe, die vor drei Jahren noch unbekannt waren. Auch hier hat man begonnen, den weltweit besungenen „guten alten Zeiten“ nachzutrauern, auch hier hat der Stellenabbau begonnen. Trotz alledem herrscht hier noch eine andere Welt. Eine bessere Welt. Ich wage sogar zu behaupten: eine viel bessere als unsere heimische Welt. Und das auf Schritt und Tritt zu hörende Gejammer ist eher ein künstliches Gejammer. Hier klagen die Menschen vorerst aus Anstand. Es gibt weltweit so viel Not und Sorgen – da denken sie wohl, es wäre taktlos zu behaupten, dass es uns noch gut geht. In Europa und Amerika geht jeder bankrott oder ist zumindest auf dem besten Wege dorthin; dort ist Verarmung sozusagen schon gleichbedeutend mit gutem Ton. Am Ende würde man von uns noch sagen, wir seien unzivilisierte Wilde, bei denen man nicht einmal bankrottgehen kann. Selbst wenn wir in Afrika leben, wissen wir doch, was sich gehört. So wirken die hiesigen Klagen auf mich. Denn dort, wo der Boden noch steuerfrei ist, wo das englische Mutterland erst in diesem Jahr den Gedanken einer Einkommenssteuer ins Spiel brachte, wo dieser Vorschlag solche Empörung auslöste und auf so energischen Widerstand unter den Pflanzern stieß, dass er sofort scheiterte, wo im Durchschnitt auf alle zweieinhalb Weißen ein Auto kommt und jeder Lebensmittelhändler-Gehilfe, jede Stenotypistin oder Krankenschwester mit dem eigenen

Wagen zur Arbeit fährt, wo es keine Arbeitslosen gibt, weil Gebäude und Unternehmen wie Pilze aus dem Boden schießen, und wo man einen fachkundigen Mechaniker-Chauffeur nicht unter dem Preis von drei Zentnern Weizen pro Monat bekommt – dort kann es, zumindest nach unseren heimischen Begriffen, so arg schlimm noch nicht sein. Und wenn die Menschen auch weinen, muss man sie noch nicht unbedingt bedauern. Vorerst. Ich fürchte jedoch, dass auch ihre Fastenzeit nicht mehr fern ist. Sie ist auf dem besten Wege. Die mit den Federn der Kultur geschmückte „Zivilisation" erobert alles im Sturm; unaufhaltsam wälzt sie sich nicht nur von Europa, sondern auch aus dem Süden heran. Sie nimmt Ostafrika in die Zange, das Reich der Elefanten, Löwen, Nashörner und der Millionen in sorgenloser Zufriedenheit lebenden Eingeborenen, das letzte Refugium des biblischen Paradieses, dieses gewisse „dunkelste" Afrika, dessen Tage nunmehr gezählt sind. Um nur eines zu erwähnen: Es gibt bereits einen Luftpostdienst zwischen Europa und Südafrika, von London aus in neun Tagen! Auch hier in Nairobi trifft allwöchentlich der glänzende Silbervogel ein. Er liefert die heimische Post ab sowie jene drei bis vier blassen, seekranken Passagiere, ruht eine Nacht hier unterhalb der Stadt und fliegt dann wieder gen Süden zum Kap der Guten Hoffnung. Jeden Mittwoch gegen Abend pflegt er einzutreffen. Die städtische Kolonie zieht hinaus auf die Wiese, lungert dort schon eine Stunde vorher herum, veranstaltet ein Maifest auf dem Rasen, vespert, sucht mit dem Fernglas den Himmel ab und schließt Wetten ab: Wer erblickt als Erster den „Ndege ya Ulaya", den „europäischen Vogel"? Manchmal warten sie vergeblich; er verspätet sich irgendwo und trifft nicht vor Sonnenuntergang ein. Dann trottet das Publikum enttäuscht nach Hause, und die Wetten müssen annulliert werden. Denn der Silbervogel fliegt nur tagsüber und ruht nachts wie eine Schwalbe. Athen ist eine seiner Herbergen, dort nimmt er die ungarische Post auf; am achten Tag pflege ich sie zu erhalten. Vor drei Jahren freute ich mich noch, wenn ich fünf Wochen alte heimische Post bekam. Bis ich sie in den Händen hielt, war ihr Inhalt nur noch teilweise wahr. Jene Briefe konnte man nie ganz ernst nehmen. Wahrlich, Nairobi lag damals noch weit von Budapest entfernt. In ruhiger, sicherer Distanz. Seitdem ist es gewaltig näher gerückt. Es ist in unangenehme Nähe gerückt. Denn jene acht Tage alte, vielleicht unangenehme Nachricht ist immer noch frisch genug, um einem die Laune zu verderben. Während sie früher, als sie fünf Wochen alt hier eintraf, nicht mehr viel Staub aufwirbelte. Unterwegs hatte sie ihren Giftzahn verloren. Doch eigentlich wollte ich von meinen Sorgen bezüglich der Wildnis sprechen. Davon, was hier geschehen wird, wenn die Dinge so weitergehen? Was wird aus diesem bisher als geheimnisvoll geltenden „dunklen Erdteil"? Mit der Geheimnisvollheit ist es bereits vorbei. Die Unberührtheit der Urwälder und Savannen wird früher oder später zerstört. Scharen von Touristen, Wochenend-Elefantenjäger, Hochzeitsreisende und pensionierte Urlauber überfluten das Land; man wird Zeitungspapier aufsammeln müssen, der Kilimandscharo wird zum Schwabenberg. Den Flugplatz von Nairobi – den man den Hunderttausenden von Wildtieren der endlosen Athi-Ebene entrissen hat – umgibt seit vorgestern ein Drahtzaun, damit Antilopen, Giraffen, Zebras und Strauße bei der Landung der Maschinen nicht stören. Letzte Woche musste das Flugzeug noch eine Viertelstunde lang knatternd kreisen, bis das friedlich grasende Wild den Weg freimachte. Jetzt haben sie die Wiese eingezäunt, das Wild blieb draußen. Man drängt es ab, Stück für Stück wird es aus Afrika verdrängt. Es ergeht ihm wie dem noch vor kaum fünfundzwanzig Jahren fabelhaften Wildbestand Südafrikas. Heute brüllt südlich des Sambesi der Löwe nur noch im Zoo, genau wie in Budapest. Aber hier brüllt er, zumindest vorerst, noch. Dank der vielen Mücken, der Malaria und der Strenge der hervorragenden Jagdgesetze. Hier brüllt er noch in seinem uralten Reich, aus vollem Hals, genau so, wie er vor fünfzig Jahren jenen weißen Mann anbrüllte, der es als Erster wagte, ihn herauszufordern. Dass er jedoch die über ihm knatternden Flugzeuge anbrüllen muss – das ist irgendwie nicht mehr in Ordnung. Das sollte man ihm doch nicht abverlangen. Der vielbesungene Zauber Afrikas ist zum Tode verurteilt. Eile, wer ihn noch lebend vorfinden will.

VIERTES KAPITEL: Auch die Elefantenjagd ist kein Zuckerschlecken

Kitui-Urwald, November 1932

„Elefantenjäger." Das klingt wahrlich schön daheim, im versinkenden Lehnsessel der Zivilisation, am knisternden Kaminfeuer bei einer Tasse Tee, und noch dazu im sicheren Schutz jener sechs- bis siebentausend Kilometer Distanz! Ich höre förmlich die heimischen Seufzer: – Ach, was hat der es doch gut... – damit bin ich gemeint. Er hat uns wieder in der Tinte sitzen lassen, inmitten all der Sorgen und Mühen. Natürlich kümmert er sich jetzt um keine Menschenseele, zerbricht sich nicht den Kopf über die uns allen zustehenden Ängste. Er hat sich in den Urwald zurückgezogen, pfeift auf uns alle, eine einzige Sorge plagt den Armen: Wie viel Kilo wohl die Zähne jenes Elefanten wiegen mögen, den er gerade verfolgt. Leicht hat er es. Er genießt sein Leben. Gewiss, ich genieße es. Ich genieße mein Leben, das Leben eines Elefantenjägers, das jedoch – obgleich zweifellos erstrebenswert und nach meinem Geschmack – vielleicht doch nicht jene allzu beneidenswerte „Nonplusultra-Welt" ist, als welche sie von den heimischen „Experten" ausgemalt wird. Im Gegenteil. Nicht nur vielleicht, sondern ganz sicher nicht. Ich könnte sagen, sie ist bis zur Unkenntlichkeit anders. Denn der Großteil der Tage eines Elefantenjägers, sozusagen sein täglich Brot, besteht aus: vergeblicher Mühe, Ärger, dem immer wiederkehrenden Scheitern seines Ziels und der ständigen Belastungsprobe für Gesundheit, Ausdauer und Nerven. Es sind Arbeitstage, manchmal wahrlich Robotertage, zwischen die nur allzu selten ein Sonntag fällt. Der gestrige war so einer, der morgige wird nicht anders sein; seit nunmehr drei Wochen schlage ich mich mit Elefanten herum – die Lage ist unverändert. Hierzulande ist das Sprichwort bekannt, dass ein Jäger erst nach dreihundert Kilometern Fußmarsch Anspruch auf das Erlegen eines ordentlichen Elefantenbullen hat. Nun, was meinen Anspruch betrifft, so wäre dieser längst erfüllt. Eine halbmondgroße Lichtung im grenzenlosen Dornenwald. Auf der Lichtung knietiefes, rotbraunes, brackiges Wasser: mein Trinkwasser, Kochwasser, Waschwasser – ganz wie es beliebt. Am Rande des Sumpfes ein ausladender Feigenbaum, darunter mein Zelt. Etwas weiter, unter dem anderen Feigenbaum, die Gemächer meiner Leute: Der Schatten des Baumes spannt das Zelt über ihnen auf, das Erdreich dient ihnen als Lagerstatt. Es sind etwa dreißig Mann: Zwei „Kirongozis" – ortskundige Führer – in ihren freien Stunden Wilderer. Ihr Erkennungsmerkmal: Speer, Lederschurz. Der „Gewlehrträger": verantwortlich für meine Waffen, Patronen und Kameras. Seine Kleidung: ein einziger Tennisschuh (den er mal am einen, mal am anderen Fuß trägt), eine Baumwollmütze mit Bommel obenauf. Der „Koch". Sein Erkennungsmerkmal: einäugig, trägt weite Hosen, am Gürtel ein Schlüsselbund, da er zugleich der Schatzmeister der Lebensmittel ist. Der „Diener". Sein Erkennungsmerkmal: gelbe Halbschuhe, aus deren Spitzen beide großen Zehen herausragen, eine karierte Hose (das eine Bein bis zum Knie, das andere bis zum Knöchel?), ein Pullover, der in allen Regenbogenfarben schillert, ein Strohhut ohne Krempe und ein frisch rasiertes Kinobärtchen. Die Übrigen sind Träger. Auf meinen Wanderungen tragen sie meine Sachen. Anspruchslose Mohren, größtenteils nackt, nicht einmal ein Erkennungsmerkmal haben sie. Im Übrigen hat die ganze Gesellschaft die gleiche schwarze Haut. Je weniger Kleidung einer trägt, desto ehrlicher ist er – mein Diener ist also der größte Gauner. Auch jetzt ist es halb sechs, und von dem Herrn Kammerdiener fehlt jede Spur, obwohl er mich um fünf hätte wecken sollen. Doch auch er misst die Zeit nur durch Schätzung, nicht mit der Armbanduhr. Zum Glück – beziehungsweise leider – schlafe ich seit geraumer Zeit nicht mehr. Besonders heute nicht, da es in Strömen regnet und mein Zelt bereits zur Hälfte durchgeweicht ist. Ich suche die Taschenlampe, sie ist nicht an ihrem Platz, muss wohl in der Nacht herausgefallen sein. Ich verfolge ihre Spur und finde sie unter dem Bett im Schlamm, doch das Licht ist aus

ihr herausgewaschen. Ich krame die Streichhölzer hervor, deren Schachtel ist jedoch so feucht, dass mir zehn Hölzer abbrechen und kein einziges Feuer fängt. Und erst wie feucht das Hemd, die Hose, die Strümpfe und die Unterwäsche sind – selbst der gestrige Regen hatte keine Zeit, auf ihnen zu trocknen. Es ist ein Genuss, hineinzuschlüpfen. Kühlend. In den Schuhen hat ein Ameisenstamm sein Nachtquartier aufgeschlagen. Er nimmt blutige Rache an mir für die frühe Störung. Doch dies sind wahrlich unbedeutende Kleinigkeiten. Lediglich morgendliche Erinnerungen, die das Erwachen versüßen, damit ich nicht übermütig werde und fröhlich pfeifend meinen Weg antrete. Inzwischen taucht der mit dem Pullover auf. In solchen Momenten trägt er seine Erkennungsmerkmale freilich nicht; im Regen ist es ihm zu schade, sie abzunutzen, lieber lässt er seine eigene Haut einweichen. Er bringt mein Frühstück: einen ordentlichen Teller mit vom Regen verdünntem Reis. Während ich ihn verzehre, versammelt sich die engere Jagdbegleitung um mich: die Kirongozis, der Waffenträger und der Träger der Kamera. Die Armen zittern, ihre Kiefer klappern nur so. Den guten Mohren friert es an jedem Morgen; an einem solch verregneten, matschigen Morgen schüttelt ihn wahrlich der Frost Gottes. Wir brechen in den Wald auf. Wir gehen fährten, suchen die frische Spur eines alten, einsamen Elefantenbullen, um ihr dann zu folgen und ihn hoffentlich einzuholen. Ja, aber es ist nun die vierte Woche, in der wir vergeblich suchen. Dabei hält er sich hier auf, beziehungsweise er kommt immer wieder zurück, denn auf seine einige Tage alte Spur sind wir bereits mehrfach gestoßen. Aber dann verschwindet er wieder, wandert in andere Regionen. Bei Regenwetter findet er überall Wasser und ist nicht gezwungen, seine gewohnten Tränken aufzusuchen. Dann ist es am schwersten, ihn zu treffen. Der Regen hat aufgehört. In solchen Momenten ist es ein Kinderspiel, der Fährte zu folgen – wenn eine da wäre. Die halbmetergroßen Sohlen reißen eimergroße Löcher in den aufgeweichten, nachgiebigen Boden, selbst ein Blinder könnte sich daran orientieren. Wege gibt es hier natürlich nicht, nur ein Netz von schmaleren oder breiteren Elefantenpfaden durchzieht das Waldgebiet; auf diesen bewegen wir uns. Das regenschwere Unterholz beugt sich so tief herab, dass wir uns durch sein dichtes Geflecht nur mit dem „Panga“, dem breitklingigen Beil der Eingeborenen, den Weg bahnen können. Schlagartig sind wir wie nasse Ratten. Na, wir werden noch Gelegenheit haben, zu trocknen. Wir müssen nicht lange warten. Um neun Uhr brennt die Sonne bereits so wahnsinnig, dass wir den nassen Zustand gern zurückhätten, wenn er nur noch da wäre. Hier und da erreichen wir einen Sumpf, ein Morast von ekelerregender Ausdünstung; wir treten knietief, ja sogar hüfttief in den Schlamm ein. Doch es macht uns nichts aus, denn wenn es oben auch warm ist, ist es unten angenehm kühl. Nur vorwärts. Es wird schon noch schlimmer kommen. Die Sonne steigt höher. Ihre Kraft nimmt stetig zu, unbarmherzig schleudert sie ihren Pfeilhagel auf mich herab; das glühende Eisen ihres Strahls schmiedet den Tropenhelm auf meinen Kopf, spannt, schwindelt, betäubt mein pochendes Gehirn. Die wütende Sonne ist nicht jene heimische Sonne, jene wohltuende, jene beliebte, die wir im Frühling kaum erwarten können. Die Sonne, die unsere Gemüter erfrischt, unsere Heizkosten senkt, unsere Saat aufgehen lässt und unseren Schnupfen heilt. Was ist in sie gefahren, dass man sich jetzt vor ihr schützen, vor ihr fliehen muss? Sie trachtet uns nach dem Leben, dabei pflegt sie uns doch zu heilen! Am Mittag, wenn unser Körper nicht einmal mehr einen fingerbreiten Schatten wirft, wenn die Sonne auf dem Höhepunkt ihrer Kraft ihre Feuerdolche senkrecht in meinen Nacken stößt, halten wir inne und lassen uns betäubt im Schutz irgendeines schattigen Busches nieder. Ein wenig Ruhe. Nach dem Verzehr einer Dose Sardinen – deren herausspritzendes Öl meine Hand fast verbrüht – und einer Feldflasche lauwarmen Sumpfwassers regt sich wieder der Verstand, nachdem er in den letzten zwei Stunden seinen Dienst völlig eingestellt hatte. Mit der Schokolade gibt es wieder Probleme. Mein einziger Leckerbissen. Eine ordentlich in Silberpapier eingewickelte Tafel Schokolade. Doch in solchen Momenten, wenn die Hitze der Sonne sie entflammt, erfährt sie wunderbare Metamorphosen. Mal verformt sie sich zum Rhomboid, mal zum Trapezoid; es kommt auch vor, dass sie zur Eiform oder zu

einem geometrisch nicht mehr bestimmbaren Vieleck verkümmert. Unverständlicherweise ist das Silberpapier dann immer innen und die Schokolade außen. Sie tauschen die Rollen. Täglich erwarte ich mit Aufregung das mittägliche Mahl, kann meine Neugier kaum zügeln, mit welcher Schokoladenform sie mich heute wohl überraschen wird? Heute hat sie mich gründlich reingelegt, denn sie ist einfach verschwunden. Ihr wurde die Hitze zu viel, und sie ist aus dem Rucksack herausgeflossen. Nur das Silberpapier hat sie mir als Andenken hinterlassen. Wenn ich aus dem kurzen Schlummer nach dem Essen hochschrecke, ist es, als erwachte ich aus einer Narkose. Was suche ich eigentlich? – Ach ja richtig: Elefantenspuren. Also frisch ans Werk. Mein mühsam abgekühltes Gehirn überlasse ich erneut der zügellosen Sonne, meine zerfetzte Kleidung und meine blutig zerkratzte Haut den Dornen zur weiteren Behandlung. Doch von einer Elefantenspur – frisch, groß, so wie ich sie bräuchte – keine Spur. Nach drei Uhr kehre ich in Richtung Heimat um, damit ich bei Einbruch der Dunkelheit im Lager sein kann, denn so bewundernswert sich die Schwarzen am Tag zurechtfinden, so unbeholfen sind sie in der Finsternis. Ihr Wegweiser, ihr „Kirongozi", ist die Sonne. Jetzt, auf dem Rückweg, lässt das Feuer des himmlischen Kirongozi endlich nach. Den Großteil seiner Munition, das Beste seiner Kraft hat er verbraucht, er spürt sein Ende und läuft in seinem ohnmächtigen Zorn darüber immer röter an. Doch je mehr ihm das Blut in den Kopf steigt, desto harmloser wird er; nach fünf Uhr ist er so gezähmt, dass man ihn ansehen kann. Dennoch strengt er sich so lange an, wird so lange rot, bis er schließlich gegen sechs Uhr zerplatzt und sein zerfließendes Blut den westlichen Horizont überflutet. Die Nacht der Tropen lässt nicht auf sich warten. Plötzlich bricht sie herein, sie lässt der Dämmerung kein Wort. In Minuten säubert sie das blutige Bett der Sonne, verhängt es, verfinstert die Welt und knipst nicht einzeln, sondern mit einem Zentralschalter ihr Meer aus Sternenlampen an. Sie eilt sich, damit von ihrer zwölfstündigen Herrschaft keine einzige Minute verloren geht. Gerade zum Toreschluss komme ich zu Hause an. Totmüde, hungrig, schmutzig, zerlumpt. Aber jetzt ist alles da, denn nun folgt die Serie der Genüsse. Vor dem Zelt, bei Lampenlicht, erwartet mich die Leinwandbadewanne in ihren umarmenden Armen. Wahr ist, dass das Wasser eine braune Suppe ist – eine braune Suppe! Und außerdem ist die Nacht dunkel, die Lampe leuchtet nicht in die Wanne, zudem ist es auch eine Illusion. Und in solchen Momenten nehme ich sie mir alle zu Herzen. Ein schön gedecktes, warmes Abendessen ist der nächste Programmpunkt. Der erste Gang taugt zwar nicht viel, ich beginne mit der täglichen Chinin-Ration. Aber dann kommen auch bessere Dinge. Wahr ist, dass sich Mücken, Motten und geflügelte Ameisen in Hülle und Fülle darunter befinden. Mehr, als man sich in einem Abendessen wünscht. Die Suppe plätschert von ihnen, ebenso die Glaswand, wenn sie darin baden. Es klopft leise, ein fein tönendes kleines Glasglöckchen. Das Herausfischen der ertrinkenden Selbstmörder ist ein besonderes Vergnügen. Doch nicht nur die Insekten, auch mein Abendessen versuche ich zu schützen. Meinen Teller decke ich mit einem anderen Teller ab. Löffel und Gabel schiebe ich nur verstohlen zwischen die beiden Teller; nach dem Herausfischen des Bissens lasse ich sie schnell zusammenklacken wie eine Falle. Als würde man Perlen aus ihrer Muschel fischen, so speise ich zu Abend. Nach dem schwarzen Kaffee folgt die ärztliche Sprechstunde. Abends hocken fünf bis sechs Patienten vor meinem Zelt, in der freien Natur. Dies zähle ich zwar nicht zur Reihe der Genüsse, denn das Herausziehen von Dornen aus rissigen Sohlen, das Auswaschen und Verbinden eitriger Wunden, das Verabreichen von Chinin und Rizinusöl – damit kuriere ich alles – hebt nicht gerade den Glanz des Abends. Es folgt die übliche abendliche „Sauri", der Kriegsrat. Die Führung tritt in mein Zelt: die beiden Kirongozis, der Waffenträger und der Dolmetscher. Letzterer ist nötig, weil die Kirongozis „Wakambas" sind, ich hingegen die Swahili-Sprache verstehe – so weit ich sie eben verstehe. Ich selbst liege dabei auf dem Bett, der Rat hockt im Kreis. Langwierig, mit außerordentlicher Bedachtsamkeit verläuft die Verhandlung, die Besprechung der morgigen Operationen. Jeder legt umständlich seine Meinung dar und beweist seine Wahrheit mit Beispielen. Die Mehrheitsmeinung

entscheidet. Und nachdem es nach langer Zeit gelingt zu beschließen, wie ich morgen den großen Elefanten erlegen werde, löst sich die Versammlung auf. „Sauri na kwisha, kwaheri!“ – sage ich den scheidenden Weisen, was bedeutet: Die Sitzung ist beendet, auf Wiedersehen. Und zum Schluss ein wenig Schneiderarbeit. Nicht viel. Nur das unumgänglich Notwendigste. Denn die zerlumpten Beine der Hose reichen nur noch bis zur halben Wade, bald werden sie zur kurzen Hose schrumpfen. Das Hemd ist bereits eine Patrone; immer muss ich von seinem Saum Material zum Flicken nehmen, es ist so kurz geworden, dass es kaum noch mit der Hose zusammentreffen will. Für die Schneiderei konnte ich mich nie begeistern. Ich bringe es auch nicht weit damit. Mein einziger Trost ist das arabische Sprichwort: „Deine Schönheit liegt nicht in deinem Gewand.“ Als Letzter meldet sich noch der „Mpisi“ (Koch) mit dem großen Wecker, den ich selbst auf die morgige Weckzeit einstelle, aber in der Nacht, in jedem ordentlichen Jagdlager, ist der Platz des Mpisi unter dem Baum. Aber Elefantenspuren zeigten sich auch heute nicht. Und wie lange werden sie sich noch nicht zeigen?

„Még azt is megengedte, hogy lefényképezzem”…

Dies ist das tägliche Leben des Elefantenjägers. Dazwischen gibt es natürlich Ausnahmetage, an denen wir auf eine frische Spur stoßen, ihr folgen, es uns aber nicht gelingt, ihren Besitzer einzuholen. In solchen Fällen müssen wir ohne Zelt auf der Fährte übernachten, als Freiwild für die Moskitos oder irgendein Unwetter. Ich hoffe, es ist mir gelungen, nach all dem das nötige Mitleid im geneigten Leser zu wecken. Ich sehe bereits den Glanz der Tränen in seinen Augen. Ich beklage mich auch nicht weiter. Ich leere

dieses halbe Glas Sumpfwasser-Whisky und schlüpfe unter das Moskitonetz. Hier drinnen ist die Welt eine ganz andere als außerhalb des Netzes. Hier festigt sich wieder die Zuversicht, die tagsüber erschüttert wurde. Allein mit einem guten Buch schließen wir Frieden mit der Welt und mit den Elefanten. Und unterdessen grünt die Hoffnung – wie schon seit drei Wochen an jedem Abend – aufs Neue herrlich auf. Morgen wird es vielleicht doch gelingen!

Fünftes Kapitel: DER WUNDERDOKTOR

Kitui-Urwald, Dezember 1932

Seit Wochen bemühe ich mich vergeblich, laufe mir die Sohlen ab und strapaziere meine Geduld, finde aber keine Elefanten. Meine eingeborenen Führer schreiben unseren Misserfolg dem Ränkespiel irgendeines bösen Geistes zu: „Die Situation wird sich nicht ändern, bis du nicht den nächsten Makanga (Wunderdoktor) holen lässt. Nur er kann den Satan aus uns austreiben, nur er weiß, was zu tun ist.“ Seit Tagen kommen sie mit diesem Vorwand. Ich bin nicht abergläubisch. Zumindest bilde ich mir das gerne ein. Ich betone es immer wieder. Aber das bestärkt nur meinen Verdacht, dass ich es doch sein könnte. Jeder Jäger ist es. Erst recht der afrikanische! Dennoch lächelte ich die Idee, einen Wunderdoktor zu konsultieren, mit einer Handbewegung weg: Ich brauche keine Komödie, keinen Hokuspokus, sondern Elefanten; wir haben jetzt keine Zeit für solche Scherze, und wer so wochenlang ergebnislos durch dieses gehirnerweichend heiße Dornengestrüpp läuft, wird allmählich griesgrämig. Die Tropen schlagen immer auf die Leber. Doch als mein Jagdgefährte darauf zu beharren begann, dass er es auf jeden Fall versuchen werde, und sei es nur der Kuriosität wegen, ja, als er sogar ohne mein Wissen nach dem Makanga schickte, verfolgte ich die Entwicklungen dennoch mit Interesse. In der Zwischenzeit schalt ich jedoch meinen Freund unentwegt aus und versprach ihm eine kartenlegende Zigeunerin für seine nächste Jagdexkursion. Als Zeichen meiner Verachtung packte ich meine Zelte ein – was hier wörtlich zu nehmen ist – und zog, noch vor der Ankunft des Doktors, demonstrativ in Richtung neuer, noch nicht erkundeter Gebiete ab. Ich verabschiedete mich mit den Worten, er solle mir schreiben, wenn der Herr Doktor ihm den Elefanten an einen Baum gebunden habe. Am nächsten Abend traf ein Kurier vor meinem Zelt ein. Er brachte einen Brief, in dem mein Freund mir mitteilte, er habe einen großen Elefantenbullen erlegt; ich solle so schnell wie möglich zurückkommen, Näheres mündlich. Ich schüttelte den Kopf. Glück braucht man hier, sagte ich, keinen Makanga. Dieser Makanga hatte wahnsinniges Glück, dass der Elefant zur gleichen Zeit auftauchte wie er. Das Ganze war ein Spiel des Zufalls. Dennoch wurmte mich der Vorfall. Und am darauffolgenden Tag kehrte ich beschämt in das verlassene Lager zurück. Genau in diesem Moment brachten sie das gewaltige Paar Stoßzähne herein. Ich muss wohl nicht erwähnen, dass mir das Wasser im Mund zusammenlief. Mein Gefährte empfing mich mit folgender Märchengeschichte:

– Kaum dass du weg warst, kam der Wunderdoktor. Seine beiden Schergen trugen sein Zauberwerkzeug hinter ihm her. Nach einer langen, immer wunderlicheren Augenwischerei begann er zu prophezeien: dass ich am nächsten Morgen beim Aufbruch auf der rechten Seite meines Weges ein Giraffenskelett finden würde. Dass danach links ein schwarzes Tier auftauchen würde. Dass ich dieses schwarze Tier, das nicht von meinem Weg weiche, töten solle. Dass ich später die Spur einer Elefantenherde kreuzen würde, aber ich solle mich nicht darum kümmern, obgleich es eine frische Fährte sein würde, sondern weiter nach Osten ziehen; am Abend würde ich dann den großen Elefantenbullen schießen.

Das sagte der Doktor, und du kannst mich für verrückt halten, wenn es nicht Wort für Wort so geschehen wäre! (Er nannte eine weibliche Vorfahrin älteren Semesters als Bürgin). Aber letztendlich musste ich es glauben. Außer meinem Gefährten, der sich auf sein Offiziersehrenwort berief, bürgten etwa dreißig Zeugen für das Geschehene. Das schwarze Tier, das nicht vom Weg wich, war eine stattliche Schwarze Mamba, Afrikas giftigste Schlange, die mein Gefährte, dem Befehl folgend, erschlug. Auch beim Giraffenskelett konnte man kaum behaupten, es habe dort nur zufällig gelegen; Giraffenskelette liegen nicht einfach so am Wegrand, ich hatte in diesem Jahr noch keines gefunden. Und nach Elefanten suchen wir nun schon seit drei Wochen vergeblich. Und jetzt bringen sie hier seine Zähne. Aber ich bin deswegen kein bisschen abergläubisch. Damit das niemand glaubt. Lächerlich! Es interessiert mich nur einfach. Ich wüsste gerne, ob der Zauber auch bei mir wirken würde, das heißt, ob auch ich solch ein zufälliges Glück haben könnte?

Abends ließ auch ich mich behandeln – einzig und allein, um die Kunst des Wunderdoktors zu widerlegen. Der Makanga stellte uns in einer Reihe auf, mich und meine Begleiter, und begann nach einer kurzen Einkehr, unter Glockengeläut zu tanzen. Dabei hielt er immer wieder vor einem von uns inne und blies ihm mit voller Kraft ins Gesicht. Ich weiß nicht, wie es anderen geht, aber ich mag es nicht, wenn man mir ins Gesicht bläst. Dennoch hielt ich dem Pusten stand; für einen Elefanten mit großen Zähnen nimmt man vieles auf sich. Ich blinzelte lediglich mit den Augen. Dann schwang der Makanga einen für diesen Zweck vorgesehenen Zauberzweig um uns herum und trieb den Teufel aus uns aus. Schließlich „behandelte" er sogar meine Gewehre. Er fächelte ihnen mit der Zauberrute zu, blies dann in die Läufe und trieb so den Satan aus ihnen heraus. Was er jedoch hineinblies, das musste später der Putzstock wieder herausholen.

Es folgte die Wahrsagerei. Wir setzten uns alle im Kreis auf, in der Mitte hockte der Doktor, zu seinen Seiten die beiden Ministranten. Sie breiteten kleine Tierfelle vor sich aus – Zibetkatze, Erdhörnchen und Serval –, dann schüttelten sie aus dem Inneren eines riesigen Flaschenkürbisses einige Handvoll verschiedenfarbiger, trockener Bohnen hervor. In der Menge blitzte eine einzige schneeweiße Bohne auf. Lange Zeit sortierten und mischten sie die Bohnen; auf jedes Tierfell kam ein andersfarbiger Bohnenhaufen, während die weiße Bohne auf der ausgestreckten Handfläche eines Ministranten ruhte. Der Doktor nahm nun seinen Bogen zur Hand, spannte einen leeren Kürbis zwischen Bogen und Sehne als Resonanzkörper und begann, darauf zu klimpern. Dazu stimmte er einen geheimnisvollen, leise murmelnden Gesang an, von dem keiner von uns auch nur ein Sterbenswörtchen verstand. Er sang in seiner eigenen Fachsprache, für jedes Bohnenhäufchen ein eigenes kleines Liedchen.

Nachdem dies beendet war, ließ er alle Bohnen, einschließlich der weißen, wieder im großen Kürbis verschwinden, schüttelte ihn gut durch und reichte ihn dann in die Runde der Zuhörer. Jeder von uns musste ihn einmal schütteln; wir gaben den Wunderkürbis von Hand zu Hand und „mischten die Karten". Nach dem Mischen folgte noch ein kurzer Gesang mit Harfenbegleitung, dann riss der Doktor den Kürbis hoch und schüttete den Inhalt über die Tierfelle aus. Davon, auf welches Fell wie viele und welche Farben fielen und vor allem, wo die weiße Bohne landete, hing die Zukunft ab. Der alte Quacksalber verkündete sogleich die Botschaft der Bohnen, welche wie folgt lautete:

„Morgen früh brichst du auf (das wusste ich auch ohne Makanga) und am Abend wirst du wieder lagern (auch das schockierte mich nicht). Geh am nächsten Tag nicht auf die Jagd, selbst wenn du Nachricht von nahen Elefanten erhieltest. Am darauffolgenden Tag kannst du getrost aufbrechen. Du wirst einen einäugigen Mann treffen, der dich um Salz bittet. Gib es ihm. An jenem Tag wirst du auf eine frische Elefantenfährte stoßen und

auch das Trompeten der Elefanten hören, aber den großen Bullen wirst du erst am nächsten, eventuell erst am übernächsten Tag schießen."

Das ist die Hauptsache, dachte ich, der Rest interessiert mich nicht. Gerne gewähre ich einen weiteren Aufschub; es macht mir nichts aus, wenn ich ihn erst am fünften Tag schieße, solange ich ihn nur schießen kann. Damit beendeten wir die Zeremonie.

Und – um es kurz zu machen – am Mittag des dritten Tages schoss ich einen Elefanten. Zwar habe ich keinen einäugigen Mann gesehen, der um Salz bat, noch habe ich das für den ersten Tag versprochene Elefantentrompeten gehört. Aber was kümmert mich so ein kleiner Schönheitsfehler? Es gibt keinen Wunderdoktor, der sich nicht ab und zu irrt. Der Elefant war da. Und den brauchte ich, keinen einäugigen Mann. Ich bin nicht abergläubisch. Aber sollte ich jemals wieder hierher verschlagen werden, würde ich den Herrn Doktor doch fragen, bevor ich mich an die Arbeit mache. Für einen Elefanten mit gewaltigen Stoßzähnen lasse ich mir beliebig oft ins Gesicht blasen.

SECHSTES KAPITEL: TERMITEN

Kitui, Dezember 1932

Der Abend ist über das Elefantenland herabgesunken. Stille herrscht in meinem Lager, meine Schwarzen sind zur Ruhe gegangen, das Lagerfeuer ist verloschen; nur meine Petroleumlampe brennt noch und mein Füllfederhalter kratzt beim Tagebuchschreiben. Die Nacht lässt ihre Stimme lediglich in Gestalt einiger dumpf tönender Frösche vernehmen; sie hughuhen hier in der Nähe, man könnte sie für Eulen halten. Diese hier können nicht quaken; sie würden sich mit unseren Fröschen nicht verstehen. Beachtlich große Leuchtkäfer fliegen auf und ab; kreuz und quer ziehende Laternchen mit grünlichem Licht. Sie sind viel prächtiger als unsere Johanniskäfer. Sie veranstalten ein regelrechtes Feuerwerk: mal leuchten sie auf, mal verlöschen sie wieder, sie knipsen die an ihrem Hinterleib montierte Glühbirne an und aus. Zwei von ihnen rasten hier an der Ecke meines Tisches; einer leuchtet selbst im Sitzen immer wieder auf und gibt Lichtsignale wie ein Scheinwerfer, vermutlich macht er so seiner Partnerin den Hof.

Ein lautlos fliegender Schwarm geflügelter Termiten erscheint im Bannkreis meines Lampenlichts. Sie sind auf Hochzeitsreise, sie ziehen in die Welt hinaus. In der dunklen Geborgenheit ihrer unterirdischen Burg lebten sie bis heute zusammengepfercht; seit Jahren warteten sie auf diesen Tag, auf den Moment des Glücks, der Eruption. Nur ein einziges Mal öffnet sich ihnen das Tor zum Leben, ein einziges Mal erheben sie sich in die Lüfte. Doch sie fliegen kaum eine halbe Stunde, schon ist der berauschende Fasching vorbei: Die ungeübten Flugmuskeln erlahmen, sie landen, brechen sich gewaltsam die Flügel ab und warten dann wehrlos und ergeben auf den Tod. Ein zweijähriges Warten wickelt sich in Minuten ab. Zwei Jahre darben sie im Verlies des Termitenhügels, kommen endlich hervor, um ihre Bestimmung zu erfüllen: sie fliegen, lieben und sterben. Sie bezahlen mit ihrem Leben für ein einstündiges Vergnügen.

Weiß glänzend und transparent ist der Flügel der Termite, ähnlich dem der Libelle; ihr Körper jedoch ist lediglich von Fliegengröße. Sobald sich der Schwarm niedergelassen hat, sind innerhalb von zehn Minuten sämtliche Flügel amputiert; der Boden schimmert von den Unmengen kleiner Flügel so sehr, als wäre er mit Glasscherben übersät. Und obenauf windet sich hilflos die Menge der verstümmelten, todgeweihten Insekten, eine Hekatombe selbstmörderischer Liebespaare. Und warum nur? Welchen Zweck mag dieses unsinnig erscheinende Verderben haben? Diese begeisterte Todesorgie? Wozu der Flügel, wenn man damit nur zum Friedhof fliegen kann?

Auf diese sowie auf viele andere erschütternde Fragen im Leben der Termiten warten wir noch auf eine Antwort. Die Wissenschaft weiß viel über Termiten; ganze Bibliotheken von Studien wurden über dieses Wunderinsekt geschrieben, dessen „Intelligenz" in der Insektenwelt beispiellos ist. Die älteste wissenschaftliche Arbeit über Termiten stammt aus dem frühen 18. Jahrhundert; seitdem haben wir ihnen vieles abgeschaut, doch noch viel mehr ist uns verborgen geblieben. Der in den Tropen auf Schritt und Tritt auftauchende „Termitenhügel" ist auch heute noch ein weites Feld für die Fantasie, noch heute eine Burg der Rätsel. Dabei sieht er von außen wie ein bescheidener, kahler Erdhaufen aus. Er zeigt nicht das geringste Zeichen von Leben. Niemand würde glauben, dass ein Wurm von wunderbarer, erschütternder Organisiertheit sein Inneres bewohnt.

Zwar kommen auch Termitenhügel von auffälliger Form häufig vor, die an Säulen, turmartige Burgruinen, riesige Pilze oder fantastische Koralleninseln erinnern. Dies ist jedoch nur ein Spiel des Zufalls, denn ihre Baumeister kümmern sich überhaupt nicht um den äußeren Stil ihres Palastes. Es wäre auch vergeblich, denn sie könnten ihn ohnehin nie sehen; sie bauen von innen, in ewiger Finsternis, und überlassen es dem Schicksal, welche Form draußen entsteht. Nur die Inneneinrichtung ist wichtig. Aber die dann ganz besonders.

Bevor ich darauf eingehe, möchte ich noch ein, zwei Bemerkungen zum Äußeren der Termitenburg anfügen. Man begegnet Hügeln, die sechs bis sieben Meter hoch sind, was im Verhältnis zum Körper der Erbauer so groß ist, als würden wir unsere Häuser zehntausend Meter hoch bauen. Die Wolkenkratzer von New York haben sie also seit Urzeiten ausgestochen – eine Kleinigkeit in den Augen jeder selbstbewussten Termite. Der Termitenhügel steht so fest, dass er sich selbst unter dem Gewicht eines sich zum Scheuern dagegenlehnenden Elefanten nicht von der Stelle bewegt; er ist so hart, dass man ihn nur mit einer Hacke oder Dynamit sprengen kann. Dabei besteht er aus ganz alltäglichem Material: aus den Exkrementen der Bewohner, aus Termitendünger. Der Termitenziegel ist also billig und unerschöpflich.

In das Innere eines Termitenhügels hatte ich noch nie das Vergnügen hineinzublicken; ich kann also über die dort geschehenden Wunder nicht aufgrund eigener Erfahrungen sprechen. Dennoch habe ich meine Informationen nicht aus den Fingern gesogen, sondern verdanke sie meinem einstigen Lehrer – dem weltberühmten Forscher der Ameisen und Termiten – dem Deutschen K. Escherich, dessen Vorlesungen ich seinerzeit an der Münchener Universität hören durfte. (Und es gibt immer noch Leute, die behaupten, ich hätte die Münchener Universität umsonst besucht.) Von ihm weiß ich, dass im Inneren der Termitenburg im Sommer wie im Winter eine konstante Temperatur herrscht, die durch eine installierte „Luftheizung" reguliert wird. Dass das Königspaar in einem separaten Thronsaal wohnt, die Arbeiter in speziellen Kasernenbaracken, die heranwachsenden Geflügelten in eigenen Kinderzimmern. Dass es darin Brutzellen, Vorratskammern, Friedhöfe, Pilzgärtnereien und Maststationen gibt. Dass an den Eingängen der Belüftungsschächte Soldaten Posten stehen, die im Gefahrfall Alarm schlagen, und dass im Inneren eine ständige Polizei für Ordnung im Verkehr sorgt... Das ist ja schon eine recht ordentliche Leistung in der Insektenwelt, und wenn wir bedenken, dass die „Zivilisation" der Termiten uralt ist, jedenfalls viel älter als die unsere, lohnt es sich vielleicht, einige Minuten vor der Burg eines solch wertlos aussehenden, aber umso respektableren Wurms innezuhalten. Und da wir nicht hineinsehen können, versuchen wir zumindest, das in der Tiefe Geschehende vor unser geistiges Auge zu zaubern.

Nach den Behauptungen der Wissenschaftler wird die Bürgerschaft des Termitenstaates aus fünf verschiedenen „Klassen" gebildet: Arbeiter, Soldaten, Polizei, die geflügelte Aristokratie und das Königspaar. Ich erwähne sie in dieser scheinbar umgekehrten Reihenfolge, weil sie in der Hierarchie ihrer Wichtigkeit so aufeinanderfolgen. Die

Hauptrolle kommt also der Arbeiterschaft zu. Sie ist die zahlreichste und, wie wir sehen werden, auf ihren Schultern ruht der Wohlstand der gesamten Gesellschaft; ja, sie entscheidet sogar über Leben und Tod. Dabei sind die armen Arbeiter klein, unbewaffnet, flügellos und vollkommen blind; sie sind die wehrlose Beute unzähliger Feinde, von denen der furchtbarste, grimmigste und blutrünstigste die Ameise ist.

Der seit Urzeiten zwischen Ameisen und Termiten tobende, aussichtslose Krieg, der jeglichen Friedensschluss ausschließt – ein wahrhaft veredelnder Krieg, der die Intelligenz hervorgebracht hat und der die Termiten im Laufe der Zeit zwangsläufig zum Höhepunkt der sozialen Organisation schliff –, dieser Hass, mit dem sie sich gegenseitig in Schach halten und ihre Qualitäten herausfordern, ist einzigartig in seiner Art. Man sagt – und zwar wiederum die Wissenschaftler –, dass Ameisen und Termiten die Welt längst aufgefressen hätten, wenn sie sich nicht gegenseitig bekämpfen würden. Ohne Ameisen hingegen, so denke ich, wären die Termiten nicht so weit gekommen.

Wir waren also vorhin dabei: Was haben die Arbeiter in der Termitenburg zu tun? Nun, was das betrifft, gibt es einiges. Ihnen wird nicht langweilig. Ihre wichtigste Aufgabe ist – die Verdauung. Die Arbeiterschaft ist der Magen des Termitenstaates. Nur die Arbeiter können aus eigenem Antrieb fressen, nur sie können verdauen. Und mit dem, was sie verdaut haben, füttern sie ihre zu diesen Funktionen unfähigen Termitengenossen: die magenlosen Soldaten, Polizisten, Geflügelten und das Königspaar. Wen die Arbeiter nicht füttern, der stirbt unerbittlich. Die Arbeiter regulieren also die Anzahl der Bevölkerung, ja sogar die Dichte der einzelnen sozialen Klassen. Aus den aus den Eiern schlüpfenden Larven können sie auf bisher ungeklärte Weise – wahrscheinlich durch die Regulierung der Fütterung – Arbeiter, Soldaten, Geflügelte, ja im Bedarfsfall sogar einen König oder eine Königin entwickeln. Brauchen sie Militär, ziehen sie mehr Soldaten auf; sind die Polizisten überzählig, füttern sie sie nicht und lassen sie verhungern.

Wer stirbt, ist auch nicht verloren; er kommt in die Gemeinschaftsküche; die anderen fressen ihn auf. Zu kleinen Teilchen zerkaut, legen sie ihre Toten in das dafür vorgesehene Krematorium; das Krematorium ist zugleich Vorratskammer, denn wenn es nichts Besseres gibt, wird von dort, aus dem zu Asche werdenden Staub der Vorfahren, das Abendessen geholt.

Aufgabe der Arbeiter ist ferner der Bau, die Reinigung und die Instandhaltung der Termitenburg. Ihr Baumaterial stammt, wie erwähnt, ebenfalls aus ihrem Magen; mal bauen sie damit, mal füttern sie damit. Auf der Arbeiterschaft lasten zudem alle sonstigen Mühen im Staatshaushalt: die Pflege des Königspaares, der Transport der Eier vom Thronsaal in die Brutzellen, die Verwaltung der Lebensmittellager, die Pflege der „Pilzgärtnereien"; im Kriegsfall der Schanzenbau, das Wegräumen von Toten und Verwundeten sowie der Nachrichtendienst. Eine ernste Arbeit. Ihre Pilzgärtnereien halten sie in speziellen Zellen; die Art der Produktion ist im Grunde ungeklärt. Wir wissen lediglich, dass die künstlich gezüchteten Pilze ebenfalls zum Lebensmittelvorrat gehören. Diesem Zweck dient auch die „Maststation": Termitenlarven, die ihrer Beine beraubt und somit zur Bewegung unfähig, dafür aber umso mehr zur Mast geneigt sind, sind die Bewohner der Maststation; die Arbeiter füttern sie kräftig, damit aus den Masttieren im Bedarfsfall ein schöner, fetter Braten werde. All dies beweist klar, dass die Arbeiterschaft das Beste der Termitenburg ist: staatliche Verdauer, Ammen, Henker, Baumeister, Gärtner, Totengräber, unparteiische Richter über Leben und Tod.

Ich komme zum Militär. Die Soldaten sind ebenfalls geschlechtslos, flügellos und blind. Auf ihrem Kopf tragen sie eine furchtbare, unverhältnismäßig große Waffe, ein Scherenpaar ähnlich dem des Krebses, das sie im Kampf unentwegt klappern lassen, wobei sie wahllos in die ewige Finsternis hineinhacken. Fressen können sie auch nicht,

wegen ihres Helms könnten sie es auch gar nicht; auch sie sind auf das Gnadentuch der Arbeiter angewiesen. Der ewige Feind der Termiten, das Ameisenheer, versucht durch die Belüftungsgänge in die Termitenburg einzudringen. Diese Eingänge werden von einer Wache besetzt gehalten, die beim Erscheinen des Feindes ein zischendes Geräusch von sich gibt, „Alarm schlägt“, woraufhin aus der nächsten „Kaserne“ Militär zum Tor strömt. Ein erbitterter Kampf entwickelt sich dann, aus dem – laut Wissenschaftlern – meistens die Ameisen als Sieger hervorgehen.

„Magányos bivalybikát lőttem“ . . .

Endet ein Kampf unentschieden, ziehen beide Seiten ordentlich ab; die Ameisen nehmen ihre Beute, die Leichen des Feindes, mit sich. Auch die Termitenregimenter kehren in ihre

Kasernen zurück, nur die üblichen Posten bleiben am Burgtor. Unmittelbar danach tauchen die Arbeitertrupps auf, um die beim Kampf beschädigten Festungsmauern auszubessern. Wenn es jedoch für die Termiten eng wird, führen sie einen strategischen Rückzug durch. Abgeordnete Arbeitertrupps bauen mit bewundernswerter Geschwindigkeit eine „granatensichere" Trennwand vor den Soldaten auf. Jene Soldaten sind nun unrettbar verloren, ihr Rückweg ist abgeschnitten, sie sind dem Feind ausgeliefert, sie wurden auf dem Altar des Vaterlandes geopfert; aber es gelang, die Gefahr zu isolieren, den Angriff der Ameisen aufzuhalten, den Staat zu retten. In den Termitenburgen finden täglich Thermopylen-Schlachten statt, die Liste der Termiten-Leonidasse ist unzählbar, doch über sie schreibt niemand ein Gedicht.

In den Termitenburgen findet man oft von Ameisen bewohnte Teile. Scheinbar im größten Frieden, in freundschaftlicher Nachbarschaft leben die Todfeinde zusammen. Aber nur scheinbar. Denn die Ameisen halten sich dort nicht aus Freundschaft auf; mit Gewalt, durch blutige Schlachten haben sie den Termiten ihre Wohnung abgerungen, die unter dem Druck der Übermacht jenen Teil ihrer Burg aufgaben und sich dann in das Innere ihrer Katakomben verschanzten. Die Termitenpolizei ist nichts anderes als kleinwüchsiges Militär; angeblich nimmt sie nicht aktiv am Kampf teil, sondern sorgt für die innere Ordnung und wacht über den Fleiß der Arbeitertrupps.

Die nächste Kaste ist die Klasse der Geflügelten. Diese hat die Natur galant ausgestattet: nicht nur mit Flügeln und Augen, sondern sogar mit einem festen Geschlecht. Jungen und Mädchen werden in einer gemeinsamen Zelle aufgezogen, mit dem, was ihre fleißigen Kollegen für sie verdauen. Die geflügelte Klasse ist der Träger des Lebensfadens, die Hoffnung der Zukunft; sie wird dereinst den Gedanken der „Staatsgemeinschaft" weiterführen, sie führt den Kampf fort; schöner, auf sie blickten die Augen jeder Termite mit Stolz – wenn das gottgegebene Geschöpf denn welche hätte. Den Geflügelten fällt eine einzige Aufgabe zu: die Arterhaltung. Auf den ersten Blick scheint es, als lohne es sich bei den Termitens nur, zu den Geflügelten zu gehören. Doch beneiden wir die Armen nicht! Ihr Brot ist vielleicht noch bitterer als das der anderen. Natürlich nur im übertragenen Sinne, denn was das Brot betrifft, kann das der anderen auch nicht viel süßer sein, da es im selben Ofen wie das der Geflügelten gebacken wird, nämlich im Magen der Arbeiter.

Die Geflügelten bezahlen, wie ich bereits eingangs erzählte, teuer für jene halbe Stunde Freude, die das Schicksal ihnen so knapp bemisst. Sie geben ihr Leben im Tausch dafür. Zwei lange Jahre warten sie darauf, dass mit dem Herannahen der Regenzeit die Stunde der Befreiung schlägt. Auf ein geheimnisvolles Signal eines namenlosen Kommandanten ziehen sich die Wachen von den Türen der Luftgänge zurück, die Triumphbögen öffnen sich, und der begeisterte, todgeweihte Hochzeitszug strömt hinaus. Mehrfach hatte ich Gelegenheit, diesen wunderbaren Ausbruch zu beobachten. Wie ein aufspringender Geysir ist das Glitzern der Unmengen häutiger Flügel; Millionen Liebespaare erblicken das Tageslicht, berauscht von der Sonne und der Freiheit. Die Termiten schwärmen.

Schon im Moment des Verlassens der Burg laufen sie sozusagen dem Tod in den Rachen. Viele Raubtiere, allen voran die Ameisen, erfahren rechtzeitig von den Hochzeitsvorbereitungen der Termiten und lauern bereits an den Mündungen der Tore auf die Herauskommenden. Ein sehr großer Teil der völlig wehrlosen, weichkörperigen Termiten kommt schon hier, an der Schwelle ihres Hauses, um, noch bevor er seine Flügel hätte ausbreiten können. Die mit heiler Haut Entkommenden treten über die zuckenden Körper ihrer unglücklichen Gefährten hinweg. Doch beim Anblick des glitzernden Termitenschwarms erscheinen zahllose kleinere und größere Vögel, um sich nach Herzenslust an den in arglosem Glück umherfliegenden Insekten satt zu fressen. Ich sah

einen Vogel, der mit vollem Kropf keuchend auf dem Ast saß und sich an der leichten Beute der schwärmenden Termiten krank gefressen hatte.

Und bald schlägt die silberne Flügelwolke nieder. Die den Boden erreichenden Brautpaare machen sich sogleich ans Werk: In wenigen Minuten wird aus den stolzen kleinen Faltern ein unbeholfen zuckendes Heer von Maden. Sie haben sich amüsiert, jetzt denken sie nur noch an ihre Pflicht, und dazu braucht man keinen Flügel mehr, also weg damit, er muss abgerissen werden. Und in diesem Moment, wenn die Paare bereits an die Gründung einer neuen Familie gehen wollen, bricht die Katastrophe über sie herein. Ameisenschwärme wälzen sich heran, Massen mit beißenden, giftigen Zähnen; Krieger auf Krieger wirft sich auf die völlig wehrlosen Termiten, die nicht einmal mehr ihren einzigen Fluchtweg, ihre Flügel, nutzen können. Zu den Ameisen gesellen sich bald tausend andere Insekten, ja, wenn er davon Wind bekommt, erscheint auch der Mensch in Gestalt einiger hungriger Mohren, um die Termiten in Körben zu sammeln, mit nach Hause zu nehmen, zu braten und als Delikatesse zu verzehren. Daraus besteht das Schwärmen der Termiten.

Nun, und die Arterhaltung – fragen wir berechtigterweise –, was wird daraus, wenn alle umkommen? Doch es kommen gar nicht alle um! Unter den Millionen finden sich ein, zwei Paare, vielleicht drei, vielleicht wer weiß wie viele – aber sehr wenige –, die den tausend Gefahren entkommen. Die lebend entkommen, sich paaren und auf Kosten des Untergangs ihrer Geschwister ein neues Leben beginnen. Sie retten die Erfahrung von Jahrtausenden in die neue Burg, fügen ein neues Glied in die Kette ein. Sie bauen eine neue Termitenburg...

Zum Schluss noch einige Worte zu den unglücklichen Privilegierten der Termitenburg, den traurigsten, hilflosesten Termiten – dem Königspaar. Die Königin verdient ihren Namen in keiner Weise. Da die Wissenschaft sie aber so nennt, ehre ich sie auch so. Dabei ist die arme Königin nichts anderes als eine fettgemästete, ihrer termitenhaften Form völlig entfremdete, im Gefängnis eingesperrte Legemaschine. Sie kann ihre herrschaftliche Zelle niemals verlassen, sie passt durch keine Tür hinaus, sie kann sich ja nicht einmal bewegen, so fett ist sie. Die Königin ist etwa zehn- bis fünfzehntausendmal größer als ihre Arbeiter. Die Arbeiter können in der königlichen Zelle frei ein- und ausgehen, die sie entsprechend dem Wachstum des hoheitlichen Bauches erweitern. Ich übertreibe nicht, wenn ich dieses unglückliche, als Königin verspottete Geschöpf zur Legemaschine degradiere, denn nach Escherichs Forschungen legt sie durchschnittlich jede Sekunde ein Ei, täglich also zwölftausend, jährlich etwa sechsundzwanzig Millionen Eier. Angeblich legt das gottverlassene Wesen Tag und Nacht Eier und lebt – ebenfalls angeblich – drei bis vier Jahre. Sobald sie jedoch der jährlichen sechsundzwanzig Millionen überdrüssig wird und zum Beispiel nur noch vier oder fünf Millionen „schwänzen“ will, wird sofort das Urteil über sie gesprochen: man lässt sie verhungern und lagert sie in der Vorratskammer ein. Niemand ist für ihren Tod verantwortlich, niemand tötet sie, sie bekommt einfach nichts mehr zu fressen. Der große Unbekannte, der Anonymus, der in der Termitenburg dirigiert, spricht das Todesurteil über sie aus. Im Kongo lebt ein Eingeborenenstamm, der seinen Häuptling, sobald er zu altern beginnt, einfach vergiftet. Auch dort ist niemand für den Tod des Häuptlings verantwortlich: „Das Volk, das Interesse des Staates“ räumt ihn aus dem Weg.

Der Partner der Königin, der ebenfalls unverdienterweise seinen hohen Titel trägt, lebt als bescheidener, schüchterner kleiner Pantoffelheld mit seiner Frau zusammen, im Vergleich zu der er etwa zweihundertmal kleiner ist; seine Seele wird offensichtlich von Gehemmtheiten und Minderwertigkeitskomplexen geplagt, denn verängstigt verkriecht er sich unter dem walähnlichen Bauch seiner königlichen Gemahlin.

Die verdauenden Termiten, also die Arbeiter, leben von pflanzlicher Kost. Um ihre Vorratskammern zu füllen, verlassen sie ihre Burg und brechen zu kleineren oder größeren Ausflügen, zu Nahrungssammelexpeditionen auf. Da sie das Licht nicht vertragen, rücken sie nachts aus und verbinden die zu plündernde Pflanze oder den Baumstamm zuallererst durch eine gedeckte Galerie, einen verborgenen Gang mit ihrem Zuhause, um den Heimtransport der Nahrung an einem bequemen, geschützten Ort abwickeln zu können. Diese röhrenartigen Gänge sind ebenfalls bewundernswert eingerichtet: es gibt unter ihnen solche für den Gegenverkehr, auf einer Seite darf man nur gehen, auf der anderen nur kommen. Und es gibt solche, die dem Einbahnverkehr dienen. In diesen finden sich stellenweise erweiterte Ausweichstellen, ähnlich wie auf unseren Bergstraßen. Sollten sich dennoch zwei lasttragende Arbeiter begegnen, passen sie in dem engen Gang nicht aneinander vorbei. Einer von ihnen stellt sich in die Ausweichstelle und wartet höflich, bis der andere an ihm vorbeigegangen ist, und setzt dann seinen Weg fort.

Auf ihren Beutezügen vernichten sie so ziemlich alles, was ihnen unter die Finger kommt. Sie schrecken vor nichts zurück, außer vor Eisen, Stein und Zement. Aus Furcht vor ihnen hängen wir unsere Kleidung an Drähte, denn wenn sie sie finden, zernagen sie selbst die in Holzkisten eingeschlossene Kleidung zu Fetzen. Die unteren Enden der Telegrafenmasten sowie die Zaunpfähle werden hierzulande aus Eisen oder Zement gefertigt, damit die Termiten sie nicht auffressen. Ebenfalls aus Eisen sind die Schwellen der Uganda-Bahn, denn wären sie aus Holz, würden die Termiten den Zug zum Entgleisen bringen. Häufig kommt es vor, dass sie Gebäude, insbesondere die Häuser der Siedler, plündern. Ihre Tunnel führen sie auf die raffinierteste, jeden Einbrecher beschämende Weise meist völlig unbemerkt in das Haus des ahnungslosen Bewohners; und wenn die Hausherren dahinterkommen, ist es bereits zu spät, die Termiten haben die Innenseite der Schränke bereits aufgefressen. Immer wieder hört man von ähnlichen Fällen: Jemand kehrt nach längerer Abwesenheit in sein in der Zwischenzeit unbewohntes Haus zurück. Beim Eintreten bemerkt er nichts Verdächtiges, doch der Sessel bricht zusammen, sobald er sich hineinsetzt, weil die Termiten das Innere der Sesselbeine ausgehöhlt haben. Bilderrahmen, die scheinbar unversehrt an der Wand hängen, fallen unerwartet auseinander. Die Termiten haben das Innere des Rahmens mitgenommen und es längst in den Vorratskammern ihrer fernen Burg versteckt.

Dies sind alltägliche Fälle. Aber ich kann mit noch außergewöhnlicheren dienen. In Indien musste 1814 der Palast der Regierung in Kalkutta abgerissen werden, weil die Termiten ihn so beschädigt hatten, dass er einzustürzen drohte. Und Jamestown, die Hauptstadt der Insel St. Helena, wurde von ihnen sozusagen völlig zerstört. Nur durch die Ansiedlung eines Ameisenschwarms konnte das Wüten der Termiten eingedämmt werden.

Die erschütternden Erscheinungen der Natur pflegen wir gewöhnlich auf zweierlei Weise zu erledigen. Es gibt unter uns solche, die über sie staunen, über sie grübeln, sie jedoch nicht verstehen. Und es gibt solche, die sich gar nicht wundern, die Tatsachen einfach akzeptieren und – noch weniger von ihnen verstehen. Für Erstere ist die Welt voller Probleme, Staunen und Geheimnisse. Für Letztere ist alles „natürlich"; sie können sich mit all dem arrangieren, was sie um sich herum erfahren; die „Ordnung der Natur", die „Abfolge der Dinge" ist für sie eine Beruhigung, die ihre Zweifel verstummen lässt.

Dabei gibt es in der Natur kein kleineres oder größeres Wunder. Der Termitengärtner, der seine Pilzkulturen pflegt, ist um nichts wunderbarer als – was soll ich auf die Schnelle erwähnen – sagen wir unsere eigene Darmtätigkeit; nur da wir daran gewöhnt sind, fällt es uns nicht ein, uns zu wundern. Nur dann, wenn unser Auge zufällig an einer unbekannten Blume hängen bleibt, an einem fremden Tier, wenn wir uns in dessen nie geahnte Lebensumstände verlieren, nur dann werden wir uns des Wunders bewusst, nur dann

bleiben wir mit offenem Mund stehen. In solchen Momenten ist es, als fänden wir unerwartet einen neuen Riss, ein neues Schlüsselloch am Tor des großen Geheimnisses der Schöpfung; unsere Kinderaugen weiten sich vor Staunen, uns wird fast schwindelig.

Als Ergebnis meines Besuchs bei den Termiten schwebt ein einziges großes Fragezeichen vor meinen Augen: Wer dirigiert in der Termitenburg? Wer ordnet an, wer ist hier der Diktator? Wer ist jener Anonymus, der befiehlt, wie viele Soldaten aufgezogen werden müssen, wann die Königin verhungern soll, wann das Tor vor dem Hochzeitszug zu öffnen ist? Wer plant hier, wer sieht in die Zukunft, wer kommandiert auf dem Schlachtfeld? Wer weist die einzelnen Arbeiter an, ob sie mit ihrem verdauten Abendessen eine Burgmauer bauen oder ihren großscherigen Soldatbruder füttern sollen? Das unglückliche, als „königlich" verspottete Paar keinesfalls!

Interessant ist, dass jene Individuen, die sehen können, die die Schöpfung mit Augen ausgezeichnet hat – das Königspaar und die Geflügelten –, die am meisten Eingeschränkten, die Hilflosesten sind. In der Termitenburg gehört die Macht den Blinden! Blinden Arbeitern, die unumschränkte Herren, aber zugleich ewige Sklaven der Gemeinschaft sind. Doch sie, woher erhalten sie ihre Befehle? Wie nennt man jene bewundernswerte Kraft, jene unerklärliche Solidarität, jene spartanische Strenge, die den Termitenstaat in ihrer eisernen Hand hält? Wer ist jener leichtsinnige Verschwender, der von diesen ordentlichen, übermäßig disziplinierten, sparsamen, man könnte sagen geizigen Termiten jenes unerhörte Maß an Lebensverschwendung, an Kraftvergeudung verlangt, wenn von den schwärmenden Millionen zweifellos nur einige wenige entkommen können? Wer ist das?

Mitternacht ist vorbei. Das Zubettgehen habe ich offensichtlich vergessen; die Termiten haben mir den Schlaf aus den Augen getrieben. Spät am Abend ist es nicht gut zu botanisieren. Während ich mich ausziehe, trifft ein neuer Schwarm um meine Lampe ein. Wie kleine weißflügelige Geister schweben und jagen sie um mich herum. Ob sie wohl wissen, wie lange der Ball noch dauert, dass ich gleich das Licht ausknipse? Wer von den vielen ist wohl der Auserwählte, wer wird die große Prüfung überleben, wer wird der Bote sein, der Staffelläufer, der den Kodex des Termitengesetzes in die Zukunft rettet? Eine Flut von Fragen. Doch der Urwald schweigt beharrlich...

SIEBTES KAPITEL: EIN OPFERFRÜHSTÜCK

Ukamba, Dezember 1932

Im unwegsamen Urwald der kenianischen Provinz Ukamba liegt meine einsame Jagdhütte verborgen. Mit meinem weißen Reisegefährten jagten wir bisher gemeinsam Elefanten; neulich trennten wir uns. Möge jeder sein Glück auf eigene Faust versuchen. Der eine schlug diese, der andere jene Richtung ins Unbekannte ein, nachdem wir vereinbart hatten, uns in zwei Wochen dort wiederzutreffen, von wo wir aufgebrochen waren – am Fuße eines weithin sichtbaren Felsens.

Es dämmert noch nicht einmal, als mein Elefantenfährtenleser namens Mukula (1) in mein Zelt schleicht. Ich bin wach, stelle mich aber schlafend. Mukula beginnt mit flüsternder Stimme das Wecken; und da ich nicht reagiere, wiederholt er es wohl zehnmal, jedes Mal eine Stufe lauter:

– Ondoka, Bwana! (Wach auf, Herr!)

Zwei, drei dünne Stöckchen hält er in der Hand, halbmeterlange Zweige: die genauen Maße der gestern aufgespürten Elefantenfährten, ermutigende Zeichen dafür, dass hier Elefanten mit großen Zähnen unterwegs waren. Spuren mit einem Durchmesser von weniger als einem halben Meter sind „uninteressant", mit denen lohnt es sich nicht, sich abzumühen; wir suchen nach zentnerschweren Stoßzähnen, und deren Besitzer leben „auf großem Fuß". Ich höre Mukulas langwierigen, geheimnisvollen Erklärungen geduldig zu, verstehe jedoch kein einziges Wort. Der Alte spricht Wakamba, das beherrsche ich nicht. An Dolmetschern mangelt es zwar nicht, das Problem ist nur, dass alle gleichzeitig sprechen, ihre Zungen rollen wie Ziegenköttel auf dem Eis, und jeder übersetzt Mukulas Sprüche anders. Sie geraten sogar in Streit. Ich mag keine morgendlichen Debatten. Auf nüchternen Magen verträgt man keine Geduldsprobe. Schließlich verstehen wir uns doch!

(1) Derselbe Mukula, den der Leser bereits aus dem „Csui!" kennt. Seitdem hat er sich mit mir versöhnt.

Letztes Jahr geschah hier in der Nähe ein Unfall. Ein verwundeter Elefant tötete einen eingeborenen Jäger, Mukulas Freund, den mit Giftpfeilen jagenden Pilipili.

– Hier haben wir ihn am Waldrand begraben – erzählt Mukula. – Wenn du ihm ein Frühstück bringst, wird er seinen Tod durch uns rächen lassen, er wird uns beim Erlegen des großen Elefanten helfen.

– Gerne überlasse ich ihm sogar mein Mittagessen – antworte ich –, wenn er dann tatsächlich Partei für uns ergreift!

– Pilipili braucht nicht viel – sagt Mukula –, bringe nur von allem eine Prise mit. Aber du musst von allem etwas bringen, sogar von deinem Tee einen Schluck; frühstücke heute nichts, wovon du Pilipili nicht auch ein wenig geben würdest.

Dem Aberglauben der Eingeborenen ist es immer ratsam nachzugeben. Selbst wenn sie nicht unbedingt den erhofften Erfolg bringen, entmutigt ihre Missachtung die Schwarzen. Genau nach den Anweisungen des alten Wunderdoktors handele ich also. Bei Tagesanbruch hocken wir bereits am Fuße des riesigen Feigenbaums, auf dem angeblichen Grab des unbekannten Elefantenjägers. Nachdem Mukula sorgfältig das trockene Laub und diverses Geäst weggeräumt hat, „deckt" er das Grab nach Sitte und Ordnung. Er pflückt große, glänzende Blätter und richtet darauf an. Auf eines legt er die Reste seines eigenen Frühstücks: ein handgroßes Stück seines Breis und einen Bissen getrocknetes Zebrafleisch. Auf das andere kommt mein Opfer: eine halbe Sardine, eine Messerspitze Puderzucker und Zwiebackbrösel. Dann begießt er das Ganze mit dem Tee, den wir in der Tasse mitgebracht haben.

Doch nach dem Frühstück gehört für den armen Pilipili auch ein wenig Tabak dazu! Mukula holt also seine Dose aus Antilopenhorn hervor und streut einige Körnchen Schnupftabak neben den Brei. Ich meinerseits lege eine Zigarette auf den Teller sowie drei Streichhölzer. Die Schachtel lasse ich zwar nicht da, aber es sind schwedische Streichhölzer. Ich fürchte, dass der verstorbene Kollege beim Anzünden ein wenig Schwierigkeiten haben wird. Aber was soll's. Vielleicht raucht er ja gar nicht. Schließlich sucht Mukula noch einen Giftpfeil aus seinem Köcher hervor und steckt ihn neben das Frühstück. Während der gesamten Zeremonie unterhält er sich ununterbrochen mit dem Verblichenen. Was sie besprechen, bleibt mir ewig ein Rätsel. Ich hoffe, sie schimpfen nicht über mich, weil ich es gewagt habe, hier in das von ihnen seit Jahrtausenden beanspruchte Jagdgebiet einzudringen.

Dann brechen wir, seelisch beruhigt und im Vertrauen auf meinen bewirteten Gönner, zur Jagd auf. Und es scheint, dass die Sardine ihre Wirkung doch nicht verfehlt hat. Denn wenn auch nicht an jenem Tag, so schoss ich doch am dritten Tag einen großen Elefanten. Es kann auch sein, dass es die Zigarette war. Es war eine „Dimitrino“ aus Kairo! Schwarzer Kamerad, der du unter dem Feigenbaum ruhst, ich danke dir für die freundliche Vermittlung!

ACHTES KAPITEL: AUF DER FÄHRTE DES BONGO

Bambuswald, Januar 1933

Ich befinde mich im Herzen Afrikas, die rote Linie des Äquators verläuft irgendwo ganz in der Nähe meines Lagers – und dennoch habe ich wohl selbst zu Hause während einer winterlichen Wildschweinjagd im Januar kaum so gefroren. Es ist Nacht. Ein bleierner Regen nieselt herab, der pfeifende Orkan reißt fast mein Zelt weg, rahmweißer Nebel woget umher, und der Bambuswald kracht und ächzt wie die Spanten eines alten, sturmgepeitschten Schiffes. Ich habe einen mit Glut gefüllten Blecheimer ins Zelt gestellt, um ein wenig zu heizen, aber er raucht so stark, dass ich ständig lüften muss – ersticken will ich schließlich auch nicht. Sobald ich jedoch den Zelteingang aufknöpfe, drückt der Sturm den Qualm des davor errichteten Scheiterhaufens wieder herein. Es herrscht ein unangenehmes Wetter. Westlich des Mount Kenya, an den Hängen des dreitausend Meter hohen Kinangop, versinkt mein Lager im Regen. Hier regnet es nun schon seit Tagen – vergeblich. Ich habe mir da etwas vorgenommen: Ich wollte einen Bongo schießen. Das ist jedoch keine leichte Sache. Sagen wir es offen: Es ist verdammt schwer.

Flóberttel lőtt afrikai vitéz-sas

Der Bongo ist nämlich die seltenste Antilope Afrikas. Er ist die Riesenantilope des Urwaldes, ein Einsiedler des undurchdringlichen Dschungels mit geheimnisvoller Lebensweise, die unerfüllte Sehnsucht unzähliger Jäger und die Krone jeder afrikanischen Trophäensammlung. Ansonsten ist er ein harmloses Tier. Seine Jagd birgt keinerlei Gefahr, sie lockt nicht mit dem Nervenkitzel, der mit dem Erlegen eines Elefanten, Löwen oder Büffels verbunden ist; meines Wissens hat ein Bongo noch nie jemanden gebissen. Dennoch würden viele alte Afrika-Jäger wohl fünfzehn Löwenhäute für ein einziges Bongo-Gehörn geben. Denn Löwen werden unzählige geschossen. Es gibt hier mittlerweile fast so viele Löwenjäger wie bei uns zu Hause Hasenjäger. Aber einen

Bongojäger – genauer gesagt jemanden, der tatsächlich einen Bongo gestreckt hat – muss man mit der Lupe suchen.

Einen Bongo zu schießen, ist zu einem großen Teil Glückssache. Ich habe einen Bekannten, der neulich hier herkam und noch am selben Abend, nur einen Ruf weit von seinem Zelt entfernt, einen Bongo schoss. Am dritten Tag zeigte er bereits in Nairobi stolz das Gehörn her. „Nach so etwas", sagte er, „soll mir noch mal einer behaupten, es sei schwer, einen Bongo zu schießen!" Solche Fälle gibt es. Aber ich kenne auch andere, und nicht zu knapp, die sechs Wochen lang ununterbrochen suchten, von morgens bis abends fährten, nachts wachsam lauschten, ohne auch nur die Ohrspitze eines Bongos zu Gesicht zu bekommen. Ich werde keine sechs Wochen warten, das garantiere ich. Ich habe die Nase voll von dieser aussichtslosen Arbeit. Und zwar im wahrsten Sinne des Wortes, denn durch das ständige Nasswerden und Frieren ist mein Hals so zugeschwollen, dass mein Eifer für den Bongo erheblich nachgelassen hat. Wenn das Wetter nicht so verrückt wäre, wenn nicht meine ganze Ausrüstung durchweichen würde und wenn nicht meine Schwarzen einer nach dem anderen krank würden, könnte ich dem Bongo noch verzeihen. Denn die Gegend ist schön, gesund, und die Luft ist großartig. Es gibt kein unangenehmes Ungeziefer, keine Moskitos, keine Tsetsefliegen, keine Skorpione. Man muss weder dürsten noch schwitzen – man muss nicht einmal Chinin nehmen! Ein großartiger Ort. Ich habe die Nase voll davon.

Auch jetzt liege ich in voller Montur samt Mantel auf dem Bett und kann doch nicht schlafen vor Kälte, Wind und dem Krachen der Bambusstangen. Ich lasse mir einen Eimer heißes Wasser aus dem über dem Feuer brodelnden Kessel bringen, mische ihn mit ordentlich Whisky und schreibe dann weiter an meinem Tagebuch.

Einige Worte über diesen Bambuswald, der den Bongo verbirgt: Er besteht aus telegrafenmastendicken, über zwei Stockwerke hohen Schilfrohrstämmen, und zwar so dicht stehend wie handgesäter Weizen. Eigentlich führen hier nur Elefantenpfade hindurch – auf denen kann man vorankommen, ansonsten würde einen selbst eine Schnecke überholen. Das Unterholz besteht aus mannshohen Brennnesseln, die jedoch feuriger sind als unsere heimischen; sie brennen selbst durch zwei übereinandergezogene Hosenbeine hindurch. Oben in der Höhe treibt der Bambus blassgrünes, federartiges Laub, ein dicht schließendes Blätterdach, unter dem die Welt dunkel wird. Im Bambuswald herrscht selbst am Tag nur ein dämmriges Halblicht. Das Innere der zehn bis zwölf Meter hohen Bambusstämme ist mit kristallklarem Wasser gefüllt – lauter grün gestrichene, dicke Wasserleitungsrohre. Wenn man durstig ist, schlägt man einfach mit der Axt in einen Stamm, fertig ist der Rohrbruch, und feinstes Trinkwasser strömt reichlich hervor. Ach, fände ich doch dort unten in der Ebene, im drückend heißen Elefantenwald, hier und da einen solchen mit kaltem Wasser gefüllten Baum! Aber hier in der bitteren Kälte zapfe ich sie wahrlich nicht oft an.

Im Bambuswald scheint es niemals still zu sein. Selbst die kleinste Brise lässt die biegsamen Pfähle quietschen, und wenn ein ernsterer Wind durch ihre Wipfel fährt, stöhnt und knarrt es, als würden schwer beladene, ungeschmierte Karren hindurchrumpeln. Die Luft ist – wie gesagt – ausgezeichnet. Frisch, belebend, kühl, nur dass man aufgrund der großen Höhe kurzatmig atmet und schnell außer Puste kommt. Auch das Gehen ist nicht einfach. Entweder man muss klettern oder absteigen; die ganze Landschaft besteht aus Bergen, Tälern und Schluchten – ein wahres Wolkenkuckucksheim. Dies ist die Heimat des Bongos. Hier kann ihn schießen – wer es vermag. Ich bin schon so bescheiden geworden, dass ich vom Bongoschuss gar nicht mehr zu träumen wage; ich wäre schon zufrieden, wenn ich nur einen einzigen Augenblick einen Blick auf dieses Wundertier werfen könnte. Wenn es sich doch nur ab und zu aus diesem hoffnungslosen Bambus, aus diesem verfluchten Brennnesselmeer herausbewegen

würde! Denn hier und da gibt es kleinere Lichtungen, Bulten- und farnreiche Haine. Aber dorthin, wo man ihn vielleicht erblicken könnte, wagt sich der Bongo nie; dort habe ich keine einzige Spur gefunden. Auf diesen Lichtungen pflege ich mich auszuruhen. Ich atme erleichtert auf, wenn ich aus dem Dunkel des bedrückenden, luftarmen Bambus trete. Wunderschöne, übermannshohe Farne und mit bunten Beeren übersäte Sträucher zieren die Lichtungen. Der eine oder andere krumme, vom Sturm zerzauste Laubbaum vegetiert zwischen dem Gestrüpp dahin; kleine, goldgelbe Blüten blühen an ihm, und von seinen Ästen hängen lange, hellgrüne Moose herab – vom Wind bewegte Nikolausbärte. Es sieht aus, als wären diese Bäume mit Hanffetzen oder trockenen Algen behängt. Aber all das interessiert den Bongo offensichtlich nicht; er bleibt lieber im Bambus.

Vom Stamm der Wandorobo, die am Fuße des Gebirges siedeln, habe ich einige Führer mit heraufgenommen. Diese kennen alle Kniffe der Jagd; ohne ihre Hilfe würde ein weißer Mann kaum einen Bongo schießen. Sie sind geschickte Fährtenleser, zähe, harte Kerle und ertragen die Widrigkeiten des Wetters auf bewundernswerte Weise. Sie tragen kaum mehr als ein paar Lumpen, aber der seit Tagen fallende kalte Regen macht ihnen nichts aus. Ganz im Gegensatz zu meinen aus Nairobi mitgebrachten Trägern, meinem Koch und meinem Diener, die trotz der von mir erhaltenen warmen Kleidung ausnahmslos krank sind. Sie haben sich erkältet, husten und krächzen und sind zu fast nichts mehr zu gebrauchen.

Die Wandorobo jagen den Bongo seit Urzeiten, und zwar mit Hunden. Im Morgengrauen suchen sie das Ufer der Gebirgsbäche ab, wohin der Bongo nachts zum Trinken hinabsteigt. Dort suchen sie nach seiner frischen Fährte und folgen ihr mit hexenhafter Geschicklichkeit durch das Bambus- und Brennnesseldickicht. Stundenlang, oft den ganzen Tag lang dauert das mühsame Fährten, denn meistens sind nur ein einzelnes abgerissenes Blatt, eine kaum sichtbare Schramme an einer Bambusstange oder ein umgeknickter Brennnesselstängel die Wegweiser. Sobald sie dann vor sich das wilde Krachen der Flucht hören, lassen sie ihre Hunde los, und diesen gelingt es manchmal, den Verfolgten einzuholen und zu stellen. Die Wandorobo erlegen den von den Hunden umzingelten und verbellten Bongo schließlich mit Pfeilen.

Auch ich setzte all mein Vertrauen in diese Wandorobo-Hunde. Früher oder später – sagte ich mir – werden sie auch meinen Bongo stellen. Offenbar habe ich mich geirrt. So weit wäre ich auch ohne Hunde gekommen. Sechs dieser berühmten Bongohunde treiben sich hier in meinem Lager herum. Die fangen alles Mögliche, nur eben keinen Bongo. Sie fangen mein vorbereitetes Abendessen, meine am Feuer trocknenden Schuhe, meinen Mantel, und mit besonderer Vorliebe klauen sie Fleisch aus dem Kessel. Es mögen gute Hunde sein, aber schön sind sie keinesfalls. Sie ähneln keiner bekannten Hunderasse. Ja – zu ihrer Schande – sie ähneln nicht einmal einander. Jeder ist ein Unikat. Ihr einziges gemeinsames Merkmal ist das struppige Fell: ein bunt zusammengewürfeltes Pack schielender, unfreundlicher Zigeunerköter. Bongohunde von echtem Schrot und Korn. Ihre Herren jedoch schätzen sie außerordentlich hoch.

Unsere bongojagenden Edelköter hatten in den letzten zehn Tagen bereits zweimal die Gelegenheit zu beweisen, dass sie ihren Ruf nicht zu Unrecht tragen. Kein einziges Mal haben sie die Gelegenheit beim Schopfe gepackt. Zweimal gelang es uns, dem auf der Fährte verfolgten Bongo so nahezukommen, dass wir sein krachendes Davonspringen hören konnten. Die Wandorobo ließen sofort ihre an Bastleinen geführte Meute los und trieben sie mit komischen Kriegsschreien an. Mit vielstimmigem Gebell stürzten sich die Hunde hinter dem Bongo her; für einige Minuten sah es so aus, als würden sie ihn einholen, doch dann verstummten sie bald. Sie hatten die Jagd satt und kehrten, als hätten sie ihre Sache gut gemacht, lächelnd und schwanzwedelnd zurück und warteten auf ihre Belohnung. Die sechs lärmenden Hundekehlen hatten natürlich nicht nur den

aufgescheuchten Bongo, sondern auch alle anderen, die sich eventuell im Umkreis von zehn Kilometern aufhielten, in alle Winde verscheucht. Doch bei den schwarzen Hundeführern zeigte sich nicht die geringste Spur von Entrüstung: „Dieser Bongo hat schnellere Beine als unsere Hunde", bemerkten sie mit tiefer Logik und lobten ihre unfähigen Köter.

Hier nachts schlafen unsere Hunde um unser ständig loderndes Bambusfeuer. Der ins Feuer geworfene Bambus explodiert – da Wasser in ihm ist – mit einem Knall ähnlich dem eines Gewehrs und verbrüht alles in der Nähe mit seinem kochenden Inhalt. Unsere Hunde springen bei jedem Knall auseinander, nur um sich gleich darauf wieder niederzulassen. Das umherspritzende heiße Wasser und die umherfliegenden Funken haben ihr Fell und sogar ihre Haut bereits gründlich versengt, aber das kümmert sie wenig. Feuerfeste Hunde.

Die Sprache meiner Wandorobo verstehe ich nicht. Aber unter ihnen ist ein Soldat, der den Krieg mitgemacht hat und einige englische Brocken spricht. Mit seiner Hilfe finden die Verhandlungen statt. Dieser gediente Linguist ist auch sonst eine köstliche Figur, alles an ihm ist zum Lachen. Heute zum Beispiel bereitete er eine „Dawa" (Medizin) für meinen schmerzenden Hals zu. Aus Petroleum, Salz und Asche. Damit sollte ich gurgeln. Er wurde nicht müde, sie zu loben: „This dava good to much. You take, bad cold he go finish." (Diese Medizin ist sehr gut. Du nimmst sie, schlimme Erkältung geht weg.) Wann immer er grüßt, ob abends oder morgens, begrüßt er mich statt des üblichen Swahili-Wortes „Jambo" immer mit einem „Bye-bye", während er kokett mit der Hand winkt, so wie er es wohl von englischen Damen abgeschaut hat.

Außer dem Bongo und einigen Buschböcken (kleineren Waldantilopen) ziehen nur Elefanten durch das Bambusdickicht. Es gibt hier viele Elefanten, obwohl Bullen mit großen Zähnen schon vor langer Zeit abgeschossen wurden; selbst in der Schonzeit findet man unter ihnen so selten ein nennenswertes Gehörn, dass sie niemand mehr bejagt. Deshalb sind sie frech und treiben sich ständig um das Lager herum. Schon zwei Nächte haben sie mich aus meinen Decken gejagt, hier getrompetet und den Bambus hinter meinem Zelt krachen lassen. Auch deshalb lasse ich bis zum Morgen das große, prasselnde Scheiterhaufenfeuer brennen, denn der Elefant scheut das Feuer.

Auch tagsüber begegne ich ihnen mehrfach. Gleich am ersten Nachmittag, als ich in einer der Bultenlandschaften nach Bongofährten suchte, krachte der Bambus, und er spie einen großen Elefanten aus. Ich erstarrte, zog mich zurück. Der Elefant – ein junger Bulle mit Stoßzähnen von etwa zwanzig bis fünfundzwanzig Pfund – spazierte in zwanzig Schritten Entfernung an mir vorbei. Er ließ seine großen Ohren wehen, zerbrach Zweige, ließ seinen Magen knurren und führte sich wohl eine Viertelstunde lang vor mir auf. Er erlaubte mir sogar, ihn zu fotografieren. Auf derselben Lichtung überraschte ich gestern eine ganze Herde. Es waren vierundzwanzig Tiere. Auch diese wollte ich fotografieren, aber sie bemerkten mich und brachen in den Bambus ein. Was das war, könnte nur ein Tonfilm wiedergeben. Der Bambus bricht vor dem Elefanten, als wäre er aus Zündhölzern. Und mit einem Krachen, als würden Maschinengewehre und knallende Peitschen gleichzeitig ertönen. Man fürchtet, der Wald stürze ein, doch nach dem Abzug der Elefanten steht er genauso dicht wie zuvor. Nur innen ist er ein wenig unordentlicher.

Der Sturm nimmt zu. So viel Bambus wird in der Mitte umgebrochen, morgen wird es reichen, über sie hinwegzuturnen. Nach Behauptung der Wandorobo verscheucht das Krachen der brechenden Stangen den Bongo; er wandert auf die andere Seite des Gebirges ab. Dahin kann ich ihm jetzt nicht folgen, ich habe zu wenige Träger, und auch die sind krank... Neulich saß ich in Nairobi in der Bar des Norfolk-Hotels. Ich trank ein Glas mit einem berühmten alten Jäger, der diesen Bambuswald kennt und darin auch

einen Bongo geschossen hat. „Eines sage ich Ihnen, junger Mann“, bemerkte er, „wer dort oben einmal seinen Bongo schießt, der sehnt sich nie wieder dorthin zurück.“ Der Alte ist als bekannter Aufschneider bekannt, aber dieses eine nehme ich ihm ab. Treffender hätte er diese Gegend nicht charakterisieren können.

Vier Tage später. Es gelingt einfach nicht. Der Regen und der Nebel hören nicht auf. Meinem Hals hilft auch das Gewehrreinigungsöl nicht. Nun ist auch der Koch krank und hat das Kochen eingestellt. Mir reicht es auch. Soll ein anderer auf Bongojagd gehen. Ich packe meine Zelte ein.

NEUNTES KAPITEL: ABENTEUER

Nördlicher Guaso Nyiro, Januar 1933

Dies ist ein zweideutiges, ja mehrdeutiges Wort. Im Allgemeinen, zumindest laut Wörterbuch, bedeutet es ein seltsames, außergewöhnliches Ereignis. Andere wiederum, namentlich gewisse Gruppen zu Hause, verstehen darunter ein „blutgefrierendes Erlebnis“. Denn wann immer ich aus Afrika heimkehre, verlangen Damen, Kinder und Zeitungsreporter konsequent eines von mir – ein Abenteuer! Was immer ich auch erzähle – von Raubtieren, vom Urwald, von nackten Eingeborenen –, Kinder und Reporter stellt es nie zufrieden. Sie hören sich meine Erzählungen gerne an, sie hören geduldig zu. Aber danach – oft sogar schon davor – kommt der unvermeidliche, klischeehafte Wunsch: „Na, aber jetzt erzählen Sie doch mal ein richtiges Abenteuer! Aber eines, bei dem es mir eiskalt den Rücken hinunterläuft.“

Denn genau das ist es, womit ich nicht dienen kann. „Leider“, sagen sie; „zum Glück“, sage ich. Sie wollen nämlich nur schwer verstehen, dass sich jeder gute Afrika-Jäger vor einem „Abenteuer“ nach ihrem Geschmack sträubt. Ein gefährliches Erlebnis ist manchmal unvermeidlich, aber er betrachtet es als einen schlechten Teil seines Berufs, als das, was der Franzose so treffend nennt: *risque du métier*. Aber ein solches „Abenteuer“ ist nichts, womit man hausieren geht, worauf der Jäger stolz ist oder worüber er gerne spricht. Genauso wie ein aus dem Krieg heimkehrender Soldat nicht damit prahlt, dass man, sagen wir, außer mit Gewehren auch noch mit Kanonen aufeinander geschossen hat! Ein Rennfahrer erwähnt auch nicht, dass er in der Kurve fast hinausgeflogen wäre. Das sind keine interessanten und auch keine besonderen Ereignisse, das ist das mit dem Handwerk verbundene Risiko – *c'est le risque du métier*!

Deshalb verbirgt der Jäger seine „Abenteuer“ eher schamhaft, als dass er sie erwähnt; schließlich hat er das mit seiner Leidenschaft verbundene Risiko aus freien Stücken übernommen, niemand hat ihn nach Afrika gezwungen, und wenn ihn der Löwe doch erschreckt hat, soll er bescheiden darüber schweigen, es keinesfalls an die große Glocke hängen und vor allem nicht versuchen, Mitleid für sich selbst zu erwecken. Nach der Etikette der hiesigen Jäger, aber auch nach meiner eigenen, ist dies die einzig richtige Auffassung. Wer damit glänzen will, dass ihn der verwundete Löwe um ein Haar erwischt hätte, wird höchstens ausgelacht. „Niemand hat ihn hergerufen“, sagen sie, „er hätte zu Hause bleiben und Hasen jagen sollen. Dort wäre er sicher nicht in eine solche Gefahr geraten.“

Wenn ich ab und zu nach Nairobi komme – um mir die Haare schneiden zu lassen, den Zahnarzt aufzusuchen oder Fotos entwickeln zu lassen –, schaue ich abends in der Bar des alten Norfolk-Hotels vorbei. Es ist eine freundliche, ruhige kleine Schenke, zwar ohne Klavier, aber sie schenkt gute Getränke zu fairen Preisen aus. Woraus bereits hervorgeht, dass sie bei weitem nicht dem ähnelt, was man in Budapest unter einer „Bar“ versteht. Für

jene, die nach alter Sitte vor allem Ausländischen auf den Bauch fallen, selbst wenn es sich um Gauner handelt, und die für jeden fremden Ausdruck schwärmen, selbst wenn sie ihn vielleicht gar nicht verstehen – für die bedeutet eine Bar einen lärmenden Nachtclub, sich windende Tanzpaare, jaulende Jazzmusik und teure Getränke. Lauter Dinge, die in der Nairobi Norfolk-Bar fehlen, denn das englische Wort „Bar" bedeutet in diesem Sinne einfach eine Schankstube.

Da das besagte Lokal nicht nur für die einheimischen, sondern auch für die Jäger der Umgebung ein vertrauter Treffpunkt ist, kehre ich selbst gerne auf ein abendliches Glas ein. Zwar bin ich unter den dort Trinkenden eher nur ein geduldeter Kiebitz, ein ungebetener „Outsider"; man hält mich nicht für einen ebenbürtigen Fachmann, sondern nur für eine Art zugereisten Amateur. Was verständlich, ja natürlich ist. Denn nicht nur an Erfahrung, sondern auch im Bereich des Berufs zeigt sich ein wesentlicher, grundlegender Unterschied zwischen uns: Sie leben von der Jagd, verdienen damit ihr Brot, und ich – ich gebe Geld für die Jagd aus. Ich gehe auch nicht dorthin, um zu streiten, vielleicht nicht einmal, um Ideen auszutauschen, sondern eher um zu beobachten, zuzuhören und mich zu amüsieren. Vielerlei interessante, lehrreiche Gespräche werden dort geführt, wunderbare Abenteuer kommen zur Sprache und haarsträubende Aufschneidereien. Mit altgedienten, waschechten Afrikanern, regelrechten Romanfiguren kann man dort anstoßen, sich an herzhaften Wortwechseln erfreuen, viel lernen und noch mehr lachen als gelegentlicher Gast.

Die Jüngeren reden nicht viel. Sie äußern sich vorsichtig, verbergen ihre Erlebnisse eher, als sie an die große Glocke zu hängen. Die Älteren sind schon mitteilsamer, besonders wenn der Alkohol ihre ohnehin verschlossene Zunge ein wenig löst. Ich höre dieser alten Generation gerne zu, den „Oldtimern", die von den „guten alten Zeiten" erzählen und nun statt der Jagd ihren Blumengarten gießen und statt der Elefantenbüchse den Krückstock umklammern. Ihnen gefällt diese Welt natürlich ganz und gar nicht. In ihren Augen ist alles schlecht, was jetzt ist – und alles gut, was irgendwann, zu ihrer Zeit war. Als es nicht nur kein Auto und Flugzeug, sondern nicht einmal die Bahn gab, ja, als Nairobi noch gar nicht existierte, höchstens sein Platz:

– „Das war noch ein ordentliches, männliches Leben", betonen sie. – „Hier hinter dem Hotel, unter dem großen Affenbrotbaum, in seinem Schatten haben wir vor vierzig oder fünfzig Jahren gezeltet, sind vergnügt im heutigen Stadtzentrum jagen gegangen. Das war noch eine echte Herrenwelt! Kein Teufel wusste, was eine teure Jagdlizenz ist, vollkommen unbekannt war das Jagdschutzgesetz! Mit Elefantenelfenbein konnte man mit etwas Glück sogar reich werden. Niemand fragte einen, woher einen der Wind hierher geweht hatte, wer man war. Niemanden interessierte die Vergangenheit des anderen. Solche Privatangelegenheiten erkundigten sich nicht einmal gute Freunde voneinander..."

– „Richtig ist allerdings auch, dass es weder eine Apotheke noch einen Arzt gab. Wen die Malaria oder die Ruhr, der Löwe oder der Büffel erwischte, der hatte nicht viele Chancen, seine Heimat wiederzusehen!"

– „Es sei denn, man hatte ein so wahnsinniges Glück", wirft ein anderer ein, „wie der alte Jim, jener Verwandte mit dem gelähmten Arm und dem karierten Hemd, der gerade hereingekommen ist. Wir sind früher zusammen durch Uganda gezogen, haben gemeinsam auf Elefanten gejagt. Wir waren jung, wir hatten nicht einmal ein Zelt, wir schliefen unter freiem Himmel!.."

– „Bis eines Nachts der Löwe den Kumpel von meiner Seite wegholte. Er ging so sanft vor, er stahl ihn so lautlos, dass er mich nicht einmal weckte. Er trug ihn an der Schulter gepackt wohl dreihundert Schritte weit. Aber Jim ist nicht der Typ, der so etwas auf sich

beruhen ließe. Keinen Moment verlor er seine Geistesgegenwart, stellte sich bewusstlos, wehrte sich mit keiner einzigen Bewegung; er wusste, dass dies seinen sofortigen Untergang bedeutet hätte. Er wusste auch, dass seine einzige Chance, seine letzte Rettung das Jagdmesser in der am Gürtel befestigten Scheide war. Seine den Boden streifende rechte Hand hob er ganz langsam, Zentimeter für Zentimeter, zu seiner Hüfte... Und sobald es ihm gelang, den Griff unbemerkt zu packen, zog er mit all seiner Kraft und einem blitzschnellen Ruck sein Messer heraus und stieß es dem Löwen in die Brust – dreimal hintereinander. Und dieser – wunderbarer Weise – hielt inne, ließ meinen Freund fallen und – ließ ihn liegen. Jim hinkte zurück ins Lager und weckte mich auf. Seine linke Schulter hatte der Löwe gründlich zermalmt, sie heilte erst nach langer Zeit, und sein Arm blieb bis heute gelähmt. Aber der Dieb wurde am nächsten Tag gefunden; er war nicht weiter als hundert Schritte gekommen, dort lag er schön da, verblutet. Jim behauptet heute noch, dass nur jene paar Minuten wirklich unangenehm waren, bis seine Hand das Messer berühren konnte. Er wusste nämlich, dass sein Messer locker in der Scheide saß und oft herauszufallen pflegte. Jene paar Minuten der Ungewissheit, ob das Messer noch in der Scheide steckte – das war ein wenig prickelnd!“

– „Jim ist übrigens nicht der erste Jäger“, fügt er fast entschuldigend hinzu, „den der Löwe im Schlaf davongetragen hat. Das ist auch anderen schon passiert. Nur ist es selten, dass einer auf eigenen Füßen zurückkehrt!“

Elejtett orrszarvúval

Jeder von ihnen hat ein besonderes, einzigartiges Erlebnis, ich könnte sagen ein charakteristisches Abenteuer, das ihn berühmt und bekannt macht. Unter beharrlichem Zureden und dem Druck eines weiteren Getränks ergreifen sie schließlich wieder das Wort:

– „Dort drüben die Gestalt mit dem roten Gesicht und der heiseren Stimme hat fünfhundert Pfund mit einer Fünf-Cent-Briefmarke gewonnen. Man nennt ihn ‚Stamp Pete', ‚Briefmarken-Peter'..."

– „Und wie ist das passiert?", erkundige ich mich.

– „Er hat das Nashorn sehr schlechtgemacht."

– „Damit kann man schon fünfhundert Pfund gewinnen?“, hake ich weiter nach. (Es ist nicht leicht, sie zum Reden zu bringen, sie rücken nur schwer mit der Sprache heraus.)

– „Das kann man wohl. Peter hatte an jenem Tag ein wenig zu tief ins Glas geschaut und das Nashorn übel beschimpft. Er nannte es alles Mögliche. Ein minderwertiges, feiges, kurzsichtiges Wurm nannte er es. ‚Wenn ich eines sehe‘, sagte er, ‚lege ich mein Gewehr weg und markiere das Rhino: Ich klebe ihm eine Briefmarke auf den Hintern. Und dazu werfe ich ihm auch noch meinen Hut nach.‘“

– „Seine Behauptung war uns dann doch zu viel. Wir nahmen ihn beim Wort. Einer nach dem anderen schlossen wir Gegenwetten mit ihm ab – ausnahmslos alle. Nicht nur an jenem Tag, sondern auch am nächsten Tag, in nüchternem Zustand, stand er dazu. Die Einsätze häuften sich. Schließlich hielt der verrückte Peter fünfhundert Pfund gegen uns alle.“

– „Alles ging sehr akkurat zu. Wir hielten die Namen der Wettenden, die Einsätze und die Bedingungen schriftlich fest. Der Unternehmer hat die Marke auf den Hintern eines gesunden, ausgewachsenen, wilden Rhinozeros zu kleben und ihm danach auch noch seinen Hut nachzuwerfen. Und zwar unbewaffnet, ohne jegliche fremde Hilfe oder Unterstützung.“

– „Wir wählten auch eine vierköpfige Kontrollkommission, vor deren Augen Peter seinen Mann stehen musste. Wir setzten auch eine Frist von einer Woche fest. Wenn die Zeit ohne das Aufkleben der Marke verstrich, hatten wir gewonnen.“

– „Aber so weit kam es nicht! Am dritten Tag zahlten wir bereits. Denn Peter schlich sich nach einigen erfolglosen, leicht endenden Versuchen tatsächlich an das unter einem Busch schlafende Nashorn heran, leckte die Marke sorgfältig an und drückte sie vorschriftsmäßig auf den Hintern des alten Panzerträgers. Und als dieser mit einem lauten Schnauben aufsprang, warf er ihm auch noch seinen Hut nach. Das Rhino wirbelte herum und jagte Peter prustend und schnaubend hinterher.“

– „Peter aber rannte. Er rannte nicht nur um sein Leben, sondern auch um fünfhundert Pfund. Von einem nahen Hügel aus sahen wir zu und krümmten uns vor Lachen. Besonders, als der Abstand zwischen Peters Hinterteil und dem Horn des Rhinos auf eine Handbreit schrumpfte! Dennoch gelang es ihm, einen Vorsprung zu gewinnen. Das markierte Nashorn gab die Verfolgung auf und zog von dannen...“

– „Wir trauern heute noch diesem guten Geld nach! Schade um den verrückten Peter! Fünfhundert Pfund waren damals mehr wert als heute!“

An solchen und vielen ähnlichen Abenteuern kann sich der Gast erfreuen, wenn er zur rechten Zeit in der Norfolk-Bar einkehrt und die wortkargen, aber vielgeprüften alten Haudegen in Erinnerungen schwelgen... Aber was ich bisher erzählt habe, ist nur die Einleitung zu dem, worüber ich heute berichten will. Denn heute – obwohl ich es wahrlich nicht mag, über haarsträubende Abenteuer zu referieren – ist auch mir etwas passiert. Etwas von der Art, das fast schon in die Norfolk-Bar gehört. Ob ich es dort dann auch vortragen werde, das muss ich mir noch überlegen. Ein Gast meiner Art, der mit Abenteuern hausieren geht, ist in der Norfolk-Bar überhaupt nicht beliebt. Na ja, aber meinem Tagebuch gegenüber habe ich keine Hemmungen.

Ich habe vorgestern einen einsamen Büffelbullen geschossen. Wir haben ihm den Kopf abgetrennt und den Bauch aufgeschlitzt. Er blieb auf einer weiten, offenen Ebene liegen, von überall her konnte man ihn sehen. Selbst vom nächsten Gebüsch trennten den

Büffelkadaver mehrere hundert Meter. „Das wird ein guter Köder sein“, dachte ich mir, „in dieser Gegend habe ich ohnehin noch keinen Löwen geschossen.“ Viel Hoffnung hatte ich zwar nicht, denn ein solches Aas, das „vor den Augen aller“ herumliegt, wird schnell zerfleddert: tagsüber von den Geiern, nachts von den Hyänen. Der Löwe muss sich also beeilen, falls er auch seinen Anteil will. In der ersten Nacht fanden ihn tatsächlich nur Hyänen und zerfetzten ihn bis zum Morgengrauen gründlich. Drei von ihnen arbeiteten noch hart daran, als ich mich bei Tagesanbruch näherte. Sie konnten kaum ihre Bäuche schleppen, als ich sie verscheuchte. Von einem Löwen oder Leoparden zeigte sich keine Spur um das Aas. In seinem Inneren hatten die nächtlichen Aasdiebe jedoch eine geräumige Höhle ausgehöhlt. Wir schleppten einige dornige Zweige auf das Aas, damit die Geier es schwerer bemerken würden, und ich band mein wehendes Taschentuch an einen Zweig, als Vogelscheuche. Damit ließen wir es zurück.

Heute Morgen brach ich noch früher auf. Es graute kaum, als ich den Busch erreichte, der dem Büffelkadaver am nächsten lag. Ich musste eine halbe Stunde warten, bis die Umrisse des Aases erkennbar wurden. Es herrschte vollkommene Stille, das übliche morgendliche Geräusch – Zehrawiehern, Hyänengeheul, Schakalgebell – war nicht zu hören. Ein Wetterumschlag bringt oft eine so ungewöhnlich stumme Dämmerung mit sich. Sobald sich das Aas völlig aus dem Zwielicht löste, nahm ich es unter gründliche Beobachtung mit dem Fernglas. Es zeigte sich überhaupt nichts um es herum, kein einziger verdächtiger Punkt oder eine Bewegung. Ich wartete den Sonnenaufgang ab und beobachtete das Aas erneut wiederholt mit dem Fernglas. Nichts. Dann brach ich auf. Das heißt, wir brachen auf, Tumbo – mein Waffenträger namens „Bauch“ – und ich zu zweit. Wir unterhielten uns lautstark. Die Sonne ging hinter mir auf. Mein geladenes, aber natürlich gesichertes Gewehr hing wie üblich an meiner linken Schulter. Meine Pfeife brannte. Lauter wichtige Details. Es erleichtert die Vorstellung des weiteren Verlaufs. Wir näherten uns immer mehr dem Aas, das uns den Rücken zukehrte und dessen ekelerregenden Geruch wir bereits in der Nase hatten, umschwirrt von Schmeißfliegen. Wir unterhielten uns immer noch lautstark. Das Gewehr auf der Schulter. Die Pfeife zwischen den Zähnen. Zwanzig Schritte. Fünfzehn. Zehn. Fünf...

Dann – brüllte der aus dem Büffelkörper hervorspringende Löwenkopf auf! Alles Weitere geschah in einem Augenblick. Schneller als jedes Wort, jede Schrift, vielleicht sogar als jeder Gedanke. Das Anlegen meines Gewehrs, das Umlegen der Sicherung und der Schuss mitten durch den Löwenkopf mit dem weit aufgerissenen Maul waren reine instinktive Reflexarbeit. Wie die Parade eines Fechters oder die Parade eines Torwarts bei einem „unhaltbaren“ Tor – es war reiner Zufall! Der Löwe mit dem durchschossenen Kopf rührt sich nicht mehr – meine Pfeife brennt ungestört weiter. Meine Knie zittern jedoch verdächtig. Auch mein Herz beginnt erst jetzt zu klopfen. Der Schweiß bricht mir aus dem Gesicht. Alle Symptome des Schreckens zeigen sich verspätet... Der Löwe legt seinen Kopf auf den Lauf des Büffelaases. Als würde er friedlich schlafen. Was soll ich noch schreiben? Deutlicher als jedes weitere Wort spricht das an Ort und Stelle aufgenommene Foto. Auf dem Heimweg stritten wir mit Tumbo darüber, wie dieses unerwartete Abenteuer, das all unsere Vorsicht zunichtemachte und, wie ich glaube, wirklich selten ist, passieren konnte. Tumbo behauptet, dass der Löwe uns bereits in der Dunkelheit bemerkt hat, als wir den Busch erreichten, und uns von dort aus bei unseren weiteren Bewegungen beobachtete. Ich hingegen glaube, dass der Löwe keine Ahnung von unserer Annäherung hatte, so sehr war er in sein Frühstück vertieft. Erst aus wenigen Metern Entfernung, im letzten Moment, bemerkte er uns und hat sich sicherlich noch mehr erschreckt. Wer von uns recht hat, das könnte wirklich nur noch der Löwe entscheiden. Seine angelegten Ohren, seine funkelnden Augen, seine grollend bleckenden Zähne – das werde ich so schnell nicht vergessen. Besonders wenn ich daran denke, dass die Sonne zufällig nicht hinter mir aufging, sondern mir in die Augen blendete und das

Zielen behinderte. Wenn ich das nächste Mal in der Norfolk-Bar vorbeikomme, soll ich mein Abenteuer erzählen? Soll ich es wagen, es zu erzählen?

ZEHNTES KAPITEL: AFRIKANISCHE MINDERHEITEN

Nördlicher Guaso Nyiro, Januar 1933

Es wird vom hiesigen Niederwild die Rede sein. Afrika ist der reichste Freiluftzoo der Welt. Seine riesige Fläche von etwa dreißig Millionen Quadratkilometern wird nicht nur von ein paar hundert Großwildarten, sondern von mindestens ebenso vielen Niederwildarten bewohnt. Wir wissen, dass der überwiegende Teil der afrikanischen Jagdbeschreibungen sich mit Großwild befasst. Der Jäger, der aus der fernen Fremde anreist, sehnt sich vor allem nach Großwild; in dieser Hoffnung nimmt er die lange, teure Reise auf sich. Er will einen Löwen erbeuten, nicht irgendein Rebhuhn. Auch mit seinem Reisebericht würde er scheitern, wenn er versuchte, seine Leser statt mit Elefantenabenteuern mit Perlhühnern zu unterhalten. Nichts ist also natürlicher, als dass sein Augenmerk in erster Linie auf das Großwild gerichtet ist, seine Büchse nur danach sucht, seine Feder nur davon berichtet. Das offensichtliche Ergebnis davon ist, dass das afrikanische Niederwild in den Hintergrund tritt und in der Öffentlichkeit unbekannt bleibt. Nicht nur für sein gründliches Studium, sondern nicht einmal für seine Bejagung reicht die zur Verfügung stehende Zeit aus, oder falls sie doch ausreicht, kommt es nur sehr selten zu seiner Beschreibung. In der Publizität bleibt es jedenfalls in der Minderheit. Deshalb möchte ich seiner gedenken, zumindest der vielen Arten von schmackhaftem Federwild. Eine detaillierte Vorstellung seiner Unmenge an Arten würde nicht nur nicht in ein kurzes Kapitel, sondern nicht einmal in einen dicken Band passen. Dennoch widme ich ihm eine Seite, vielleicht interessiert es den einen oder anderen ungarischen Leser.

Stellen wir zuerst einmal fest: Was ist eigentlich „Federwild“? Was unterscheidet es vom Raubvogel? Ich habe weder früher noch jetzt eine Schrotflinte nach Afrika mitgebracht. Schließlich interessiert mich in erster Linie das Großwild; mit Niederwild versorge ich lediglich meine Küche. Das Herunterschießen des allabendlichen Abendessen-Perlhuhns vom Baum oder das Erlegen eines meist zu Fuß flüchtenden Frankolins wäre unter der Würde meiner Schrotflinte. Zudem würde ihr unnötig lauter Knall meine Chancen auf ernsthafteres Wild verschlechtern. Damit ich jedoch nicht nur den Braten, sondern auch die Jagd auf meine Küchenvögel genießen kann, schieße ich sie mit meinem kleinkalibrigen Flobertkarabiner. So erreiche ich mit viel weniger Lärm, wesentlich billiger und mit einer viel leichteren Waffe dasselbe, als hätte ich eine Schrotflinte mitgebracht. Das Anschleichen an einen Frankolinhahn, der im Morgengrauen auf der Spitze eines Termitenhügels tschilpt, oder an eine Trappe, die in der Wiese Heuschrecken fängt, ist mit der winzigen Kugel ein größeres Vergnügen als das Schießen mit Schrot.

Afrikas Federwildwelt ist unvergleichlich reicher als die europäische. Und obwohl es unter ihnen Zugvögel gibt, die vor frostigen Wintern hierher flüchten und im Frühling wieder heimkehren, ist der Großteil von ihnen bodenständig afrikanisch und unternimmt niemals längere Wanderungen. Für die Küche am wertvollsten ist die Familie der Frankoline, die fast überall zu finden sind und durchweg feines Fleisch haben. Allein im äquatorialen Ostafrika – damit meine ich Kenia und Uganda – leben etwa dreißig Arten von Frankolinen! Wissenschaftlich gehören sie zur Familie der Hühnervögel (Gallidae), darin zur Unterfamilie der Fasanenartigen (Phasianinae). Im Gegensatz zu unseren heimischen langschwänzigen Fasanen sind Frankoline kurzschwänzige Vögel, die eher an Rebhühner erinnern, obwohl der Frankolinhahn, ähnlich dem Fasanenhahn, stolz auf mehr oder weniger große Sporen ist. Ansonsten gibt es zwischen Hahn und Henne keinen auffälligen Farbunterschied. Es gibt sogar Arten, deren Geschlecht selbst ein erfahrener Ornithologe nur an den Sporen sicher erkennen kann.

Der Großteil der Frankoline ist bräunlich-rot gesprenkelt, eine an die Umgebung angepasste Tarnfarbe (Mimikry). Offenbar vertrauen sie auf den Schutz dieses tarnenden Gefieders und sind kaum bereit aufzufliegen. Selbst wenn sie auffliegen, fliegen sie meist nur niedrig und über kurze Distanzen, weshalb sie für die Schrotjagd kaum geeignet sind. Obwohl ich von einheimischen Siedlern höre, dass manche Arten, besonders der Kenianische Rotfußfrankolin (Francolinus africanus uluensis), auf geeignetem Gelände und durch eine dichte Treiberkette aufgescheucht, ein sehr schneller Flieger ist und einen guten „Sport" bietet. So schwer er zum Auffliegen zu bringen ist, so geschickt, schnell und ausdauernd ist er als Läufer. Wenn wir ihn an einer offenen Stelle überraschen, eilt er tief geduckt, fast am Boden kauernd davon, bis er eine geeignete Deckung erreicht; dort drückt er sich dann so fest an den Boden, dass es ein wahres Geduldsspiel ist, ihn zu finden und zum Fliegen zu bewegen.

Ansonsten ist er ein lautes, mitteilsames Wild. Im Morgengrauen, gegen Abend und besonders nach dem Regen lässt er sein schrilles, an unser Rebhuhn erinnerndes Tschilpen hören. Man hört ihn oft, sieht ihn aber selten. Eine besondere Eigenart: Man kann nie feststellen, aus welcher Richtung sein Ruf kommt. Wiederholt habe ich versucht, ihn dem Ton folgend aufzuscheuchen. Nach meiner Schätzung mochte er noch dreißig bis vierzig Schritte vor mir sein, als er plötzlich – hinter meinem Rücken auftauchte. Es stellte sich heraus, dass ich ihn bereits überholt hatte oder er ungesehen an mir vorbeigeschlüpft war. Wie gesagt, man weiß nie, ob er aus fünf oder fünfzig Schritten Entfernung ruft; man sagt dem Frankolin nach, er sei ein Bauchredner. Angeblich kann er tatsächlich die Stärke seiner Stimme regulieren, um seinen Feind in die Irre zu führen. Die meisten Arten leben wie das Rebhuhn auf dem Boden, einige jedoch übernachten fasanenartig auf Bäumen. Ich habe sogar welche gesehen, die nach dem Aufscheuchen sofort auf einen Baum flogen. In der Regel ziehen sie einzeln oder paarweise; kleinere Trupps von vier bis fünf Tieren habe ich nur nach der Brutzeit beobachtet. Am ehesten sieht man sie im Morgengrauen, besonders wenn der Tau stark ist. Einsame Frankolinhähne plustern sich auf der Spitze von Termitenhügeln auf, putzen sich dort, trocknen sich und antworten einander mit einem weithin hörbaren, je nach Art unterschiedlichen Gezirpe. In solchen Momenten kann man sich ihnen nähern, und ich schieße sie mit dem Flobertkarabiner herunter. Mit einem geeigneten Vorstehhund wäre es sicherlich leichter, sie zum Auffliegen zu bringen. Der einsame Jäger jedoch hat das lästige Versteckspiel des unsichtbaren Vogels bald satt.

Auch drei bis vier Arten von Wachteln stehen auf der Liste des ostafrikanischen Federwilds. Auch diese sind schwer aufzuscheuchen, auch sie sind „Bauchredner". Sie sind etwas kleiner und dunkler als unsere Wachtel, fast schwarz. Auch ihr Ruf unterscheidet sich vom „Pitypalatty" unserer heimischen Vögel. Ich begegne ihnen verhältnismäßig selten. Manche einheimischen Stämme jedoch, namentlich die Kavirondo, sind wahre Meister im Wachtelfang. Auf Pfaden, die durch das Dickicht führen, platzieren sie ihre runden Körbe mit einer lebenden Lockwachtel und legen ringsherum Schlingen aus Haaren aus. Die Wachteln, die sich in den Schlingen verfangen, werden bündelweise auf den Markt getragen. Und zwar lebendig, denn ein mohammedanischer Feinschmecker kauft sie nur so. Schließlich muss er dem Vogel eigenhändig den Hals durchschneiden. Grausame Tierquälerei.

Das gewöhnlichste Federwild Afrikas, das einem auf Schritt und Tritt begegnet, ist das Perlhuhn. Sein unangenehmes Gequake, dieser schwer zu beschreibende, aber durch das zahme Perlhuhn unseres Geflügelhofs bekannte Vogellärm, ist ein unverzichtbarer Bestandteil des hiesigen Morgengrauens und der Abenddämmerung. Es ist ein so charakteristischer afrikanischer Laut, dass selbst daheim in Europa, wenn mir gelegentlich die Stimme eines zahmen Perlhuhns zu Ohren kommt, die Welt um mich herum

schlagartig zu Afrika wird. Vielleicht bricht mir sogar der Schweiß aus – ich habe ja viel bei Perlhuhnmusik-Begleitung geschwitzt! Die Naturgeschichte zählt etwa sechs bis sieben Arten auf. Die eine wird als „Helm-“, die andere als „Schopf-“, jene als „Hauben-“ und diese als „Haubenperlhuhn“ geehrt, doch der Eingeborene nennt sie alle „Khanga“. Am besten ist es also, wenn ich mich auch daran halte. Es ist ein vertrauter, ich möchte sagen dummer Vogel. Abends nach dem Aufbaumen oder morgens, bevor es sich von seinem Schlafbaum auf den Weg macht, kann es leicht geschossen werden. Mit meinem Flobert schieße ich manchmal drei oder vier hintereinander herunter, bevor der Rest abfliegt. Man muss jedoch eine gute Stelle treffen, denn es ist ein dicht gefiederter, harter Vogel. Und ein angeschossenes, aber flüchtendes Khanga holt der Teufel nicht mehr ein. So gut es läuft, so schwerfällig fliegt es. Mangels einer Schrotwaffe habe ich mich nie darum gekümmert, aber mit Treibern und Erfahrung ließe sich sicherlich eine erfolgreiche Perlhuhnjagd veranstalten. Besonders in der nordsudanesischen Provinz Fung gäbe es dazu Gelegenheit. Vor sieben Jahren war ich dort, als sich abends in den Wäldern Perlhühner zu Tausenden um die vereinzelt verbliebenen Tümpel im ausgetrockneten Bett des Dinder-Flusses versammelten. Natürlich vergnügte sich auch damals nur meine Flobertbüchse mit ihnen. Man kann sich jedoch vorstellen, dass sich schöne Schrotpässe ergeben würden, wenn man sie aus dem trockenen Flussbett in Richtung Wald drücken würde. Obwohl ich nicht glaube, dass es mit dem wirklich gut fliegenden Fasan konkurrieren könnte. Sein Fleisch ist schmackhaft, mehr oder weniger identisch mit dem des zahmen Perlhuhns. Ich lebe fast täglich davon. Aber „Pintade [4]“ wird der afrikanische Jäger genauso überdrüssig wie seinerzeit der Beichtvater Heinrichs IV. des „Toujours perdrix [5]“.

Seiner schönsten Art, dem zwar hässlich-köpfigen, aber dafür umso prächtiger gefiederten Geierperlhuhn (Acryllium vulturinum), muss ich besonders gedenken. Es ist wesentlich größer als die anderen, hat einen spitzen Fasanschwanz und ist ein feurig in Grün, Seeblau und Violett glänzendes Perlhuhn. Lediglich seine geperlte Grundfarbe erinnert an die anderen, sogar sein Ruf unterscheidet sich von deren eintönigem Gekreische. Wenn es auffliegt – wozu es noch schwerer bereit ist als die anderen – funkelt es, als wäre es aus Edelsteinen.

[4] immer „Perlhuhn“ [5] immer „Rebhuhn“

Dieser besondere Vogel ist das Perlhuhn des trockenen, wasserlosen Buschwaldes. Er trinkt selten; monatelang ist ein Tropfen Morgentau seine karge Ration. Es ist eine seltene Art, aber in den elefantenreichen Dickichten von Kitui erfreue ich mich oft an seinem Anblick. Ich esse nicht nur sein Fleisch, sondern stecke mir auch immer eine Feder an den Hut. Dort wetteifern die strahlend blauen Federn, die nur mit dem Schmelz des Prachtschmetterlings des brasilianischen Urwaldes, dem Morpho, vergleichbar sind, mit der Farbe des Himmels.

Die baumlosen, kahlen, kiesigen Grasländer werden von etwa sechs bis sieben verschiedenen Arten der Flughühner (Pteroclidae) bewohnt. Sie sind enge Verwandte des Steppenhuhns, das gelegentlich auch unsere Heimat besucht. Es sind taubenförmige Wüstenvögel, deren Federkleid so sehr mit der scholligen, kahlen Umgebung verschmilzt, dass selbst das Auge eines erfahrenen Jägers nur sehr selten das wenige Schritte vor ihm kauernde „Sand Grouse“ bemerkt – so nennen es die Engländer. Ich fahre immer zusammen, wenn der schnell fliegende, aber lautlose Vogel mit einem weich gurrenden Laut vor mir auffliegt. Den Tag verbringt er in der weiten Savanne in kleinen Gruppen von vier bis fünf Tieren, sicherlich Familienverbänden. Am Abend erheben sich die vielen kleinen Vogelflecken, schließen sich zu immer zahlreicheren, immer dichteren Schwärmen

zusammen und suchen ihren meist sehr weit entfernten, aber regelmäßig eingehaltenen Trinkplatz auf. Seine gewählte Tränke besucht er mit konsequenter Ausdauer, selbst wenn scheinbar geeignetere und viel näher gelegene Gewässer zur Verfügung stünden. Obwohl es ein ausgezeichneter Braten ist, steht das Flughuhn nur selten auf meinem Speiseplan. Es trifft erst spät, nach Sonnenuntergang, an seinem Trinkplatz ein, und im Sitzen ist es – wie ich gerade sagte – meist unsichtbar. In Indien pflegt der Maharadscha des Staates Bikaner weltberühmte Flughuhnjagden zu veranstalten. Ich habe gehört, dass täglich mehrere Tausend dieser extrem schnellen und hoch fliegenden Vögel zur Strecke kommen. Mit der Schrotflinte im Versteck an den Wasserstellen lauernd, ließe sich sicherlich auch hier eine vergnügliche Jagd erleben.

Első nagykudum

Es folgt die gewaltige Familie der Taubenartigen. In dem von mir bereisten Afrika gurren und turteln etwa fünfundzwanzig Arten von Tauben und Turteltauben um die Wette. Ich könnte nicht allen Platz in meinen Schriften einräumen, begnügen wir uns also mit der

„afrikanischsten“ Art, den etwa fünf verschiedenen Spezies der Fruchttauben (Vinago). Die Einheimischen nennen sie auch „Fruchttauben“, weil sie sich hauptsächlich von Beeren und kleinen Früchten ernähren. Zur Zeit der Fruchtreife besiedeln sie massenhaft einen riesigen Baum. Da ihr gelblich-grünes Gefieder jedoch völlig im Laubwerk verschwindet, sind sie sozusagen unsichtbar. Oft erschrecken sie den arglos herannahenden Jäger, der gewöhnlich nicht nach oben, sondern nach rechts und links Ausschau hält. Er bemerkt die in der belaubten Baumkrone pickenden oder gar papageienartig kopfüber hängenden, blattfarbenen Vögel gar nicht. Erst wenn mit plötzlichem Getöse die Unmenge an Tauben gleichzeitig auffliegt, stockt einem vor der plötzlichen Überraschung der Atem.

Man sagt, dass alle afrikanischen Taubenarten schmackhaftes Fleisch haben und äußerst schnelle Flieger sind, Vögel, die für den Jagdsport geeignet sind. Ich meinerseits richte nicht viel Schaden unter ihnen an. Ihren früh und spät gurrenden und turtelnden, in verschiedenen Nuancen klingenden, melancholischen Ruf höre ich umso lieber.

Vier bis fünf Arten von Trappen sind ebenfalls in der ostafrikanischen Steppe zu Hause. Keine ist so prächtig wie unsere stolz balzende, großbärtige „Wildpöka“ aus dem Komitat Fejér, doch der Hahn der riesigen Riesentrappe (Choriotis kori) überträgt sogar das Gewicht des „ungarischen Straußes“. Insgesamt stehen nur zwei solche Riesentrappen auf meiner Abschussliste. Selbst um die war es schade, denn ihr zähes Fleisch konnten selbst meine einheimischen Träger nur ungekaut hinunterwürgen. Aber unter den Zwergformen ist besonders die unserer Zwergtrappe ähnliche, nur ein bis zwei Kilo schwere Schwarzbauchtrappe (Lissotis melanogaster) ein Federwild, das nicht nur schöne Federn hat, sondern auch einen prächtigen Braten liefert. Der Hahn ist eine wirklich ansehnliche kleine Trappe mit schneeweißen Flügeln, buntem Rücken und schwarzer Brust. Zusammen mit seinen anderen Verwandten ist er ziemlich lautmütig. In den großen Ebenen, besonders bei trübem, nieseligem Wetter, ist sein klagender Ruf den ganzen Tag über zu hören. Ihn anzugehen ist ziemlich mühsam, man muss ihn aus der Ferne schießen. So erfreut er nicht nur meine Küche mit einem Braten, sondern auch meinen Flobertkarabiner mit dem einen oder anderen Prachtschuss.

Noch immer sind sie nicht ausgegangen, die Naturkundestunde ist noch nicht zu Ende! Es fehlt noch die bunt gemischte Gesellschaft der vielen Arten von Wasservögeln, der Gänse und Enten. Mit diesen werden wir jedoch schnell fertig, da ich in der Realität wenig mit ihnen zu tun habe. Heimische Wildgänse kenne ich insgesamt nur vier Arten. Wildenten hingegen kommen im ostafrikanischen Gebiet in etwa fünfzehn Arten vor; auch diese sind nicht alle einheimisch, es befinden sich darunter einige besuchende Bekannte aus der Heimat: die Krick-, die Löffel-, die Reiher- und die Spießente. Da ich nicht viel in der Gegend der großen Seen verkehre – den wahren ostafrikanischen Revieren der Wasserwildjagd –, begegne ich Enten verhältnismäßig selten und kenne die einheimischen Arten nicht näher. Unter den hiesigen Gänsen pflege ich zwei Arten zu begegnen: der bekannten Nilgans (Alopochen aegyptiacus) und der viel selteneren Glanzente oder Höckerglansgans (Sarkidiornis melanonotus). Diese interessante Gans – von der nur der Ganter den höckerartigen Auswuchs trägt, der den Oberschnabel verunstaltet – hat den ganz individuellen Geschmack, auf vertrockneten, blattlosen Bäumen zu nächtigen. Es ist ein ungewöhnlicher Anblick, eine solche Wildgans von der Baumspitze aus Ausschau halten zu sehen. Mein Flobert schoss neulich von dort einen schönen fetten Ganter mit knubbeligem Schnabel herunter.

Damit sind wir am Ende der essbaren afrikanischen Minderheit angelangt. Leider konnte ich nur eine wahrlich lückenhafte, kurze und oberflächliche Kostprobe des hiesigen Federwilds geben. Aber vielleicht geht auch daraus hervor, dass auch der Niederwildjäger reichlich Gelegenheit findet, seine Schrotwaffe sprechen zu lassen. Das hiesige Federwild

wird im Übrigen – abgesehen von dem verhältnismäßig wenig Schaden anrichtenden Sportjäger – durch vielerlei Gefahren dezimiert. Die Unmenge an kleineren und größeren Säugetier- und gefiederten Raubtieren sowie die leidenschaftlich fangenden und schlingenden Eingeborenen fordern einen schweren Tribut vom Federwild. Der größte Schaden ist jedoch den in ganz Afrika wütenden Lauffeuern zuzuschreiben, die über die endlosen Weideflächen fegen. Diese von den Eingeborenen entfachten – zur Verbesserung der Weiden dienenden – schrecklichen Feuersbrünste vernichten alles, was ihnen in den Weg kommt. Ihre übliche Zeit fällt mit der Brutzeit vieler Arten von Federwild zusammen, vor allem mit der Nestzeit der Frankoline und Flughühner. Die Vernichtung, die den Lauffeuern folgt, trifft in erster Linie die nistende Vogelwelt; sie ist fast unvorstellbar und folglich unschätzbar. Nur die insektenfressenden Vögel freuen sich über den großen Steppenbrand – sofern sie nicht selbst mit dem Brüten beschäftigt sind. Unzählige Vögel folgen den vom Wind getriebenen Feuern und fressen sich an den in der Asche zurückgebliebenen, gerösteten Unmengen an Heuschrecken und Grillen satt.

Um schließlich die Eintönigkeit der ornithologischen Stunde etwas zu beleben, erzähle ich kurz die Geschichte einer meiner Schrotjagden. In Oberägypten (womit nicht der nördliche, sondern der südliche Teil gemeint ist, da sich der Name Ägyptens nach dem Lauf des Nils richtet), in der Nähe der historischen Stadt Luxor, habe ich einen guten Freund, einen Getreide produzierenden, reichen arabischen Großgrundbesitzer, der zudem ein leidenschaftlicher Jäger ist. Wiederholt lud er mich ein, ihn in Nag-Hammadi zu besuchen. „Möglichst zu einer Zeit", sagte er, „wenn die Wachteln hierher kommen!" Die nach Norden ziehenden Wachteln reisen nämlich massenhaft entlang des schmalen Grüngürtels auf beiden Seiten des Nils.

Im letzten Frühling folgte ich der Einladung auf meiner Heimreise aus Ostafrika. Und durch einen glücklichen Zufall traf ich genau dort auf die ziehenden Wachteln. Dabei hatte ich keine Ahnung, wann in der Gegend von Luxor Wachtelsaison ist, und eine Schrotflinte hatte ich auch nicht dabei, da ich aus dem Elefantenland kam. Mein Freund holte jedoch ein paar Purdey-Flinten aus dem letzten Jahrhundert hervor, mit Hähnen, aber noch tadellos schießende Zwölfer. Eine drückte er mir in die Hand, die andere nahm er selbst. Wir gingen hinaus in die krautigen Stoppelfelder – „Wachteln schlagen". In meiner Kindheit, als es bei uns noch welche gab, nannten die alten Jagdhüter so die Wachteljagd. Es waren etwa fünfzig bis sechzig acht- bis zehnjährige, größtenteils nackte, aber äußerst geschickte einheimische Treiber dabei. Aber wir hatten weder Vorstehhunde noch Flintenspanner. Wir füllten uns die Taschen mit Patronen. „Falls sie ausgehen sollten", beruhigte mich der Hausherr, „füllen wir sie wieder auf." Ich ließ einen ordentlichen Sack davon auf den Wagen laden. Wir begannen, die verschiedenen Krautfelder in Streifen abzugehen. Es war eine mörderische Hitze, bald waren wir erschöpft. Auch die Patronen gingen bald zur Neige. Dabei stopften wir sie selbst in die ständig heiß werdenden Läufe. Wir jagten kaum länger als zwei Stunden. Die großartig treibenden und noch besser apportierenden arabischen Jungen, die fast jeden geschossenen Vogel fanden, zählten dennoch mehr als zweihundert Stück Wachteln in den Boden des Wagens. Wie viele Wachteln wir wohl mit entsprechender Vorbereitung, mit leichten und modernen Wechselflinten, mit erfahrenen und geschickten Vorstehhunden und, sagen wir, einer fünf- bis sechsstündigen Jagd zu zweit hätten schießen können – das muss ich der Fantasie des Lesers überlassen. Und auch, welchen Wachtelpilaw [6] wir an jenem Abend zum Abendessen verspeisten!

[6] Pilaw: ein aus Reis hergestelltes, erstklassiges türkisch-ägyptisches Nationalgericht.

ELFTES KAPITEL: KRANKHEIT

Am Ufer des Nördlichen Guaso Nyiro, Januar 1933

Seit Tagen finde ich keine Ruhe. Mal lege ich mich hin, mal stehe ich wieder auf, kaum verlasse ich das Lager, bin ich schon erschöpft und muss umkehren. Auch daheim im Zelt hält es mich nicht recht. Ich habe Fieber, mein Magen spielt verrückt, der Teufel weiß, was mir fehlt. Vielleicht ist es auch darauf zurückzuführen, dass es mir heute fast schlecht ergangen wäre. Es fehlte wenig, dass mich ein Nashorn nicht zum Gespött gemacht hätte. Dabei hatte ich ihm gar nichts getan, ich wollte es nur fotografieren. Zwar ohne seine Erlaubnis. Als ich es bemerkte, stand es draußen auf der Lichtung. Ich schlich mich gegen den Wind an es heran und machte mich, hinter einem geeigneten Busch versteckt, an die Arbeit. Ich montierte meine Kamera auf das Stativ, übergab mein Gewehr dem hinter mir kauernden Schwarzen und fotografierte dann ungestört, zuerst aus zwanzig Schritten, dann aus fünfzehn. Währenddessen kam das Nashorn arglos grasend immer näher. Als ich jedoch die dritte Aufnahme – aus etwa zwölf Schritten – auslöste, hörte es das Klicken und rannte ohne Vorwarnung auf mich zu. Ich riss dem Schwarzen mein Gewehr aus der Hand, sprang auch zur Seite, blieb jedoch mit dem Fuß an einer Wurzel hängen – ich fiel mit dem Gewehr auf den Bauch. Das wütende Tier konnte in seinem schnellen Schwung nicht abbremsen, es stieß zwar meine Kamera um, sprang aber über mich hinweg, oder vielmehr über meinen Fußrücken, ins Dickicht. Wir haben es nicht mehr gesehen, es war endgültig verschwunden. Meine Schwarzen, die im Handumdrehen auf Bäume geklettert waren, blinzelten aus der Höhe herab, ich saß auf dem Boden und blinzelte von dort – jetzt hatten wir in aller Ruhe Zeit, uns zu erschrecken. Vorher ging das nicht, alles geschah so schnell. Außer dem Schrecken ist nichts passiert, auch die Kamera hat keinen größeren Schaden genommen, sie fiel weich. Dennoch ist mir die Lust fürs Erste vergangen. Ohnehin fühle ich mich elend, also kehrte ich um und hinkte nach Hause zum Lager.

Kaum hatte ich mich beruhigt – es war keine zehn Minuten her, dass mich das Nashorn erschreckt hatte –, geriet ich schon wieder in neue Aufregung: Einer meiner Leute blickt in das Bachbett hinab und springt mit dem Ruf „Csui!“ zurück. Augenblicklich bin ich neben ihm, sehe aber nichts mehr. Ich laufe also am Ufer entlang zu einer übersichtlicheren Stelle und erblicke von dort den Leoparden: Er schleicht unten im Gebüsch am Bach entlang und ahnt nicht, was ihm droht. Ich feure, treffe aber schlecht; ich schieße ihm eines der Vorderbeine unterhalb der Schulter ab. Er brüllt auf, erblickt mich und springt den steilen Hang auf mich zu. Ich springe hinter einen Busch, aber bevor ich das Gewehr an die Wange bekomme, ist der Kopf des Leoparden schon da, fünf Schritte vor mir. Er sieht mich wegen des Busches nicht, fletscht die Zähne und dreht den Kopf nach rechts und links, hält sein gebrochenes, blutiges Vorderbein aus dem Gestrüpp hoch, der Rest von ihm ist gar nicht zu sehen... Durch eine kleine Lücke zwischen den Zweigen schieße ich ihm in den Hals: Er stürzt rücklings und kollert zurück ins Bett. Ich springe an den Rand, sehe, dass sich der Leopard dort unten erneut aufrafft und mit ersticktem Röcheln flüchtet. Von meinen zwei nachgefeuerten Kugeln trifft ihn eine am Ohransatz – sie lässt ihn drei Purzelbäume schlagen. Das Lager ist schon nah, meine Schüsse waren dort zu hören. Sobald ich ankomme, lege ich mich sofort hin, so erschöpft bin ich. Es ist wahr, so viel Aufregung habe ich noch nie in eine kurze, einstündige Jagd gepackt. Dies ist das erste Mal, dass mich ein Leopard angegriffen hat.

Abend: Mein Zustand verschlechtert sich ständig, ich sehe, dass ich die Jagd völlig abbrechen muss. Allem Anschein nach leide ich an der Ruhr. Mein tüchtiger Koch hat sich den ganzen Tag abgemüht, bis es ihm gelang, diese zwei Fische, mit denen er mich zum Abendessen überraschte, aus dem trüben Wasser des Guaso Nyiro zu fangen. Wie in einem altmodischen Korsett, so viele Gräten sind in ihnen. Aber ohnehin kann ich kaum noch etwas schlucken, ich möchte nur ständig trinken. Am Fuße des Mount Kenya, etwa 220 Kilometer von hier, liegt Meru. Dort erreiche ich – wenn ich es denn erreiche – den

nächsten Arzt. In Meru gibt es nämlich nur ein behelfsmäßiges Krankenhaus für Einheimische, irgendein hinduistischer Krankenpfleger ist dort der „Chefarzt"; zeitweise halten sich dort jedoch weiße Ärzte auf, die ihre Untersuchungsrunde machen. Wenn sich mein Zustand bis morgen nicht bessert – wofür nur wenig Aussicht besteht –, packe ich zusammen und mache mich auf den Weg nach Meru. Zumindest, wenn der Arzt dort ist, wird es jemanden geben, dem ich zeigen kann, was ich kann. Vor der teils weglosen, zweihundert-und-einigen Kilometer langen Lkw-Fahrt nach Meru habe ich gewisse Bedenken. Das ist selbst im gesunden Zustand kein Vergnügen.

Nächster Abend: Ich bin schon hier in Meru, in einer Art hölzernen Bude, die wie eine Badekabine aussieht. Dies ist das Privatzimmer des Krankenhauses. Den Arzt habe ich zu meinem Glück hier angetroffen. Er hat mich untersucht und festgestellt – woran ich ohnehin nicht zweifelte –, dass ich an Dysenterie leide, hat mir eine ordentliche Injektion verpasst, mir Milch zum Abendessen gegeben und angeordnet, dass ich mich ausschlafe. Das ist leicht anzuordnen, aber schwer zu befolgen. Denn alle vier bis fünf Minuten kehren schmerzhafte Krämpfe zurück, auch mein Fieber ist gestiegen. Über die heutige Autofahrt breiten wir lieber den Mantel des Schweigens aus. Es war keine gute Autofahrt. Und es hat unterwegs auch noch geregnet! Aber darauf will ich jetzt nicht näher eingehen, ich habe keine Lust zum Tagebuchschreiben. Auch über die vergangene Nacht lohnt es sich nicht viel zu träumen. Keinen Moment habe ich ein Auge zugetan. Meistens bin ich nur hin und her gelaufen.

Jetzt am Vormittag fühle ich mich etwas leichter. Ich möchte weiterreisen nach Nairobi, wo das Krankenhaus gut ist, die Behandlung sorgfältig und man mich sicherlich heilen würde. Nur ist Nairobi von hier dreihundertvierzig Kilometer entfernt, die Straße ist sehr schlecht, der Arzt will mich nicht lassen, er „kann die Verantwortung nicht übernehmen". Am Nachmittag kommt er jedoch mit der Nachricht herein, dass er einen Boten zur nächsten Telegrafenstation geschickt hat (achtzig Kilometer!), von wo aus er – falls man den Draht inzwischen repariert hat, da der letzte Sturm ihn zerrissen hatte – in Nairobi ein Flugzeug anfordern lässt. Damit wolle er mich weitertransportieren lassen. In Nairobi ist man immer bereit, Expeditionen in Not zu Hilfe zu kommen. Sehr richtig, wenn es mich nur schon wegbrächte. Mein einziger Wunsch ist ein sauberes Bett und ein fachkundiger Arzt. Und ein warmes Bad. Obwohl das schon drei Wünsche sind. Wie gesagt, auch dem hiesigen Arzt mangelt es nicht an Eifer, aber es fehlt die nötige Ausrüstung, sein Labor, seine Apotheke.

Nachträglich erzähle ich jetzt, wie ich vorgestern unterwegs vereidigt wurde. Das Ganze datiert noch vom letzten Jahr, als ich in Kitui auf Elefantenjagd war. Zwei Elefantenlizenzen kann der Jäger jährlich lösen, aber ich hatte nur eine gelöst. Jeder macht das so. Erst später, nach dem Erlegen des ersten Elefanten, pflegt man die zweite Lizenz zu erwerben. Deshalb, weil die Regierung im Falle einer erfolglosen Jagd den eingezahlten Betrag nicht zurückerstattet. Wenn es also nicht gelingt, den Elefanten zu schießen, ist auch das Geld weg. Nachdem ich damals den ersten geschossen hatte, telegrafierte ich nach Nairobi um eine neue Lizenz. Das Telegramm schickte ich mit einem Boten zur nächsten Bahnstation, zusammen mit dem Geld für die Aufgabe. Als ich zwei Wochen später, nach dem Erlegen meines zweiten Elefanten, nach Nairobi zurückkehrte, war man angesichts der zwei Paar Stoßzähne sehr überrascht. „Wie kann das sein?", fragte man, „Sie haben doch nur eine Lizenz gelöst?" Es stellte sich heraus, dass mein Telegramm nicht angekommen war; die Boten waren mit dem Geld für das Telegramm getürmt und nie an der Bahnstation erschienen. Damals meldete ich mich sofort beim Jagdamt und erklärte den Sachverhalt. „In Ordnung", antworteten sie, „wir glauben es, aber so ganz können wir die Sache nicht beruhen lassen, wir werden Sie zur Vereidigung vorladen, zusammen mit zwei Zeugen."

Und als ich vorgestern in dem kleinen Wildnisdorf namens Isiolo rastete, freute sich der dort ansässige englische Beamte sehr über mich: – „Ich warte schon lange darauf, dass Sie hierher kommen; seit Monaten liegt hier auf meinem Schreibtisch die Anweisung der Zentrale, Sie in einer Elefantenangelegenheit zu vereidigen, zusammen mit Ihren zwei Zeugen." – „Aber schauen Sie mich an", protestierte ich, „ich stehe kaum auf den Beinen, ich eile zum Arzt; hätten Sie Lust, in einem solchen Zustand einen Eid zu leisten? Unerhört!" – „Das dauert gar nicht lange", meinte der Engländer, „es tut auch nicht weh, hüpfen Sie nur kurz mit mir ins Büro, wir sind im Handumdrehen damit durch."

Es wäre übertrieben zu behaupten, dass ich ins Büro „gehüpft" bin. Genug der Worte, er bettelte so charmant, als hing seine Gesundheit von diesem Eid ab, dass mir nichts anderes übrig blieb, als mich in die als „Büro" geehrte, zuckerhutartige Rohrhütte zu schleppen. Als meine Zeugen nannte ich meinen Waffenträger und meinen Koch, zwei wackere Schwarze, die auch bei der Absendung des letztjährigen Telegramms dabei gewesen waren. Der Beamte ist ein gemütlicher junger Mann, mit einem jungenhaften Gesicht, als hätte er erst gestern die saftig grünen Sportplätze der Universität Cambridge verlassen. Tatsächlich war es erst einige Monate her, dass er herausgekommen war; die Malaria hatte noch keine Zeit gehabt, sein Gesicht gelb zu färben. Auf seinem Schreibtisch liegt ein altes, abgenutztes Gebetbuch. „Put your hand on the Bible [7]", sagt er – und schon liest er die Eidesformel vor, und ich spreche sie mit schmerzendem Bauch nach, die zwei Finger auf der Bibel. Es geht tatsächlich schnell. Danach schwören auch meine zwei Leute, in Swahili, aber da sie Mohammedaner sind, stützen sie sich beim Schwur nicht auf die Bibel, sondern auf einen großen Koran mit zerfetztem Einband. Schließlich müssen wir den getippten Text des Eides auch noch unterschreiben. Meine zwei Schwarzen sind natürlich Analphabeten, sie müssen ihren Daumen in Tinte tauchen und stempeln damit ihren Fingerabdruck unter den Text des Eides. Ich frage den Beamten, was zu tun sei bei einem nicht-mohammedanischen Schwarzen, der also weder auf die Bibel noch auf den Koran schwören kann? – „Oh, we just tell him, we have been asking the Spirits to kill him on the spot, in case he was not telling the truth. [8]"

[7] „Legen Sie Ihre Hand auf die Bibel." [8] „Oh, wir sagen ihm einfach, dass wir die Geister gebeten haben, ihn auf der Stelle zu töten, falls er nicht die Wahrheit sagt."

Dem abergläubischen Schwarzen reicht das angeblich. Er hat solche Angst vor der Strafe der bösen Geister, dass er nicht zu lügen wagt. Als wir das „Büro" betraten, trug der Engländer einen Hut auf dem Kopf und eine Pfeife im Mund. Ich auch. Als wir mit dem Eid begannen, wollte ich aufstehen, aber der Engländer gab mir ein Zeichen, ich solle ruhig bleiben, „wir seien ja unter uns". Ich hatte bisher geglaubt, dass man im Stehen, barhaupt und jedenfalls ohne Pfeife offiziell schwört. Hier ist offensichtlich eine andere Mode. Andere Länder, andere Sitten. Das Gericht in Isiolo ist ein ausgesprochen gemütlicher Ort, ich kann es wärmstens empfehlen. Wenn nur mein Bauch nicht so gekrampft hätte.

Nächster Tag. Wenn ich bewegungslos liege, sind meine Schmerzen erträglich. Umso qualvoller ist jede Bewegung, das Aufstehen. Und ach, wie oft muss ich aufstehen! Unter der Aufsicht des Arztes bereiten etwa fünfzehn Schwarze hier in der Nähe meiner Bude einen „Flugplatz" vor; von meinem Bett aus kann ich dorthin sehen. Sie ebnen und glätten die holprige Wiese, hier sollte das Flugzeug, das mich abholt, landen – wenn es denn kann. Und wenn unser Telegramm überhaupt in Nairobi angekommen ist. In die Mitte der Wiese hat der Doktor in menschengroßen Buchstaben mit Kalk geschrieben: „If unable to land, go to Nanyuki. [9]" Falls der Flugplatz hier also nicht geeignet wäre,

wird man mich ins achtzig Kilometer entfernte Nanyuki transportieren. Dort gibt es große Grasflächen, wo das Flugzeug leicht landen kann.

Sajnos, tiltakozott a fényképezés ellen

Meru ist ein schöner Ort – ich meine ohne Ruhr. Er liegt hoch, am Fuße des von Urwald bedeckten, schneebedeckten Kenya-Gebirges. Die Luft ist ausgezeichnet, ich sehe von hier aus dem Bett schöne bunte Blumen und prächtige Schmetterlinge; kriegerische Gestalten mit Ohrringen aus Knochen und Federschmuck gehen vor der offenen Tür meiner Bude hin und her; dazu schlanke, nackte Mädchen, die mit Kupferringen an den Beinen klirren. Sie bleiben stehen, glotzen herein – „Bwana mkondzso“ (Der kranke Herr), sagen sie – und ich fotografiere sie vom Bett aus. Die muss man wahrlich nicht vor

der Aufnahme für vier bis fünf Schilling Schmerzensgeld ausziehen, wie jene, die um Nairobi wohnen; sobald jene einen Fotoapparat erblicken, eilen sie herbei, um sich irgendeine Decke über die Schultern zu werfen, nur um sich danach gegen ein gutes Trinkgeld für Bananenschnaps unter mimetischen Schamschreien wieder davon zu trennen. Wegen des Stroms an fotografierenden Touristen in Nairobi sind selbst die siebzigjährigen Schachteln so schamhaft geworden, dass sie ihren hinfälligen Körper beim Anblick einer Kamera bis zum Hals einhüllen und die Augen niederschlagen; selbst sie hoffen noch, dass sie sich gegen Bezahlung entblößen können. Das Entkleiden vor der Kamera von Touristen ist eine Einnahmequelle der Eingeborenen.

[9] „Wenn Landung nicht möglich, fliegen Sie nach Nanyuki."

Zwei Tage später: Mein Zustand ist unverändert. Ich lebe fast nur noch von Medizin. Stündlich irgendein nach Jod riechendes Zeug. Mittags herrschte große Aufregung. Das Flugzeug ist gekommen, um mich abzuholen. Das heißt, es wäre gekommen, wenn es hätte landen können. Es kreiste ein- oder zweimal über dem für es vorbereiteten „Flugplatz", warf dann eine Nachricht ab, dass ihm der Platz nicht gefalle, es fliege lieber zurück nach Nanyuki, dort werde es landen, wir sollten dorthin kommen. Damit gab es Gas und verschwand in den Wolken. Sehnsüchtig blickte ich ihm nach. Am Nachmittag werde ich auf einen Lkw verladen und nach Nanyuki abtransportiert.

Abend: Nanyuki. Ich habe das Rütteln des Wagens verhältnismäßig gut überstanden; als wir hier ankamen, war es bereits Abend, der Flug musste auf den nächsten Tag verschoben werden. Man hat mich hier im „Hotel" untergebracht. Ein solches Hotel in der Wildnis ist das Nonplusultra an Luxus: Jeder Gast wohnt in einem eigenen Haus. Acht rohrgedeckte Buden, einräumige, aus Lehm gebaute Hütten reihen sich aneinander – das sind die Hotelzimmer. Ihre Einrichtung ist bequem, sie rühmen sich sogar mit elektrischer Beleuchtung. In der Mitte des Halbkreises thront das „Hauptgebäude", ein geräumigerer, rohrgedeckter Bungalow als die anderen. In gemütlichen Sesseln mit buntem Bezug trinken einige durchreisende Jäger Tee. Innen befindet sich ein einziger langer Raum, an einem Ende das Esszimmer, am anderen das Pfeifenzimmer mit einem riesigen, lodernden Kaminfeuer. An den Wänden innen und außen hängen Jagdtrophäen, Löwenhäute; vor dem Kamin liegen Ausgaben Londoner illustrierter Zeitschriften vom letzten Jahr. Ein englischer Marineoffizier der Reserve ist der Wirt. An einer der kleinen Buden steht „Bar" geschrieben. Außer Getränken verkauft der Marineoffizier-Wirt hier Tabak, Patronen, Chinin, Taschenlampen und ähnliche Bedürfnisse für den Jäger. Lustige Zeichnungen, Gedichte und Sprüche zieren die Wand der Bar. Und auf den Tresen ist ein roter Streifen mit der Aufschrift „Equator" gemalt; in Kenia weiß jedes Kind, dass der Äquator genau über den Tisch der Schankstube in Nanyuki verläuft.

All dies habe ich diesmal zwar nicht besichtigt, da ich in meiner Bude lag. Aber ich habe hier bereits früher auf dem Weg nach draußen übernachtet, ja, sogar vor zwei Jahren war ich an diesem freundlichen Ort. Ausgezeichnetes Essen, frisches Gemüse, Obst, großartige Butter und Sahne erwarten hier den verwöhnten Jäger. Mich konnten sie diesmal allerdings lange erwarten. Wenn ich doch nur schon im Krankenhaus wäre!

Am nächsten Morgen im Morgengrauen. – Schlafen konnte ich nicht. Wir fliegen erst mittags los, weil es dann um den Gipfel des Mount Kenya herum, über den wir fliegen müssen, angeblich sehr windig ist. Das Flugzeug, eine winzige, offene „Moth" (Motte), kauert dort am Ende der Wiese, ich kann sie von meinem Bett aus sehen. Ohnehin bekenne ich mich nicht gerade als begeisterter Pilot, jetzt jedoch blicke ich mit entschiedenster Abneigung auf den kleinen Vogel aus Kinderspielzeug. Und wie schwer habe ich darauf gewartet! [10] Was soll ich es auch ansehen? Ich drehe mich lieber auf die

andere Seite, wo in mein Fenster eingerahmt, wie aus rosa Zucker, der verschneite Gipfel des Mount Kenya steht. Unter dem Gipfel hängen Wolkenfetzen, sie verhängen die Bergflanke, nur der schwärzlich-grüne Fuß des Berggiganten ist zu sehen – und weit oben über den Wolken sein in Rosa erstrahlender Gipfel.

[10] Zitat aus einem ungarischen Volkslied, das Ungeduld ausdrückt.

[10] Der Pilot der Maschine – zugleich ihr Besitzer – war Capt. Sir Piers Mostyn Bart, den ich in Nairobi kennengelernt hatte; sobald er von meiner Erkrankung erfuhr, flog er mir aus freundschaftlicher Gefälligkeit entgegen. Diesen Mann tötete kaum ein Jahr später ein Elefant.

Vom Tau gewaschen strömt der Duft der morgendlichen Blumen durch das Fenster. Meine Bude steht inmitten eines wahren Blumenmeeres: Heimische Verbenen, Fuchsien und zu großen Sträuchern herangewachsene Geranien erkenne ich in dem bunten Durcheinander der vielen Arten. Vögelchen mit weißen und dunkelblauen Schleppen, so groß wie Zaunkönige, und türkisfarbene Nektarvögel schwirren von Blüte zu Blüte und bereichern die Farbenpracht. Schön, sehr schön, aber der schmerzende Bauch hat wenig Sinn für die Schönheiten der Natur. Er begeistert sich nur schwer.

Abend: Nairobi, Krankenhaus. – Alles ist bereits gut. Jetzt würde ich nicht einmal mehr mit dem... sogar mit dem – kurzum, mit niemandem würde ich tauschen! Man hat mich ordentlich gebadet, in ein ordentliches, sauberes kleines Zimmer und ein bequemes Bett gelegt; freundliches Schwesternpersonal umgibt mich. Der Arzt ist ein alter Freund; er hat mich untersucht und mitgeteilt, dass ich neben der Dysenterie auch noch Malaria habe; jetzt kann ich wenigstens beide unter einem Hut erledigen. In zwei Wochen wird man mich wiederherstellen, dann kann ich die Jagd fortsetzen. Zu essen gibt es, wie es scheint, auch hier nichts, nur alle zwei Stunden eine Portion Rhabarberpulver; meine Schmerzen sind noch unverändert, aber das alles hat nun seine Bedeutung verloren. Die Zufriedenheit ist – Einstein sei Dank – ebenfalls ein relativer Begriff. Das Krankenhaus in Nairobi ist im Vergleich zu den letzten zehn Tagen ein wahrer Palast.

Über den heutigen Flug nur wenige Worte. Es ist schade, auch nur eines darauf zu verschwenden. Vor dem Abflug verpasste man mir eine Portion Morphium – leider keine ausreichend große –, band mich in die Maschine, und in drei Stunden waren wir hier. Wir flogen am 5000 Meter hohen Gipfel des Mount Kenya vorbei und stolperten durch das dichte Wolkenmeer, das den Berg umschließt. In Nairobi klärte sich die Welt um uns auf; der Pilot erklärte fleißig die unter uns vorbeiziehende Gegend und ermunterte mich, mich hinauszulehnen, damit ich besser sähe; er zeigte mir sogar Wildrudel. Mich jedoch interessierte die Aussicht nicht. Selbst wenn ein riesiger Elefant unter uns gestanden hätte, ich hätte ihn mir vielleicht nicht einmal angesehen. Diesen Flug streiche ich hiermit aus meinen Erinnerungen.

Es ist bereits eine Woche her, seit man mich hierhergebracht hat. Ich gesehe, aber wahrlich recht langsam. Dabei werde ich tadellos gepflegt und gut versorgt; es mangelt mir an nichts. Der Pflegerinnen sind fünf; sie sind alt und hässlich, aber sehr freundlich und kümmern sich gut um uns. Mit dem eigenen Auto fahren sie ins Krankenhaus, und wenn sie Freizeit haben, gehen sie schnurstracks zum Tennis- oder Golfplatz. Niemals sah ich so leidenschaftlich Sport treibende, alte Pflegerinnen. „Das ist schlimm genug“, sagt der Doktor, „selbst während der Operation sind sie mit den Gedanken beim Ball.“

Das Krankenhaus ist ein sehr hübsches, sauber gehaltenes Gebäude. Insgesamt finden darin ein Dutzend Patienten Platz; jeder bekommt ein eigenes Zimmer. Außer mir werden

derzeit noch sieben Patienten gepflegt: Zwei verunglückte Pilotinnen – zwei englische Mädchen, neunzehn bis zwanzig Jahre alt; sie waren allein von London aus aufgebrochen und mit ihrer kleinen zweisitzigen Maschine nach Ostafrika geflogen! Eine von ihnen war von zu Hause ausgerissen, sonst hätte man sie gar nicht erst gelassen. Sie kamen auch bis Kenia, doch sechzig Kilometer vor Nairobi schnitt ihnen das Pech den Weg ab. Die Nacht brach über sie herein, sie gerieten in einen Sturm, flogen gegen einen Baum und stürzten ab. Die eine brach sich das Bein, die andere die Schulter; ihre Maschine ging in Trümmer. In der unbewohnten Wildnis übernachteten sie unter den Wrackteilen ihres Flugzeugs, ohne Essen und Trinken, mit gebrochenen Gliedmaßen. Die Löwen – obwohl sie um sie herumschlichen – wollten sie glücklicherweise nicht. Die Mädchen hatten keine Waffe dabei, nicht einmal einen Bleistift. Denn am nächsten Abend trafen zwei einheimische Boten in Nairobi ein; sie brachten die Nachricht von dem Unfall, die die armen Mädchen geschrieben hatten: Die Nachricht war auf einen Seidenfetzen geschrieben – mit Lippenstift! Der fehlte ihnen nicht, auch wenn sie weder Waffen noch Essen hatten. Erst am nächsten Morgen im Morgengrauen fand sie das von Nairobi aus entsandte Suchflugzeug. Gerade noch rechtzeitig. Sie waren dem Verdursten nahe. Aber jetzt lachten sie schon so vergnügt auf der Terrasse – dorthin bringt man uns alle tagsüber zur gegenseitigen Unterhaltung –, sie spekulieren nur noch darauf, wie sie, wenn sie erst wieder in London sind, eine neue Maschine auftreiben könnten. Mit der würden sie dann besser aufpassen.

Dann ist da noch der berühmte Jäger, Capt. C. Lang. Seit einem Monat hütet er nun das Bett; ein verwundeter Büffel stieß ihn um, zertrampelte und zerquetschte ihn, brach ihm das Becken, etliche Rippen und einen Arm. Es gibt kaum einen Knochen in ihm, der heil geblieben ist. Die Ärzte halten es für ein Wunder, dass er den Vorfall gegen alle Regeln überlebt hat. Aber jetzt pfeift auch er schon wieder, ja, er schlurft auf Krücken umher. Er kann es kaum erwarten, den Büffeln das Heimzuzahlen. Leider wird er jedoch kaum mehr ein gesunder Mensch sein.

Und hier liegt das von Bienen gestochene Ehepaar. Sie wurden erst vor Kurzem gebracht; Farmer aus der Provinz, sie reisten im Auto nach Nairobi, hielten zum Frühstück an, da griff sie ein Schwarm Wildbienen an. Vergeblich flohen sie; die Bienen ließen nicht locker, verfolgten sie und zerstachen sie so sehr, dass die Augen des Mannes anschwollen, er gegen die Böschung fuhr und der Wagen umkippte; die Frau brach sich den Arm. Ihre Gesichter und Hände sind bis zur Unkenntlichkeit verbunden, so angeschwollen sind sie von den vielen giftigen Stacheln. Schließlich haben wir noch einen Missionar mit der Schlafkrankheit und einen Goldgräber mit Schwarzwasserfieber. Sosehr ich es bedauere, ich bin der am wenigsten interessante Patient; ich kann mich lediglich mit Bauchschmerzen rühmen. Aber damit wenigstens gründlich.

Wieder sind zehn Tage vergangen. Trotz der guten Pflege, Verpflegung und der geselligen Gesellschaft habe ich das Liegen gründlich satt. Ich möchte so gern von hier fort. Wenn ich nur zu Kräften käme. Aber man hält mich immer noch nur bei Milchbrei, und das ist wahrlich keine Jägerkost. Um das Haus herum spaziere ich zwar schon, aber noch auf sehr wackeligen Beinen. Sobald mich der Arzt entlässt – er verspricht es für Anfang nächster Woche –, will ich wieder hinauf in den Bambuswald, genau dorthin, wo ich im Dezember die erfolglose Bongojagd abgebrochen habe. Ich höre, dort oben herrscht jetzt kein so verrücktes Wetter, es gibt weniger Regen. Diesmal wird es vielleicht doch gelingen.

ZWÖLFTES KAPITEL: Weiße Jäger

Nairobi, Februar 1933

Ich bin auf dem Weg der Besserung. Meine Untätigkeit im Krankenhaus nutze ich dazu, die populären „White Hunter“, die „Berufsjäger Afrikas“, unter die Feder zu nehmen. Und da ich einst (gar nicht so lange her) selbst mit dem Gedanken spielte, mich ihnen anzuschließen, wird es vielleicht nicht uninteressant sein, wenn ich ihnen ein eigenes Kapitel widme. Das Alltagsleben des „White Hunter“, seine vielfältigen Probleme und vor allem sein Verhältnis zu seinem Arbeitgeber möchte ich hier schildern.

Zwischen dem aus der Fremde anreisenden Sportjäger und dem ortsansässigen „Weißen Jäger“ besteht ein grundlegender Unterschied: Ersterer reist nach Afrika, um seine Jagdleidenschaft gegen Bezahlung zu befriedigen, das heißt, um sich eine Jagd zu kaufen; Letzterer hält sich in Afrika auf, um seine Ortskenntnis und Erfahrung dem fremden Sportjäger zum Kauf anzubieten. Die Frage des Geldes ist also für beide wesentlich: Der eine bringt es, der andere nimmt es. Damit der Leser unter den vielen „Jägern“, von denen im Folgenden die Rede sein wird, nicht verwirrt wird, erkläre ich, dass immer nur von diesen zweien die Rede sein wird: dem zahlenden und dem einstreichenden Jäger. Abwechselnd erwähne ich den Ersteren als „fremden Jäger“, „Jagdgast“, „Gastjäger“, „Sportjäger“ – den Letzteren als „Berufsjäger“, „White Hunter“, „Profi“, „Weißen Jäger“. Ich sehe ein, dass so viele Arten von Jägern auf einen Schlag ein bisschen viel sind. Aber ich wiederhole: Im Wesentlichen sind es nur zwei: Arbeitgeber und Arbeitnehmer.

Der weißhäutige „Profijäger“ ist – zumindest vorläufig – eine rein ostafrikanische Spezialität: ein gemeinsames Produkt des Wildreichtums und der Eisenbahn Ostafrikas. Die um die Jahrhundertwende entstandene „Uganda-Bahn“ durchschnitt nicht nur die etwa achthundert Kilometer zwischen der Küste und dem Viktoriasee, sondern erschloss auch die wildreichsten Gebiete des schwarzen Erdteils; sie machte das wunderbare Jagdeldorado Ostafrikas zugänglich, die bis dahin nur wenig bekannte Heimat der riesigsten Elefanten, der am stärksten gehörnten Büffel und der prächtigsten mähnigen Löwen. Natürlich lockte die neue Eisenbahn fremde Jäger, ja, seither auch immer zahlreicher wissenschaftliche Forscher und vielerlei Touristen mit unterschiedlichen Zielen hierher. Das viele Wild und diese mit Holz befeuerte, zuckelnde Bahn machten Ostafrika zum bekanntesten, bequemsten, modischsten und zugleich – leider – zum teuersten Jagdgebiet.

Offensichtlich folgt daraus, dass die Jagd hier in Ostafrika am schnellsten zum „Geschäft“ ausartete. Aber nicht etwa für den von weither gegen teures Geld anreisenden Jagdgast, sondern zum großen Geschäft der örtlichen Agenturen. Ich sagte schon, dass der „Weiße Jäger“ eine ostafrikanische Besonderheit ist. Der wildreiche Sudan und andere, weniger bekannte Jagdgebiete sind heute noch „profi-frei“; dort jagt der Gast vorerst noch auf eigene Faust. Wenn die Welt jedoch so weitermacht und der „afrikanische Jagdsport“ in diesem Tempo populär wird, werden die „White Hunter“ bald den ganzen Kontinent überschwemmen. Und wer nicht bereit sein wird, ihre Vormundschaft für teures Geld in Anspruch zu nehmen, tut am klügsten, wenn er zu Hause bleibt, auf den Löwen verzichtet und sich mit der wesentlich billigeren und gefahrloseren Hasenjagd begnügt.

Aus all dem scheint es, als wolle ich den Weißen Jäger herabsetzen. Doch im Gegenteil, ich möchte ihn würdigen. Ich habe im Laufe der Jahre viel von ihm gelernt, viele meiner unvergesslichen Jagderfolge habe ich ihm zu verdanken. Ich sage ja, ich wollte selbst einer werden, solchen Geschmack fand ich an seinem Handwerk. Der Großteil von ihnen sind Engländer. Es finden sich unter ihnen ein paar Schweden, Dänen, Deutsche, Amerikaner, ja sogar Südamerikaner. Die meisten wanderten ein, doch einige der Jüngeren sind bereits hier geboren und konnten schon in ihrer Jugend alle Kniffe der hiesigen Jagd kennenlernen. Ebenfalls hier, namentlich in der Stadt Nairobi, bildeten sich die ersten Jagdagenturen, Unternehmen, die Expeditionen organisieren und ausrüsten und „Weiße Jäger“ beschäftigen. Die namhafteste ist das oft erwähnte „Safari-Land“. Zwei alte Jäger,

der Engländer Newland und der Australier Tarlton, gründeten es einst zur Zeit des Baus der Uganda-Bahn. Damals firmierte es noch unter dem Namen „Newland & Tarlton“, erst später änderte es sich in „Safari-Land“. Im Jahr 1900 bezog der ältere Bruder meines Vaters sein Expeditionszelt noch bei der Firma Newland & Tarlton. Und vor sechs Jahren, als ich zum ersten Mal Nairobi besuchte – siehe mein Buch „Csui!“ –, war immer noch der alte Tarlton einer der Chefs von „Safari-Land“.

Die „Safaris“ (Expeditionen) spezialisieren sich immer mehr und erfordern immer mehr Fachausrüstung. Ein Teil von ihnen sind natürlich auch heute noch Jagdsafaris. Aber von Jahr zu Jahr gibt es mehr Safaris, die zu wissenschaftlichen Zwecken forschen, filmen, sich mit dem Fang lebender Tiere abmühen, Pflanzen, Mineralien oder ethnografische Denkmäler sammeln oder nach Öl suchen; ja, es gibt sogar scheinbar ziellos umherschweifende, nur nach der Ruhe der Wildnis dürstende, ich möchte sagen: platonische Safaris. Und die verschiedenen Agenturen sorgen dafür, dass die ihrer Obhut anvertraute Safari keinen Mangel leidet: Sie versehen sie nicht nur mit kompletter Lagerausrüstung, Essen und Trinken, nicht nur mit einheimischem Begleitpersonal, sondern auch mit einem weißhäutigen Führer, einem für den Erfolg primär verantwortlichen, bewaffneten Experten – dem „White Hunter“.

Der „Weiße Jäger“ ist also nicht nur bei der eigentlichen Jagdsafari ein wichtiger Faktor. Hier ist er es am wenigsten. Bei den anderen, der Safari der wissenschaftlichen Forscher, der Filmemacher oder der Käfersammler, ist er noch viel wichtiger. Denn dort geht es nicht nur um Führung, nicht nur um die Schlichtung von Angelegenheiten mit den Eingeborenen, sondern in erster Linie um die Verpflegung, um die Versorgung der Expeditionsküche mit Wildfleisch an jedem Tag. Die Rolle des „White Hunter“ ist äußerst vielseitig. Und obwohl er sich Jäger nennt, was er ja auch ist, und zwar einer vom Feinsten, gestalten sich seine Aufgaben je nach Umständen und Anforderungen unterschiedlich. Mal schwerer, mal süßer, mal saurer. Und wie unerwartet das geschehen kann, illustriert vielleicht am besten die folgende kurze Geschichte, die mir neulich einer meiner befreundeten Weißen Jäger erzählte. Seinen Namen verschweige ich, damit er mich später nicht der Indiskretion bezichtigt.

– „Na, wie geht das Geschäft?“, fragte ich ihn. „Wo warst du zuletzt?“

– „Ich bin gerade von einer Safari heimgekommen“, sagte er, „aber so einen feinen Kunden hatte ich noch nicht, seit ich ein Gewehr in der Hand halte!“

– „???“

– „Ein amerikanischer Jagdgast hatte sein Kommen angekündigt; ich übernahm die Führung seiner Safari. Er kam auch tatsächlich – ich war ziemlich überrascht – in Gestalt einer amerikanischen Matrone unbestimmten Alters, aber mindestens sechzig Jahre alt! Sie kam allein, mit den feinsten Gewehren und einem Jagdgepäck, das von großem Sachverstand zeugte.

– Ansonsten erwies sie sich als auffallend bescheidene, wortkarge Dame; sie hatte auch keine besonderen Wünsche. Überlassen Sie mir die üblichen Vorbereitungen und Einkäufe. Kaufen Sie auch zwei geeignete Lastwagen, sagte sie, alles, was Sie für nötig halten: Leute, Ausrüstung, Verpflegung, Waffen, und sobald Sie abfahrbereit sind, melden Sie sich. Damit ließ sie mich stehen und zog sich ins Hotel zurück; ich sah sie einige Tage lang nicht.

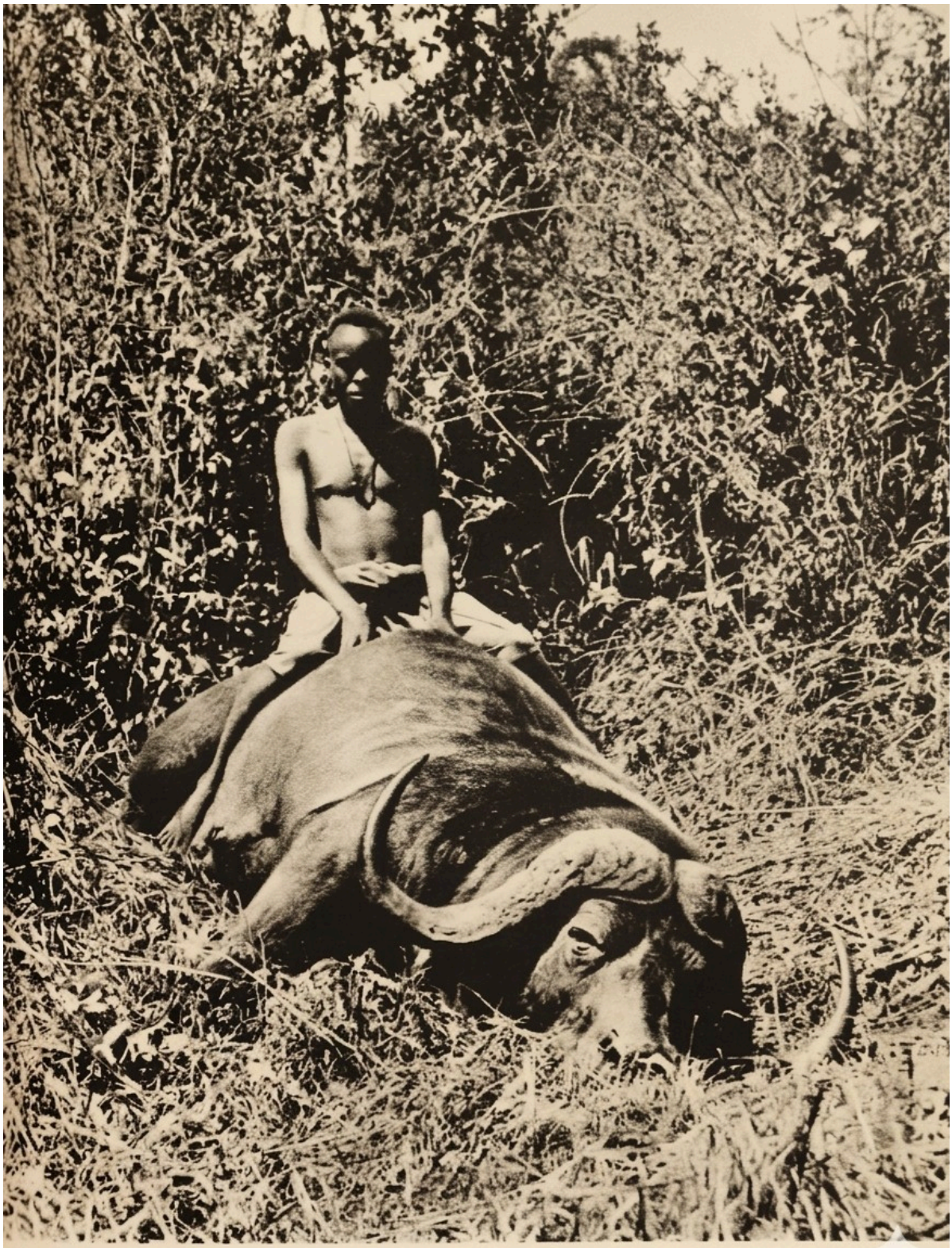
– Sobald ich alles besorgt hatte, fuhr ich mit den beladenen Wagen vor das Hotel. Meine neue Herrin ließ auch nicht lange auf sich warten; wir brachen ungestört auf. Auch dann

verhielt sie sich auffallend schweigsam, saß stumm neben mir, es interessierte sie nicht, wohin wir fuhren; sie erkundigte sich auch nicht nach den zu erwartenden Wildarten. Ich versuchte, ihr Interesse zu wecken, doch da sie kaum antwortete, verfiel auch ich in Schweigen.

– Gegen Abend, als wir einen geeigneten Lagerplatz erreichten, ließ ich die Zelte aufstellen. Nach unserem gemeinsamen, aber immer noch schweigend eingenommenen Abendessen ergriff die Dame endlich das Wort und überraschte mich mit folgender Erklärung:

– ‚Ich habe gewartet, bis wir draußen in der Wildnis sind, denn was ich sagen will, ist allein unsere Sache und geht sonst niemanden etwas an. Ich hoffe, ich kann auf Ihre Verschwiegenheit vertrauen, zumindest für die Dauer meines Afrikaaufenthalts. Ich habe nämlich noch nie in meinem Leben ein Gewehr in der Hand gehalten, ja – ich beabsichtige es auch weiterhin nicht. Mir käme es nicht in den Sinn zu jagen, ich hätte niemals das Herz, die Waffe gegen wehrlose Tiere zu erheben. Ich habe jedoch jede Menge Lesestoff, Handarbeiten und ein Kofferradio mitgebracht. Ich werde viel schlafen; ich will eine längst fällige Ruhekur halten. Sie hingegen – jagen Sie fleißig. Schießen Sie mir von jeder Art ein paar ausgesuchte Exemplare; vergnügen Sie sich, solange Sie es für gut halten. Und wenn Sie Ihr Gemetzel beendet und eine ansehnliche, einem guten Jäger Ehre machende Sammlung zusammengetragen haben, sagen Sie Bescheid. Dann packen wir wieder auf und fahren schön zurück nach Nairobi. Ich hingegen werde mit all meinen Trophäen – ich hoffe, Sie werden dafür sorgen, dass ich mich damit vor den Experten zu Hause nicht schämen muss – heim nach Amerika reisen. Was Ihre Angelegenheit betrifft, so erhalten Sie Ihr im Vertrag festgesetztes Gehalt, als Gegenleistung bitte ich um Ihre vollkommene Diskretion, bis mein Heimreiseschiff den Hafen von Mombasa verlassen hat.‘

– Ihr Schiff ist abgefahren, ich bin von der Last der Verschwiegenheit befreit. Sie reiste mit einer tadellosen Beute ab; ich war darauf bedacht, dass sie sich damit auch in Amerika nicht schämen musste. Und ich selbst habe schon lange nicht mehr so genüsslich gejagt! Zwei Monate lang habe ich mich kostenlos amüsiert – das heißt, für doppeltes Gehalt!“



Most már nem kell tőle tartani

Man stelle sich vor, welch unerwartete Käufer sich in der Klientel der afrikanischen Weißen Jäger finden! Dabei kann man sich kaum vorstellen, zumindest kein vernünftiger Mensch, dass es einen solchen Wirrkopf gibt, der von Amerika hierher reist, sein Geld für eine sündhaft teure Jagdexpedition ausgibt, zwei Monate lang lesend im Zelt ruht und mit fremden Trophäen heimkehrt – nur um sich bis an sein Lebensende in der falschen Rolle der kühnen Löwenjägerin gefallen zu können. Wahrlich, Afrikas Tiergarten ist grenzenlos!

Ein solcher „Hauptgewinn“ fällt dem Weißen Jäger natürlich nicht jeden Tag in die Hände. Häufig ist zwar der Laie, der in der Jagd unerfahrene Anfänger, worüber sich der

White Hunter nicht freut. Aber am meisten ärgert er sich über den pfuschenden Sonntagsjäger, der zwar von nichts etwas versteht, aber dennoch an allem etwas auszusetzen hat und ständig unzufrieden ist. Mit einem solchen hat man Mühe. Er verpatzt und verfehlt die Seltenheiten mit hervorragenden Trophäen, die einem nie wieder vor den Gewehrlauf kommen; damit verbittert er seinen ehrgeizigen, nach einem möglichst guten Ergebnis strebenden Begleiter. Oder, was noch schlimmer ist, er trifft das gefährliche Wild an der falschen Stelle, und überlässt die sogenannte „Drecksarbeit", das Verfolgen und Erlegen des angeschossenen Tieres, großzügig dem Weißen Jäger. Es ist für niemanden ein Vergnügen, einem fremden angeschossenen Büffel oder Löwen ins dichte Gebüsch zu folgen und die eigene Haut für den Fehler eines anderen zu Markte zu tragen! Besonders dann, wenn der Schuldige sorglos in der Sicherheit seines Zeltes ruht und bei einem kühlen Getränk die Rückkehr dessen erwartet, der seine Pflicht erfüllt. Einem anständigen Sportsmann dreht sich bei so etwas der Magen um. Dabei sind schon viele wackere White Hunter bei dieser Aufgabe, die Kastanien anderer aus der Glut zu holen, verunglückt.

Wir alle kennen die elementare Regel der Rechtschaffenheit, dass wir unser verwundetes Wild so lange verfolgen müssen, bis wir es einholen und von seinen Leiden erlösen. Wer sich jedoch einer solchen kitzligen Aufgabe entzieht, das heißt statt der eigenen Haut die eines anderen riskiert, der ist nicht nur ein erbärmlicher Jäger, sondern auch ein erbärmlicher Mensch. Der Profi übernimmt natürlich ohne Wimpernzucken auch eine solche Arbeit, ja, er zählt sie zu seinen Pflichten. Es liegt an der Ehre des Gastes, der Rolle des Weißen Jägers in dieser Form Einhalt zu gebieten und die Folgen des eigenen Fehlers selbst zu tragen.

Der White Hunter fühlt sich am wohlsten und genießt sein Handwerk uneingeschränkt, wenn er in seinem Arbeitgeber einen anständigen Sportsmann, einen ihm ebenbürtigen Jagdkameraden findet. Die Voraussetzung für eine erfolgreiche Safari ist die entsprechende Beziehung zwischen dem fremden Jäger und seinem professionellen Angestellten: ein kameradschaftliches, freundschaftliches Verhältnis, bei dem Erfolg und Pech gleichermaßen geteilt werden, man sich gegenseitig hilft, die Fehler des anderen verzeiht und selbst die schwierigsten Wendungen mit Humor nimmt. An eine solche Safari erinnern sich Arbeitgeber und Arbeitnehmer gleichermaßen gern.

Die Berufsjäger Ostafrikas zählen an der Zahl etwa fünfundzwanzig bis dreißig. Im Laufe der vergangenen Jahre bin ich so ziemlich jedem von ihnen begegnet, mit einigen habe ich auch zusammen gejagt. Im Allgemeinen kann ich nur Gutes über sie sagen. Es sind allesamt hartgesottene Burschen mit guten Nerven, hervorragende Jäger mit großer Erfahrung und in jeder Hinsicht zuverlässige Sportsmänner. Der großmäulige, aufschneiderische Stub – den der Leser aus meinem Buch „Csui!" kennenlernen konnte – ist eine seltene und unvorteilhafte Ausnahme. Die meisten von ihnen sind gerade gegenteiliger Natur; sie lassen eher ihre Taten als ihren Mund sprechen. Dennoch muss ich anerkennen, dass man den wackeren Stub in der Kunst und Wissenschaft der Jagd ebenfalls nicht durchfallen lassen konnte.

Ein tüchtiger White Hunter muss vielerlei verstehen; der Erfolg seiner Safari hängt davon ab. Es reicht nicht aus, dass er das Wild und das Jagdhandwerk gründlich kennt, dass er in fast jedem Winkel des unermesslichen Gebiets bewandert ist. Es reicht nicht aus, dass er ein kaltblütiger Mensch, ein guter Schütze und ein angenehmer Gesellschafter ist. Es reicht nicht die Selbstdisziplin, die eigene Jagdleidenschaft im Zaum zu halten. Ohne das Vertrauen seiner Eingeborenen kommt er nicht weiter. Dazu muss er nicht nur ihre Sprache gründlich beherrschen, sondern auch in der Welt ihrer geistigen Einstellung, ihrer vielfältigen Bräuche und ihres Aberglaubens zu Hause sein. Und er muss äußerst gerecht sein. Der Gerechtigkeitssinn des afrikanischen Schwarzen ist messerscharf. Je primitiver,

„wilder“ er ist, desto unverdorbener, desto empfindsamer ist seine Seele. Wenn er sich schuldig fühlt, lässt ihm sein Sündbewusstsein keine Ruhe; er erwartet fast, fordert beinahe den Tadel. Wenn er jedoch unschuldig bestraft wird oder zumindest das Unrecht seiner Tat nicht begreifen kann, wühlt ihn selbst die kleinste Strafe, der mildeste Tadel auf. Und eine Unwürdigkeit vergisst er nie. Sie verletzt seinen urwüchsigen Gerechtigkeitssinn zutiefst.

Zu den unangenehmen Aufgaben des White Hunter gehört es, zum Schutz des Lebens seines Arbeitgebers seine eigene Waffe zu benutzen. Dies ist natürlich eine äußerst heikle, ja zweischneidige Anforderung. Denn auch der Profi hat anfangs keine Ahnung davon, welche Art von „Jäger“ er zu führen übernommen hat, in welchem Maße er dessen Sachverstand, Kaltblütigkeit und Schießfertigkeit vertrauen kann. Da er es im Laufe seiner Praxis mit sehr vielen Arten von Menschen zu tun hat, kann er nicht wissen, ob er sich jetzt einem erfahrenen Jäger oder einem pfuschenden Heckenschützen beigesellt hat. Dementsprechend muss er die Frage der „Lebensgefahr“ interpretieren. Wenn bei einem Angriff von gefährlichem Wild sein Arbeitgeber verletzt wird oder gar ins Gras beißt, kann auch der Weiße Jäger in ernsthafte Schwierigkeiten geraten. Der Fall wird offiziell untersucht, und sofern dem „Profi“ ein Versäumnis zur Last gelegt wird, wird er zur Verantwortung gezogen, eventuell verliert er sogar sein Brot. Dieses Risiko versuchen manche dadurch auszuschließen, dass sie eine Situation früher als „gefährlich“ beurteilen, als es nötig wäre. Das bedeutet, dass sie ohne Zögern auf das angreifende Wild feuern und damit – obwohl sie ihre Verantwortung erleichtern – das Vergnügen ihres Herrn völlig verderben. Denn ein ernstzunehmender Gast, wenn er schon sein Geld für eine kostspielige Afrika-Expedition und einen teuren White Hunter ausgegeben hat, möchte seinen angreifenden Gegner sicherlich selbst zur Strecke bringen. Die Hörner eines von einem anderen erschossenen Büffels, das Fell eines Löwen, sind für ihn nicht nur wertlos, sondern völlig uninteressant. Ich spreche aus Erfahrung: Auf eine meiner hervorragenden Trophäen musste ich verzichten, weil ein allzu hitziger Profi – „um sein Leben zu retten“ – auf mein angreifendes Nashorn schoss, völlig unnötigerweise und ohne dass ich ihn dazu ermächtigt hätte. An einem „Kompanie-Nashorn“ konnte ich natürlich keine Freude finden; ich war gezwungen, sein hervorragendes Horn dort zu lassen. Über den Weißen Jäger, der seine Waffe zu früh oder ohne ausreichenden Grund benutzt, sagt man: „He's got an itchy finger“ – er hat einen juckenden Zeigefinger. Deshalb krümmt er den Abzug seines Gewehrs früher als nötig. Ein White Hunter mit „juckendem Finger“ gehört nur in die Begleitung eines Sonntagsjägers. Einem ernsthaften Jäger kann er Unannehmlichkeiten und viel Schaden bereiten. Wer also seiner Waffe und sich selbst vertraut, tut am besten daran, von vornherein zu erklären, ja schriftlich festzuhalten, dass er den White Hunter von der Verantwortung für einen etwaigen Jagdunfall entbindet. Zugleich bedingt er sich aus, dass sein Begleiter seine Waffe nur in dem Fall benutzen darf, wenn sein Herr ihn dazu auffordert. Im Übrigen ist es am richtigsten und für beide Teile am einfachsten, wenn wir im Gefahrenfall den Weißen Jäger zurücklassen und allein oder höchstens gefolgt von unserem Waffenträger die Fährte des verwundeten Wildes aufnehmen.

Der White Hunter ist – wie aus dem Gesagten hervorgeht – der Führer des Gastjägers, sein vertrauter Reisegefährte, der Verwalter all seiner mit der Safari zusammenhängenden Angelegenheiten. Er ist die größte Hilfe des Fremden und auch seine größte Sorge. Denn der Berufsjäger ist – kommen wir endlich zum Kern der Frage – grausam teuer. Die monatliche Gage des Profis schwankt – gemessen an seiner Erfahrung und vor allem seinem Ruf – zwischen dem Wert von sechzig und zweihundert Zentnern ungarischem Weizen. Eine Flaute im Geschäft drückt den Preis etwas, ein reger Fremdenverkehr – wie er auch dieses Jahr herrscht – hebt ihn an. Neben seinem Gehalt stehen ihm die gleiche Verpflegung, Getränke und Tabakwaren wie seinem Herrn zu, ein eigenes Zelt, zwei bis drei einheimische Diener, die Erstattung seines Bahntickets, während des Aufenthalts in

der Stadt freie Unterkunft und Verpflegung. Während der Dauer der Expedition kann er selbst bei bestem Willen nichts ausgeben. Er ist durchweg der Gast des ausländischen Jagdgastes.

Dieses unverhältnismäßig hohe Gehalt der Profis pflegt man damit zu begründen, dass sie nur in der einen Hälfte des Jahres, während der Monate der Jagdsaison, arbeiten können; dann müssen sie das Geld für das ganze Jahr verdienen. Und natürlich damit, dass sie eine „lebensgefährliche" Arbeit übernehmen. Was, besonders in der Gesellschaft irgendeines Unfähigen, unbestreitbar wahr ist. Wie schon aus der weiten Spanne ihrer Barzahlung hervorgeht, herrscht in der Welt der White Hunter das gleiche System wie bei den internationalen Filmstars. Durch seine persönliche Eignung, einen glücklichen Zufall oder geschickte Propaganda wird ein anerkannter Weißer Jäger immer gefragter, modischer, ja schließlich zu einer wahren Primadonna. Nun kann er getrost seine Ansprüche steigern und die höchste Stargage verlangen. Die „Star-Profis" können sich vor Arbeit kaum retten; ihr Ruf eilt ihnen weit voraus. Es gibt welche, die auf zwei Jahre im Voraus unter Vertrag stehen. Ihr Name wird von der Presse und in Reisebeschreibungen in alle Welt hinausposaunt, jeder lernt ihn kennen. Woraus nicht unbedingt folgt, dass er der hervorragendste Fachmann ist. Ein guter Ruf verbreitet sich – wie wir alle wissen – ohne entsprechende Propaganda nur sehr schleppend. Aber ein glücklicher Zufall kann ihn beflügeln. Ein augenfälliges Beispiel dafür erlebte ich vor fünf Jahren bei der Safari des englischen Thronfolgers. Der Prinz ließ sich noch vor dem Aufbruch die Namensliste der Berufsjäger vorlegen, da er selbst den Passenden auswählen wollte. Und da zwei seiner einstigen Schulkameraden auf der Liste standen, wählte er natürlich diese aus. Der eine war tatsächlich ein erstklassiger, in jeder Hinsicht tüchtiger Mann. Der andere hingegen war ein wesentlich schwächerer, ein sogenannter „Reservejäger", dem nur selten einmal eine Safari zufiel, wenn kein besserer Unternehmer mehr zu finden war. Diesmal zog er jedoch den großen Fisch an Land. Nach Beendigung der königlichen Safari stieg sein Ansehen so sprunghaft an, dass er sich vor den besten Angeboten kaum retten konnte. Amerikanische Kaugummi-Magnaten überboten einander; jeder wollte mit dem ehemaligen Profi des Prince of Wales jagen. So stieg auch sein Name unter die Stars auf – allerdings nur vorübergehend.

Welchen Sinn hat es also – könnte jeder fragen –, für einen Berufsjäger so viel Geld auszugeben? Besonders für jemanden, der nicht zum ersten Mal in Afrika ist, die Gepflogenheiten bereits kennt, die Sprache der Eingeborenen versteht, der also allein zurechtkäme? Das ist wahr. So ist es. Und leider – ist es doch nicht so. Denn die listige Zunft der Weißen Jäger hat so viel Verstand, dass sie den Gast, der über die nötige Erfahrung verfügt, nicht auf eigenen Beinen gehen lässt! Damit keiner der Profis um den Verdienst kommt, der ihm ihrer Meinung nach zusteht. Der ausländische Gastjäger mag Afrika noch so oft bereist haben, er mag die Kniffe noch so sehr verstehen, er wird dennoch auf einen Berufsjäger angewiesen sein. Denn ohne Profi bekommt er keine angemessene einheimische Hilfe. Weder einen „Shikari" noch einen Skinner, noch einen Zeltdiener. Ja, noch nicht einmal zuverlässige Träger. Das heißt, er bekommt sie zwar schon, denn Dutzende bieten sich an und schwenken eine wahre Flut von glänzenden Zeugnissen. Der leichtgläubige „Pali" fällt auch auf sie herein. Aber nur der Neuling, der sparen wollende Ungebildete fällt darauf herein – und zahlt ein extrem hohes Lehrgeld. Denn über die Besitzer der prunkvollen Empfehlungsschreiben stellt sich bald heraus, dass einer nutzloser als der andere ist. Der Koch kann nicht kochen, der Shikari versteht nichts von Waffen, und der „erfahrene Führer" verläuft sich an jeder Straßenecke. Zudem laufen die Träger auch noch nach Hause. Und der arme Jäger bleibt allein im Urwald zurück, das heißt in Gesellschaft seiner Ausrüstung, falls diese nicht auch von seiner in alle Winde zerstreuten Begleitung mitgenommen wurde. Er ist übel dran, nur weil er im Interesse seines Geldbeutels am White Hunter sparen wollte und es wagte, auf eigene

Faust aufzubrechen. Er kann nun für seine kindliche Gutgläubigkeit einen bitteren Preis zahlen. Von seiner Studienreise kehrt er mit leeren Händen heim, und zu seiner Trauer kann er sich über seine Unbesonnenheit grämen. Und wenn er es ausreichend bereut hat und ihm immer noch genug Geld geblieben ist, kann er sich im nächsten Jahr demütig an den nächsten Profi wenden. Aber er bekommt keinen mehr, er ist zu spät dran, weil er nicht so vorausschauend war, schon vor dem Aufbruch, noch von Europa aus, einen von ihnen zu engagieren! In diesem Jahr gibt es nämlich Unmengen an Safaris, jeder fähige Weiße Jäger ist unterwegs. Er hat keine andere Wahl, als nach Mombasa zu reisen, auf ein Schiff zu klettern und seine liebevoll geplante Afrika-Reise auf das nächste Jahr zu verschieben.

Und warum wohl? Warum haben ihn seine Leute im Stich gelassen, warum konnte er keine angemessene Begleitung finden? Weil die geschäftstüchtigen White Hunter dafür gesorgt haben, dass kein brauchbarer Expeditions-Schwarzer auf den „Markt" kommen konnte, damit ein Fremder um alles in der Welt keinen solchen einstellen kann. Er soll gezwungen sein, einen Weißen Jäger zu beschäftigen, ohne den er nicht einmal atmen kann. Und wie erreichen sie das wohl, wie können sie den Gast, der sie zu vernachlässigen gedenkt, in Schach halten? Indem sie jeden tauglichen Eingeborenen – selbst reservieren.

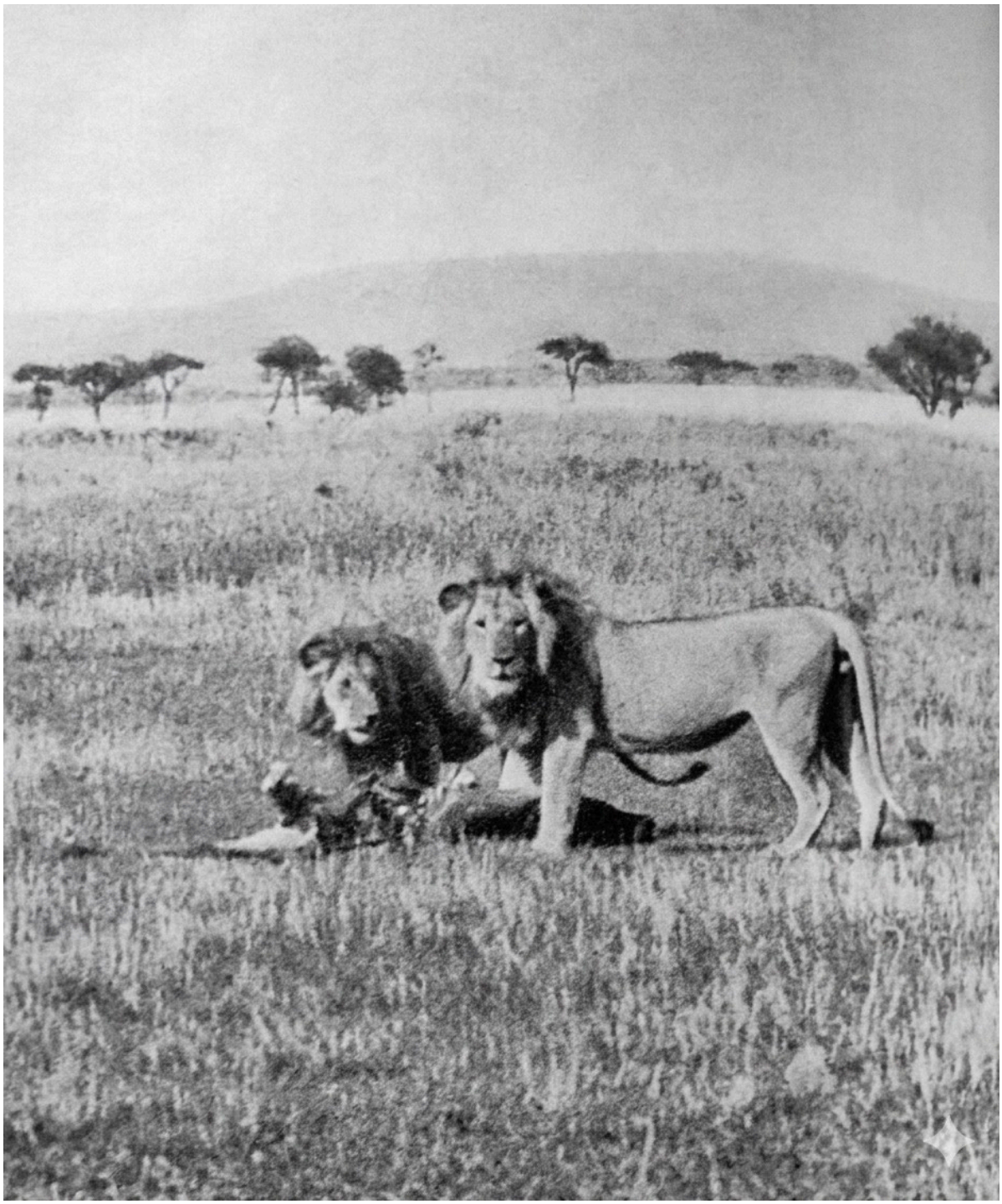
Und da ich es längst aufgegeben habe, selbst einer zu werden, kann ich das zwar respektable, aber hinterlistige Syndikat der Weißen Jäger getrost entlarven. Der Anwärter zum White Hunter beginnt damit, dass er bei einer der Jagdagenturen, etwa bei Safari-Land, unter Vertrag geht. Er kann nun nur noch über deren Vermittlung beschäftigt werden; Safari-Land wird ihn dann einem Gastjäger zuteilen – zusammen mit der entsprechenden Ausrüstung und Verpflegung. Der nun vertraglich gebundene und gewerkschaftlich organisierte Weiße Jäger lässt sich in der Nähe der Stadt, im Umland von Nairobi, nieder. Das bedeutet für ihn einen doppelten Vorteil: Er gibt sein Geld nicht in der teuren Stadt aus, befindet sich aber dennoch im Zugriffsbereich seiner Agentur; er kann in jedem Augenblick zum Dienst gerufen werden, um die Führung einer Safari zu übernehmen. Er baut sich also ein Nest im Grenzgebiet, das heißt, er kauft eine kleinere oder größere Farm, oder wenn das Geld dafür nicht reicht, zumindest eine angemessene Behausung, ein paar Hektar Weide, Kühe, Schafe. Da er Engländer ist – er kolonisiert ja seinen eigenen Besitz –, bekommt er alles zu Vorzugspreisen. Dies ist seine eigentliche Geschäftsinvestition. Damit legt er den Grundstein für sein bald aufblühendes Jagdhandwerk. Er richtet sich geschickt ein. Er ist darauf bedacht, möglichst viele Eingeborene in seinen Dienst zu nehmen, möglichst vielen zu Brot zu verhelfen. Aber nicht etwa irgendwelchen dahergelaufenen Schwarzen! Ausschließlich für die Safari geeignete, ausgewählte, zuverlässige, mit allen Wassern gewaschene Eingeborene. In dieser Zeit ist die Arbeit billig; die Jagdsaison ist vorbei, die Möglichkeit für außerordentliche Verdienste ist dahin; für ein halbes Jahr gibt es keine Safari, man muss die mit der Regenzeit einhergehende Flaute im Geschäft aussitzen. Der Eingeborene sucht jedoch eine dauerhafte Arbeit für das ganze Jahr. Diese bietet ihm das Heim des Weißen Jägers am sichersten. Aber nur dann – wenn er ein Fachmann für die Safari ist. Diese melden sich gern, selbst für einen geringen Lohn, in der sehr sicheren Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Dass sie von der Landwirtschaft nicht viel verstehen – das interessiert den Herrn nicht. Er stellt sie ohne Auswahl ein. Der eine verdingt sich als Schafhirt, der andere als Gärtner. Der erfahrene Shikari pflanzt Kaffeesetzlinge, der Safari-Koch hütet Kühe. Der tüchtige Skinner harkt den Hof, der geschickte Gerber füttert die Hühner.

Die Weißen Jäger teilen sich das Material brüderlich. Jeder stellt so viele ein, wie er bis zum Beginn der nächsten Jagdsaison „durchfüttern" kann. Wer eine größere Farm hat, mehr; wer bescheidenere Möglichkeiten hat, weniger. In dieser Zeit geraten sie nie aneinander, einer hilft dem anderen, schließlich arbeiten sie für die gemeinsame Kasse. Sie

kommen nicht nur zu billigen und zuverlässigen Hausangestellten, sondern – und das ist das Wesentliche – sie ebnen auch den Weg für die kommende Saison. Sie sind also nicht eifersüchtig aufeinander, wie sie es während der „Arbeitszeit" zu sein pflegen. Dann stechen sie sich beinahe die Augen aus für den Elefanten mit den hundertpfündigen Stoßzähnen, für den Büffel mit den hundertvierzig Zentimeter langen Hörnern, wenn jeder versucht, seinen „Klienten" zur Ehre seiner eigenen Agentur zum Schuss kommen zu lassen. Aber jetzt gibt es keine Safari, der Wettbewerb ruht, es regnet unaufhörlich. So ruhen auch die Weißen Jäger. Während der Ruhezeit unterrichten, lehren und „trainieren" sie fleißig den Gärtner, den Kuhhirten, den Koch, den Nachtwächter und viele andere ihrer „landwirtschaftlichen Angestellten". Aber nicht etwa im Ackerbau, nicht in der Schweinemast, sondern ausschließlich in den vielen verschiedenen Fächern der Safari-Wissenschaft. Währenddessen lernen sie natürlich ihre Leute gründlich kennen, wissen, was sie von jedem erwarten können, werden mit jedem eins. Sie spielen sich gut aufeinander ein. In dieser Zeit ist der sogenannte Weiße Jäger ein friedlicher Farmer im Umland von Nairobi. Aber nur so lange, wie es regnet.

Sobald die dunklen Wolken abziehen, sobald die Welt abtrocknet, erlahmt auch die Leidenschaft des White Hunter für den Ackerbau. Statt zu pflügen und zu säen, ölt er nun sein Gewehr. Und sobald er aus Nairobi den Ruf erhält, ruft auch er sein „landwirtschaftliches Gesinde" zu den Waffen. Juma verwandelt sich in einen Shikari, der Schafhirt Mukula in einen Elefantensucher, und die vielen Abdullahs und Ibrahims verwandeln sich in ausgesuchte Träger. Auf der Farm bleibt niemand zurück außer den „Dienstfrauen". Das männliche Volk klettert ausnahmslos auf den klapprigen Lastwagen des Herrn; mit lautem Gesang fahren sie in die Stadt. Der Weiße Jäger sitzt selbstbewusst am Lenkrad, denn er muss sich nicht mit dem Anwerben eines unsicheren, zusammengewürfelten Volkes abmühen; er bringt sein eigenes Safari-Personal mit. Lauter erprobte Leute, für die er getrost die Verantwortung übernehmen kann. Menschen, mit denen er seit einem halben Jahr – vielleicht seit Jahren – zusammenlebt, die er in- und auswendig kennt, die sozusagen zu seinem Familienkreis gehören. Und die – wenn ihr Herr ein tüchtiger Mann ist – für ihn durchs Feuer gehen.

Der Laie glaubt zu Recht, dass die Jagd in Ostafrika durch das hohe Gehalt des White Hunter verteuert wird. Wer die Sache jedoch mit hiesigen Augen betrachtet, muss feststellen, dass er sie letztendlich nicht verteuert, sondern eher verbilligt. Denn der Fremde, wenn er am Weißen Jäger sparen will – jagt dann am teuersten!



Und warum ich selbst kein „Profi“ geworden bin? Dafür gab es fünf ernste Hindernisse.

1. Weil ich nicht genug davon verstehe. 2. Weil sich selten ein ungarischer Sportjäger nach Ostafrika verirrt, der mich vielleicht engagiert hätte. Im Übrigen hätte ich wohl nur schwer eine Safari bekommen, solange nicht alle Engländer bereits unter Vertrag waren. So hätte ich nur eine Art „Ersatzjäger“ oder „Jäger mangels Besserem“ sein können. 3. Weil ich eine Farm in der Umgebung von Nairobi hätte kaufen müssen. 4. Und viele Gärtner, Hirten und Gänsehüter hätte anstellen müssen. 5. Weil das alles leider nicht erschwinglich war. Es ist schon Sorge genug mit meinem eigenen Weißen Jäger ...

Dreizehntes Kapitel: Noch ein Bongo-Versuch

Bambuswald, Februar 1933

Ich bin zurückgekommen. Ich habe das Krankenhaus in Nairobi verlassen. Fast einen Monat lang habe ich dort das Bett gehütet. Jetzt lagere ich erneut in dreitausend Meter Höhe, im unwegsamen Dschungel des Bambuswaldes, wo warme Kleidung nötig ist und wo regnerische, neblige Tage sowie frostige Nächte die Tropen lügen strafen; wo nach einem ganzen Tag des Kletterns die Glieder des Jägers selbst am knisternden Bambusfeuer nur schwer warm werden; wo, da Trockenheit unbekannt ist, alles in ständigem, unaufhörlichem Wuchern schwelgt, während allmorgendlich eine Reifschicht die Welt überzuckert; wo die Moskitos erfrieren, es keine Malaria gibt – aber wo der Bongo haust!

Gerade bin ich oben angekommen, bei Einbruch der Dunkelheit; wir sind soeben mit dem Zeltaufbau fertig geworden. Ich habe mich auf derselben kleinen Lichtung niedergelassen wie beim letzten Mal. Das Wetter ist unverändert, meine Wandorobo-Begleiter sind dieselben, nur der gediente Dolmetscher fehlt – ich konnte ihn nicht finden, also unterhalten wir uns jetzt kaum. Sie hocken alle neben mir um das Feuer, nur das Weiß ihrer Augen blitzt aus den um sie gewickelten Ziegenfellmänteln hervor. Wir sitzen da und schauen ins Feuer. Warum sollten wir uns auch mit mühsamer Zeichensprache abmühen, wir sind ohnehin ein Herz und eine Seele, jeder von uns kennt seine Aufgabe, wir stören uns nicht gegenseitig.

Ein blasser, schwach leuchtender abnehmender Mond versteckt sich hinter drachenförmigen Wolkengebilden, ein nebliger, eisiger Wind lässt die schlanken Bambusrohre quietschen und aneinanderschlagen. Ansonsten hört man nur das Knistern des Feuers und die eulenartigen Schreie einiger Hyrax mit ihren klagenden Stimmen. (Dachsdachsgroße Huftiere, die oben in den belaubten Wipfeln des Bambus sitzen und von dort die ganze Nacht jammern.)

Ein unerwartet lautes Krachen dröhnt aus dem nahen Tal ... Dann schneidet ein scharfes, trompetenartiges Geräusch in die Eintönigkeit: Elefanten lärmen dort unten, sie ziehen zum Bach, sie haben Durst bekommen. Wir sind wieder unter den Elefanten. Kurz darauf lärmen, brummen und trompeten sie von hier und dort, der Bambus bricht krachend vor ihnen, er zersplittert wie trockene Zweige unter dem Fuß eines Menschen.

Ich bin schon fast am Einschlafen, aber die Elefanten veranstalten immer noch einen Heidenspektakel; ich fürchte, sie verscheuchen den scheuen, lärmscheuen Bongo. Falls überhaupt ein Bongo in der Nähe ist. Eine hässliche, lautstarke Gesellschaft, so eine Elefantenherde. Besonders hier, wo niemand sie stört. Ich ließ das Feuer kräftig schüren, damit sie ihren Weg nicht hierher nehmen.

Reifbedeckt sind die Bambusrohre, schlammig, neblig und schauderhaft ist der Morgen, als ich mein Lager verlasse. Von der kleinen Wärme, die mir das Lagerfeuer vor dem Aufbruch eingeflößt hat, bin ich schnell befreit. Bei uns zu Hause würde ich so ein Wetter gar nicht beachten, aber hier, unter dem Äquator, lässt es mich ordentlich zittern. Ohnehin bin ich noch in schlechter Verfassung, diese vierwöchige Krankheit hat mich gründlich geschwächt.

Fahl und farblos erwacht der Morgen, unlustig und schläfrig. Fast unbemerkt schleicht sich die Welt heran, zitternd wie ein müder, grauer Bettler. Die Sonne ist nicht zu sehen, als wäre sie gar nicht aufgegangen. Nur der Kompass zeigt, wo Osten ist, doch der Himmel ist dort auch nicht heller als anderswo. Drinnen im Bambus ist es noch so dunkel, dass ich kaum meine eigenen Füße sehe, geschweige denn eine Bongospur. Wir erreichen eine bucklige Lichtung, setzen uns hin, ich rauche eine Zigarette und warte darauf, dass es hell wird.

Und plötzlich, als täte er es wirklich mir zuliebe, beginnt der Nebel aufzureißen. Unerwartete Heiterkeit überkommt den Morgen, er reißt sich die Sorgenwolken von der Stirn und lacht los. Der Glanz seines Gesichts vertreibt den wallenden Dunst, sprüht Goldstaub in den zerfasernden Nebel, entzündet auf jedem Tautropfen einen farbigen Edelstein und strahlt über die Welt. An den Moosfetzen, die an den knorrigen Laubbäumen wehen, glitzert der Reif; sie sehen jetzt aus wie funkelnde Weihnachtsbaumwatte.

Die Sonne kommt heraus. Das Licht gewinnt an Kraft, die Nebelwolken stehlen sich in die Täler hinab, der Reif wird zu Tau, tropfende Fontänen sprühen aus den Moosbärten, der Himmel wird blau, so rein, dass sogar das dreihundert Kilometer entfernte Firneis des Mount Kenya daraus hervorleuchtet. Noch nie habe ich den Bambuswald in solch prachtvollem Lichterglanz gesehen!

Dieses glitzernde Schauspiel dauert nicht lange. Das Gesicht der Sonne wird wieder ernst, sie zieht einen Wolkenschleier vor sich; jäh verwelkt das Meer aus Lichtblumen, und das Grau legt sich erneut schwer über die Landschaft. Wir steigen zum Talgrund hinab, zum Bach. Wie ein Weizenfeld nach dem Hagelschlag, so sieht der Bambus hier aus, so haben ihn die Elefanten zerstreut. Kreuz und quer liegen die mitten durchgebrochenen Rohre, es ist fast unmöglich, hindurchzugelangen. Auf der Kuppe der gegenüberliegenden Seite krachen noch immer die waldrodenden Riesen; ich sehe sogar, wo sie die Bambuskronen schütteln, sehe, wie das eine oder andere Laubbüschel verschwindet, wenn die Elefanten dort unten die Stämme aus dem Weg räumen.

Auch das Ufer des Bachs haben sie so zertrampelt und zerlöchert, so viele Bambusrohre über das Wasser gestürzt, dass wir nur sehr langsam vorankommen können. Wir folgen dem Lauf des Wassers: Hier, am schlammigen Uferhang, hoffen wir, eine Bongospur zu finden. Wir suchen viel, aber vergeblich. Ich werde so müde vom Herumlaufen, dass ich mich zum Ausruhen hinsetzen muss. Ich schicke meine Leute voraus, sie sollen weitersuchen und mich holen, falls sie auf eine frische Spur stoßen sollten.

Ich sitze am Bachufer zwischen den nassen Brennnesseln und hoffe insgeheim, dass meine Leute keine Spur finden, denn ich fühle mich unfähig, diesen windbruchübersäten Berghang anzugehen. Ich bin noch sehr weit von meiner alten Kraft vor dem Krankenhaus entfernt. Über mir rauscht der Bambus, und ein alter, blaugrauer Affe lässt sich direkt über meinem Kopf nieder. Er bemerkt mich nicht, er glaubt, er wohne allein in diesem Wald. Er ist heute Nacht sehr nass geworden. Ihn friert, sein Fell ist struppig, vergeblich wartet er auf die trocknenden Sonnenstrahlen. Es gibt keinen jämmerlicheren Anblick als einen alten, durchnässten Affen. Alle Verzweiflung der Welt scheint in seinem kummervollen, runzligen Gesicht versammelt zu sein. Jetzt liegt ihm jede Art von Affentheater unendlich fern.

Mit großem Verständnis blicke ich zu dem Alten auf. Ich würde so gern ein Gespräch mit ihm anfangen. Wenn ich mir seine Klagen geduldig anhörte und sein Vertrauen gewönne, würde er sicher viele solcher Wunder und Urwaldgeheimnisse erzählen, von denen ich keine Ahnung habe. Er sieht wie ein sehr weiser alter Affe aus. Vielleicht würde er mir sogar erklären, wie man einen Bongo schießt. Denn wenn es jemand weiß, dann er.

Aber da kommen meine Wandorobo. Sie verscheuchen meinen Affen, noch bevor ich ihn hätte ansprechen können. Sie kommen mit einer schlechten Nachricht: Sie haben eine frische Bongospur gefunden. Ich muss diesen elenden, großen Berg angehen. Im Schlamm des Bachs erkenne ich auch selbst deutlich die Spur des Wundertiers, doch dann, als ich hinter meinen Leuten den Steilhang voller Brennnesseldickicht und windgebrochenem Bambus in Angriff nehme, sehe ich wahrlich kein weiteres Zeichen

mehr von dem Bongo, der hier vorbeigekommen ist. Dabei halten wir die Spur, ja, die Führer eilen so vor mir her, dass ich das Tempo kaum halten kann. Sie orientieren sich an kaum mehr als einem Schlammtropfen, der an einem Blatt klebt, und bewegen sich dennoch so sicher, als würden sie im frisch gefallenen Schnee fährten.

Fünf Stunden lang sind wir gerutscht, gekrochen und durch diese gottverlassene Bambus-Brennnessel-Mischung gebrochen – alles umsonst. Meine Beine versagten endgültig den Dienst, ich musste mich zum Ausruhen niederlegen. Und als ich mich nach einer halben Stunde mühsam wieder aufraffte, gaben mir die Wandorobo zu verstehen, dass wir uns nun sehr weit vom Lager entfernt hätten und es heute schwierig wäre, dorthin zurückzukehren. Wir sollten der Bongospur folgen, solange wir noch etwas sähen, und dann dort übernachten, wo uns die Dunkelheit überrasche, um im Morgengrauen sofort die Nachsuche fortsetzen zu können!

„Aber gewiss nicht", sagte ich, „nicht einmal für alle Bongos von Kenia! Das fehlt mir gerade noch. Dass ich in so einer wolfskalten Nacht hier hungrig, ohne eine einzige Decke, zwischen den Brennnesseln schlafe. Ich mag zwar nie erfahren, was ein Bongo ist, aber ich will heute noch im Lager zu Abend essen. Los, sofort zurück!"

Wir kehrten um, unter dem empörten Brummen der Spurensucher, die meine Besorgnis wegen der Übernachtung beim besten Willen nicht verstehen konnten. Wir gingen und gingen, oder besser gesagt: Hätten wir nur gehen können. Meistens jedoch kletterten wir, rutschten zurück, waren zwischen Windbrüchen eingeklemmt oder gerieten in undurchdringliches Dickicht. Es war ein mühseliger Weg. Ich verfluchte sogar den Entdecker dieses Hundewetters.

Schließlich gerieten wir in einen kesselförmigen Abgrund mit so steilen Wänden, dass es selbst den Schwarzen zu viel wurde. Sie sagten, ich solle hier ein wenig warten, sie würden auf den Kamm klettern und Ausschau halten, wo der Aufstieg am geeignetsten erschiene. „Geht nur", dachte ich mir, „wenigstens kann ich in der Zwischenzeit einmal ausruhen."

Doch zum Ausruhen kam es nicht. Denn kaum waren die Führer ein paar Minuten weg, als plötzlich ein unerwartetes Getöse von ihnen her ertönt... Der Bambus kracht wie ein Maschinengewehr, der Lärm hält direkt auf mich zu – „Bongo! Bongo!", schreien die Schwarzen... Kaum dass ich auf die Beine springen kann, stürmt es auch schon unmittelbar vor mir vorbei... aber ich sehe nichts... Man bräuchte Röntgenaugen in diesem herzlosen Dickicht... Dann, kaum zwei bis drei Meter neben mir, ein rotes Aufblitzen – augenblicklich knallt mein Gewehr – eine Sekunde – für das Repetieren reicht es gerade noch –, noch ein rotes Aufblitzen – auch da hinein knalle ich.

Ich habe nur ins Blaue geschossen. Mitten in das Krachen hinein. Meinetwegen hätte es sogar der Oberjägermeister von Kenia sein können, ich jedenfalls habe nicht gesehen, worauf ich schieße. Dabei war es ein Bongo! Ein echter, unverfälschter, im Urwald gewachsener Bongo. Innerhalb von hundert Schritten lagen zwei davon, verendet! Zwar ist das eine eine alte Kuh und das andere ein junger Bulle, aber Bongo ist Bongo, beide. Auf die Schnelle wusste ich gar nicht, zu welchem ich zuerst laufen sollte. Solche Unverhofftheiten begegnen dem Jäger.

Es geschah jener verrückte Zufall, dass sich die Wundertiere gerade dort aufhielten, wo meine nach einem Durchgang suchenden Schwarzen herumpolterten. Die Bongos aber rannten, als sie vor dem Lärm flüchteten, genau auf mich zu. Wären sie nur ein paar Meter weiter weg vorbeigelaufen, hätte ich sie keinesfalls schießen können.

Es ist dunkle Nacht, als ich mich ans Lagerfeuer setzen kann. Zwischendurch hatten wir uns noch verirrt, die Elefanten waren uns gefolgt, und mein Mantel ist auch verloren gegangen. Irgendwie sind wir dennoch zusammen mit den zwei Bongoköpfen nach Hause gekrochen. Das Abendessen wollte ich nicht, nur das Bett. Aber übermorgen Abend im Club von Nairobi werde ich dann auch erzählen können, wie einfach die Bongojagd ist. Ein Kinderspiel. Schließlich habe ich an einem Tag gleich zwei geschossen.

Vierzehntes Kapitel: Der Hyänenhund

Masailand, März 1933

Er ist der ausgestoßene Paria unter den afrikanischen Raubtieren, jedermanns Feind, niemandes Freund. So behandelt ihn sogar die Naturgeschichte; sie ordnet ihn keiner der ähnlichen Tierarten zu. Mit der berüchtigten Brut der „Lycaon" will niemand etwas zu tun haben; nicht nur die Hundeartigen, selbst die niederträchtigen Hyänen erkennen ihn nicht als Verwandten an. Unter die Hunde kann er nicht aufgenommen werden – dagegen protestiert die systematisierende Wissenschaft –, denn die Gattung der „Canis", zusammen mit den dazugehörigen Wolfs- und Fuchsarten, trägt an den Vorderpfoten jeweils fünf Zehen, während der Hyänenhund nur vierzehiger Natur ist! Unter die Hyänen wiederum können wir ihn auch nicht lassen, wegen seines hundeähnlichen Körperbaus, seines Gebisses und seines Skeletts, das von jenen Arten abweicht! So ist er also weder Hyäne noch Hund – und doch ein Hyänenhund. Seine afrikanische Spielart, der *Lycaon pictus* – auch Hyänenwolf oder Wildhund genannt –, ist der wahre Schrecken der Antilopen- und Gazellengesellschaft. Das Jagdamt bittet die aufbrechenden Expeditionen ausdrücklich, dem Hyänenhund, sollte man ihm zufällig begegnen, keine Gnade zu erweisen. Man solle ihn mit Feuer und Schwert ausrotten, ihn schießen, wo man ihn trifft.

Den aus der fernen Fremde gekommenen Jäger jedoch, den in erster Linie schöne Trophäen, Stoßzähne, Hörner und Felle nach Afrika locken, interessiert dieser dahergelaufene Vagabund nicht besonders. Er ist ein Tier mit minderwertigem Fell, ja oft von unangenehmem, stinkendem Geruch. Ein Mensch mit empfindlicher Nase – leider bin ich selbst einer – spürt noch Stunden später den ekelerregenden Gestank der Hyänenhunde, die dort vorbeigekommen sind. Selbst dem Eingeborenen graust es vor ihm. Nur mit Mühe lässt er sich dazu bewegen, einen Hyänenhund wegzuschaffen, und auch dann nur unter ständigem Ausspucken, was ein Zeichen tiefster Verachtung ist.

Was ihn jedoch über alles andere abscheulich macht und ihn zum Gegenstand allgemeinen Hasses herabwürdigt, ist seine Grausamkeit! In der Regel jagt er zu zehnt oder fünfzehnt, ja gelegentlich sogar in Rudeln von fünfzig Mitgliedern. Dieser schwarz-weiß-gelb gescheckte, den Schwanz wehen lassende Reißer – das Wild, dem er nachsetzt, hat keine Rettung mehr. Mit scheinbar gemächlichen, aber weiten, raumgreifenden Sprüngen verfolgt er seine Beute, stumm, ohne Hast, aber unermüdlich. Sei die Fliehende eine schnellfüßige Gazelle oder eine körperlich starke Antilope mit gefährlichen Hörnern, egal welchen Vorsprung sie gewinnt, die Wildhunde folgen ihr mit schicksalhafter Unerbittlichkeit, weichen nie zurück, werden nie müde, sie erreichen sie unweigerlich. Und wenn sie sie erreichen, reißen sie sie nicht auf einmal nieder, machen ihr nicht schnell den Garaus, sondern sie schnappen immer wieder nach ihr, beißen sie im Laufen, fangen an, sie lebendig anzufressen. Sie gehen mit mittelalterlicher Grausamkeit vor. Ein glaubwürdiger Augenzeuge erzählte mir, dass er einen von Hyänenhunden gehetzten großen Kudu-Bullen befreit habe. Danach musste er dem schwerkranken, blutig zerfleischten Kudu jedoch den Gnadenschuss geben. Denn die niederträchtigen Marodeure hatten ihm nicht nur das Hinterteil blutig gerissen, sondern ihn zu allem

Überfluss auch noch kastriert. Im Laufen hatten sie den stolzen großen Kudu mit den gewaltigen Hörnern, die schönste der afrikanischen Antilopen, zu Tode verstümmelt. Den Hyänenhund nennt man zu Recht das schädlichste Raubtier, denn er dezimiert nicht nur den Wildbestand, sondern er treibt ihn auseinander, verscheucht ihn in alle Welt, verschreckt ihn in Unruhe und ständige Fluchtbereitschaft. Damit richtet er viel mehr Schaden an als durch seinen tatsächlichen Beutefang.

Jedes Tier fürchtet ihn auch, flieht Hals über Kopf aus der Gegend, in der die Wildhunde umherziehen. Selbst der Löwe weicht ihm aus, ja es kommt vor, dass das zottige Hunderudel selbst den König der Tiere von seiner Beute verjagt und sich den Fang der Großkatzen aneignet. Eine Löwenfamilie, obwohl sie regelmäßig ihren Tribut fordert und nächtlich das Wild der Umgebung in Schrecken versetzt, vertreibt es dennoch nicht in alle Welt. Zebras, Antilopen und Gazellen grasen am nächsten Tag friedlich weiter, sie weichen nur dem am helllichten Tag etwa auftauchenden, sicherlich satten Löwen aus. Doch bei der Annäherung der Hyänenhunde oder beim Hören ihres heulenden Geheules entvölkert sich selbst das wildreichste Gebiet.

Er ist ein fährtenfolgendes, im Rudel jagendes Tier, das seine Beute in der Regel nach der Witterung verfolgt. Seltener ist der Fall, dass er sie ohne Einsatz der Nase, rein mit Hilfe seiner Augen hetzt. Zu Letzterem gehört zum Beispiel der Windhund; er jagt den aufspringenden Hasen nur so lange, wie er ihn sieht. Sobald der Hase aus seinen Augen verschwindet, hält der Windhund unweigerlich inne, seine Nase ist zur Fährtenfolge ungeeignet. Die Brackenhunde hingegen, ebenso wie das Wolfsrudel, halten die Spur mit gesenktem Kopf, rein auf ihren feinen Geruchssinn vertrauend. Der jagende Hyänenhund benutzt beides, Nase und Augen gleichermaßen. Diese doppelte Bewaffnung macht ihn gefährlich. Anfangs, solange er es nicht im Auge behalten kann, folgt er der Witterung des verfolgten Tieres. Dabei mit solch tödlicher Sicherheit, dass er ein etwaiges anderes Tier, das seinen Weg kreuzt oder unerwartet in seiner Nähe auftaucht, fast gar nicht wahrnimmt, keines Blickes würdigt. Unbeirrbar hält er die ursprüngliche Fährte, selbst wenn er zwischendurch in ein ahnungsloses Wildrudel gerät. Sobald er jedoch den Besitzer der verfolgten Fährte erblickt – was er in der weiten afrikanischen Steppe aus großer Entfernung tun kann –, hetzt er ihn mit erhobenem Kopf mit Hilfe seiner scharfen Augen. Nun nähert er sich ihm rasend schnell, denn er verkürzt die Haken und Kurven der verfolgten Fährte, läuft einen kürzeren Weg als die im Zickzack fliehende und dadurch schneller ermüdende Beute. Wenn jagende Hyänenhunde in hohes Gras geraten und gezwungen sind, das bereits zuvor erblickte verfolgte Tier aus den Augen zu verlieren, greifen sie zu einer interessanten List. Wie ein dressierter Hund stellen sie sich auf die Hinterbeine oder springen immer wieder hoch; so versuchen sie, eine etwaige Richtungsänderung des fliehenden Tieres zu kontrollieren.

Der Hyänenhund ist nicht nur grausam, sondern ein äußerst kühnes, unverschämtes Raubtier. Wenn er unerwartet auf den Jäger trifft, springt er nicht weg, flieht nicht vor ihm, wie es jedes andere Wild, meist sogar der Löwe tut. Der Wildhund schleicht höchstens davon, schaut immer wieder zurück, ja er kläfft den Menschen sogar frech an. Er jagt nicht nur im Rudel, manchmal auch allein. Einem solchen Einzelunternehmer bin ich selbst nicht begegnet, aber ich habe öfter davon gehört. Ja, aus einem der bekanntesten Bücher des größten „Afrika-Jägers“, des legendären F. C. Selous, kennen wir eine genaue Beschreibung des einsam hetzenden Hyänenhundes. Ich habe es gelesen, ich nehme das Buch auch hervor und schreibe daraus Selous' mehr als ein halbes Jahrhundert alte, südafrikanische Erfahrung ab: „Mashunaland, 21. Okt. 1878.“

„Während ich mit meinem Gefährten zu Pferd auf der weiten Ebene zwischen den Flüssen Zweswe und Umfule unterwegs war, hatten wir Anteil an einem seltenen Anblick. Wir beobachteten einen einsamen Rappenantilopen-Bullen (*Hippotragus niger*), wie er am

buschigen Rand der Ebene, etwa sechs- bis siebenhundert Schritte von uns entfernt, ahnungslos graste. Auf einmal, wie ohne ersichtlichen Grund, sprang er weg. Er galoppierte zur Mitte der Ebene hinaus und hielt von dort schnurstracks auf uns zu. Wir hielten unsere Pferde an und versuchten mit dem Fernglas, den Grund für den Schrecken der schönen Antilope mit den Säbelhörnern herauszufinden. Bald sahen wir auch, dass ein niedriges, schwarzes Tier seinen Spuren folgte, und obwohl die Entfernung zwischen ihnen noch beträchtlich war, schien sie sich stetig zu verkürzen. Da die Antilope nicht besonders eilte, hatte ihr Verfolger – den wir als einsamen Hyänenhund erkannten – sie schon fast eingeholt. Die Antilope näherte sich uns auf etwa zweihundert Meter, da bemerkte sie uns erst. Plötzlich hielt sie inne und drehte dann ihren stolzen Kopf zurück. Ihr kurzer Rückblick mochte jedoch eine unangenehme Erinnerung in ihr wachgerufen haben, denn statt sich ihrem angreifenden Gegner entgegenzustellen, raste sie davon und floh nun mit der Geschwindigkeit eines Rennpferdes. Dennoch kam sie zu spät, denn der Wildhund holte sie mit einigen weiten Sprüngen ein und biss sie plötzlich in die Keule. Aber er hielt sich nicht fest, er zog seinen Kopf sofort wieder zurück und blieb einige Meter hinter ihr zurück. Der Biss ließ die Antilope sich etwas uns zuwenden; ihr Verfolger schnappte nun erneut nach ihr. Die Jagd drehte sich in einem Kreis von etwa zweihundert Metern Radius um uns herum. Als der Wildhund zum dritten Mal zum Biss ansetzte, schoss ich auf ihn, aber natürlich verfehlte ich ihn. Vom Pferderücken aus, freihändig, hätte ich das in jenem Tempo galoppierende Raubtier nur durch Zufall treffen können. Der Knall meines Schusses hielt ihn jedoch auf. Ja, sogar die etwa hundert Schritte weiter galoppierende Antilope hielt inne. Die Aufmerksamkeit von Verfolger und Verfolgtem wandte sich uns zu. Mein Gefährte gab daraufhin seinem Pferd die Sporen und sprengte hinter dem Wildhund her. Dieser suchte das Weite und ließ die Antilope ihrem Schicksal über. Mein Gefährte verfolgte ihn lange. Sein Pferd war jedoch außer Puste; er konnte das Raubtier nicht einholen...“ (Zitat aus dem oben genannten Buch von F. C. Selous. „A Hunter’s Wanderings in Africa“, erschienen in London 1890).

PÁFRÁNYERDŐ FUMWE SZIGETÉN (210)

Vielleicht interessiert es den Leser, dass der Schreiber obiger Zeilen etwa vierzig Jahre lang in allen Teilen der Welt auf gefährliches Großwild jagte und in höchst interessanten Reisebeschreibungen über seine beispiellosen Erlebnisse berichtete. Bis er erst wenige Jahre vor dem Ersten Weltkrieg seine abenteuerliche Laufbahn durch das Alter beenden ließ und sich in sein englisches Heim zurückzog, um den Abend seines Lebens der wohlverdienten Ruhe und vielen schönen Erinnerungen zu widmen. Seine Absicht wurde jedoch durch die Hand des Schicksals mit einem unerwarteten Strich durchkreuzt. Als

Ostafrika – das er als seine zweite Heimat betrachtete – im Zuge des Weltkriegs in Kämpfe verwickelt wurde, packte der damals bereits fast siebzigjährige Selous seine Sachen, kehrte nach Afrika zurück und schloss sich der Freiwilligentruppe von Nairobi an. Im Januar 1917 fiel er während eines Patrouillengefechts, von einer feindlichen Kugel getroffen. Er ruht hier, nicht weit von dem Ort entfernt, an dem er Jahrzehnte zuvor seine denkwürdigen Abenteuer begonnen hatte. Selous war nicht nur ein berühmter Jäger, sondern auch ein allseits beliebter, liebenswürdiger Mensch. Die Stadt Nairobi errichtete dem Andenken des „größten Afrika-Jägers" ein schönes Denkmal.

Aber gehen wir zurück zum Hyänenhund, schließlich habe ich dieses Kapitel ihm gewidmet. Bisher habe ich wahrlich nicht viel Gutes über ihn gesagt. Eine einzige Eigenschaft muss ich ihm jedoch zu seinen Gunsten anrechnen: Es gibt nur wenige seiner Art. Er ist ein seltenes Tier, die Jäger haben selten mit ihm zu tun. Auch ich, obwohl ich Afrika nun schon im achten Jahr bereise, bin ihm nur hier und da, vereinzelt begegnet. Zum ersten Mal lernten wir uns am 16. Februar 1929 kennen, als ich entlang des kenianischen Athi-Flusses nach Elefanten suchte. In mein damaliges Tagebuch schrieb ich:

„Es dämmert kaum, als ich mich entlang des sich durch den Urwald windenden Flusses aufmache. Ich habe beschlossen, das Ufer erst dann zu verlassen, wenn ich auf eine frische Fährte eines entsprechend großen Elefantenbullen stoße. Ich gehe jedoch kaum eine Viertelstunde, als mich ein eigenartiger, nie zuvor gehörter, bellartiger Laut innehalten lässt. Meine Führer erklären mir, was da bellt, ich verstehe es wahrlich nicht. Hyänen oder Paviane machen manchmal solche Geräusche, aber meine Leute erwähnen etwas anderes, mir Unbekanntes. Kurz darauf treten in etwa hundertfünfzig Schritten Entfernung schwarzgefleckte, hundeartige Tiere aus dem Wald an das Flussufer. Sofort erkenne ich die ‚Hygieniker', obwohl ich sie bisher nur vom Hörensagen kenne. Sie sehen aus wie buntfellige, mit buschigem weißem Schwanz versehene, großohrige Köter. Wir bemerken uns gleichzeitig. Sobald ich mein Gewehr auf sie anlege, drehen sie auch schon ab, zurück ins Dickicht. Indem ich diese wenigen Augenblicke nutze, gelingt es mir, zwei Schüsse abzugeben. Ich sehe, dass beide getroffen haben, aber auch, dass es an der falschen Stelle war. Dem einen trifft meine Kugel den Vorderlauf, dem anderen die Weichen. Lange verfolgen wir beide Verwundeten, leider gelingt es uns nicht, sie einzuholen. Meinen schlechten Schuss tragen beide davon."

Am nächsten Tag, dem 17. Februar, trägt das Tagebuch Folgendes ein: „Als ich im Morgengrauen mein Zelt verlasse, höre ich erneut das Geheul der Hyänenwölfe. Ihr Geheul verrät, dass sie in breiter Schützenlinie den Berghang absuchen. Zwischendurch signalisieren sie einander mit einem ‚Hu-huuuu'-Laut, einem fast schon als melodisch zu bezeichnenden, langen Jaulen. Ihrem Geheul nach zu urteilen, müssen es viele sein. Zu Gesicht bekomme ich jedoch nur einen, und auch den nur für einen Moment: Zwischen uns liegt der Fluss, die Entfernung ist zudem so groß, dass ich keinesfalls schießen kann. Mit überraschender Regelmäßigkeit jagen sie die bewaldeten Hänge der gegenüberliegenden Seite ab. Später jault einer von ihnen mehrmals hintereinander. Er hat offensichtlich eine frische Wildfährte gefunden und trommelt nun seine verstreuten Kumpane zusammen."

Mein Jagdgefährte erzählt, dass sich die hungrigen Kumpanen oft auf einen aus dem Rudel geschossenen Hyänenwolf stürzen und ihn bis auf die Knochen auffressen; sie betreiben regelrechten Kannibalismus. In solchen Momenten könne man sogar das ganze Rudel auf einen Haufen schießen.

Die obigen Zeilen habe ich vor vier Jahren geschrieben. Aber erst gestern hat sich bestätigt, wie recht mein Gefährte damals hatte. Ich bereise neuerdings die Massai-

Hochebene. Ich fotografiere ein bisschen, jage wenig. Nur auf einen starken Büffelbullen, einen Löwen mit prächtiger Mähne oder eine andere Seltenheit beabsichtige ich, das Gewehr anzulegen. Nur treffe ich auf immer weniger Wild. Selbst die alleralltäglichsten Arten, die Zebras, Gnus, die Grant- und Thomson-Gazellen, die neulich noch in Rudeln von vielen Hundert Tieren da waren, scheinen zu schwinden. Dabei habe ich seit Tagen so gut wie keinen einzigen Schuss abgegeben. Dennoch lichtet sich das Wild zusehends, alles Sichtbare zieht ab. Was an Wenigem zurückbleibt, ist zudem unruhig, schreckhaft und findet keinen Frieden. Was mag es wohl so erschrecken?

Endlich, gestern im Morgengrauen, löste sich das Rätsel, ich kam hinter den Grund des Schreckens. Ich stieß auf die Ruhestörer: elf buntgescheckte Hyänenhunde! Sie hielten genau auf mich zu. Ich zog mich hinter einen Busch zurück. Sie galoppierten vor mir vorbei, kaum fünfzig bis sechzig Schritte entfernt. Ich glaube nicht, dass sie etwas hetzten, sonst hätten sie kaum abgewartet, dass ich ernsthaften Schaden unter ihnen anrichte. So aber gelang es mir, ihnen ordentlich den Marsch zu blasen. Und zwar gründlich! Sobald ich den ersten erschossen hatte, hielten die anderen sofort inne. Sie schickten mir kurze, zornige Kläffer entgegen, aber sie konnten mich nicht sehen, ich stand in guter Deckung. Ich schoss noch einen ab. Daraufhin stürzten sich die übrigen sogleich auf ihre verwundeten Gefährten, zerrissen, bissen und fraßen wütend die Verendenden. Mich aber empörte die Grausamkeit dieser abscheulichen Bestien so sehr, dass ich alle elf der Reihe nach erledigte!

Zwischendurch ging mir natürlich die Munition aus meinem Repetiergewehr aus, aber die Wildhunde nahmen auch davon keine Notiz, dass ich neu, ja sogar noch einmal neu laden musste! Bis sie nicht alle weg waren, fraßen sie einander ständig auf. Keiner blieb übrig, um davon zu berichten! Unser heimisches Raubtier, der Wolf der Karpaten, kam mir in den Sinn. Auch ein hungriges Wolfsrudel pflegt seinen verwundeten oder sonstwie hilflosen Gefährten aufzufressen. Tumbo, mein Waffenträger, und Mzuli, mein Wasserträger-Schwarzer, genossen den Vorfall außerordentlich. „Mbájá“, riefen sie aufgeregt – „böse Teufel“! Ich wollte die seltsame Beute nebeneinanderlegen und fotografieren. Die Schwarzen wollten jedoch unter keinen Umständen etwas davon wissen. Erst als ich selbst Hand anlegte und die Hälfte der tatsächlich außergewöhnlichen Teufel bereits in einer Reihe aufgestellt hatte, entschlossen sie sich dazu. Unter furchtbarem Ausspucken und Schimpfen. Elf Hyänenhunde streckten wir nebeneinander aus. Alle elf waren unterschiedlich bunt gescheckt. Jeder war anders. Nur ihr Geruch war gleich. Wenn ich das Foto im Jagdamt in Nairobi vorzeige – sofern es gelingt –, weiß ich, dass mich der Oberjägermeister loben wird!

Fünfzehntes Kapitel: SIMAIKA

Nördlicher Guaso Nyiro, November 1933

Seit ich hierher immer wieder zu Besuch komme – das sind nun schon etwa acht Jahre –, ist es mein innigster Wunsch: einen Büffelbullen mit einer hervorragenden Trophäe zu erwischen. Dieser Wunsch will jedoch – wie Wünsche im Allgemeinen – nur schwer wahr werden; statt in Erfüllung zu gehen, fordert er immer mehr Opfer. Ich laufe mir die Hacken ab, schwitze noch mehr und zahle an ein Heer von Moskitos und Tsetsefliegen einen grausamen Blutzoll. Ich kann also getrost behaupten, dass ich fleißig hinter dem finster dreinblickenden Champion mit den Panzerhörnern, dem pechschwarzen Wildrind, her bin.

Bekanntlich wachsen hier im äquatorialen Ostafrika die prächtigsten Büffel; die Rekordhörner stammen ausnahmslos von hier. Im Laufe der vergangenen Jahre habe ich

viele hundert Büffel begutachtet, mein abwägendes Fernglas hat zahlreiche starke Gehörne gemustert. Und die am besten erscheinenden, nunmehr über dreißig an der Zahl, hat meine Gewehrkugel auch zur Strecke gebracht. Es sind allesamt ansehnliche Bullen, die sich überall sehen lassen können; keiner macht seinem Erleger Schande. Doch ein außergewöhnliches, erstklassiges Exemplar – findet sich dennoch nicht unter ihnen!

Und während ich das anspreche, kommt mir der Stern unserer heimischen Wälder, der ungarische Rothirsch, in den Sinn. Denn mit dem stehe ich ähnlich da wie mit dem hiesigen Kaffernbüffel. Seit Jahrzehnten jage ich auf den ungarischen Hirsch, viele gute Geweihe zieren mein Zuhause. Es finden sich unter ihnen auch „Bronzemedaillen" in schöner Zahl, sogar ein, zwei „Silbermedaillen". Aber den Kopfschmuck eines „Goldmedaillen-Hirsches" konnte ich bisher nur an fremden Wänden, nur bei anderen bewundern.

Jeder ungarische Hirschjäger weiß, was ein Bulle mit einem sieben bis acht Kilo schweren Geweih bedeutet, der bei der jährlichen Trophäenschau als „Bronzemedaille" eingestuft wird. Ein solches Geweih macht jedem von uns Ehre, wir hängen es mit glücklicher Genugtuung an seinen Ehrenplatz, unser Auge streichelt liebevoll seine bekrönte Spitze, seine glänzenden Enden. Wir freuen uns über ihn, obwohl wir wissen, dass es wesentlich bessere gibt, Hirsche mit neun, zehn, elf, ja zwölf Kilo schweren „Goldmedaillen"-Geweihen. Mit solchen können sich jedoch nur andere rühmen: die besonderen Günstlinge der Jagdgötter.

Denn den „Gold-Hirsch" – diese schwer erreichbare, glänzende Krone des ungarischen Jägerlebens – verteilt die Laune des Schicksals nicht nur sporadisch, sondern zudem mit einer boshaften Inkonsequenz. Das heißt, sie verweigert ihn meistens denen, die am längsten, am leidenschaftlichsten den Spuren der Hirsche folgen, die etwas vom Fach verstehen und die die rechtmäßigsten Anwärter auf die Goldmedaille wären. Einen solchen Wunderhirsch lässt das Schicksal lieber in die Hände eines Stümper fallen. Einem grünschnäbligen Anfänger oder einem gelegentlichen Sonntagsjäger – jenem sprichwörtlichen blinden Huhn, das das zufällig gefundene Goldkorn selten seinem Verdienst entsprechend zu schätzen weiß.

Mit all dem will ich nicht etwa andeuten, dass ich vielleicht auf eine „Goldmedaillen-Büffeltrophäe" aus bin. Auch meine Bescheidenheit hat ihre Grenzen. Besonders seit mir vor sechs Jahren das gute Glück einen solchen Elefanten in den Schoß geworfen hat, dessen zentnerschwere Stoßzähne für lange Zeit in mir das Wort der unberechtigten Unzufriedenheit und meine eitlen Träumereien von einem „großen Büffel" oder einem „Goldmedaillen-Geweih" zum Schweigen gebracht haben. Aber bei alldem könnte ich nicht leugnen, dass ich auf einen Büffel mit starkem Gehörn – sagen wir an der Grenze zwischen „Bronzemedaille" und „Silbermedaille" – aus bin.

Ich verstehe – der Jagdtrieb hat Sie gepackt! Da das Thema der Trophäenbewertung bei Büffeln oft für Verwirrung sorgt, erkläre ich kurz das Prinzip der „Auslage" (Spread), damit Sie die Dimensionen der Erzählung besser einordnen können.

Hier ist die Übersetzung ohne weiteren Kommentar:

... ich bin regelrecht versessen darauf. Jetzt, da ich das Büffelgehörn mit dem Hirschgeweih verglichen habe, bin ich dem Leser – insbesondere jenem, der in der fachgerechten Bewertung von Trophäen nicht bewandert ist – einige erklärende Zeilen schuldig.

Ein „Büffel mit Gold-, Silber- oder Bronzemedaille“ ist nur ein bildlicher Begriff. So etwas gibt es real nicht; ich möchte damit lediglich die Qualität des Büffelgehörns im Vergleich zum Hirschgeweih verdeutlichen. Beim Büffelgehörn bestimmt nämlich nicht das Gewicht, sondern in erster Linie die Breite, die sogenannte **„Auslage“** (Spread), den Wert. Das ist der Abstand, gemessen in einer horizontalen Geraden zwischen den beiden äußersten Punkten der Hornkrümmung.

Entsprechend dem Hirschgeweih klassifiziere ich das Büffelgehörn also wie folgt:

- **Bronzemedaille:** Eine Auslage von 110 cm.
- **Silbermedaille:** Eine Auslage von 120–130 cm.
- **Goldmedaille:** Alles, was 130 cm überschreitet.

Mit diesem Wissen ist es vielleicht interessanter, dass die bisherige Rekordauslage eines ostafrikanischen Büffels bei **149 cm** liegt – während das prächtigste von mir erbeutete Exemplar nur **105 cm** maß, also nicht einmal die Qualität einer „Bronzemedaille“ erreichte. Es wundert mich nicht, wenn diese trockene Statistik den ansonsten noch so geduldigen Leser zu lautem Gähnen reizt. Erst recht, wenn er zur „Sekte der Nichtjäger“ gehört. Doch zum Verständnis des Weiteren, vor allem aber um meine eigene Begeisterung zu erklären, hielt ich diese langweilige Haarespalterei für nötig. Wir haben es hinter uns, es folgt das Erlebnis.

Es ist noch nicht lange her, es geschah vor zwei Wochen. Für beide Beteiligten ist es denkwürdig: sowohl für Simaika als auch für den Schreiber dieser Zeilen, den Statisten. Bevor ich jedoch beginne, muss ich etwas weiter ausholen, denn ich habe Simaika noch gar nicht vorgestellt.

Simaika – das ist sein ehrlicher Name, so steht es sogar in seinem Pass – ist ein alter, guter Freund von mir. Dem Anschein nach: ein ägyptischer Araber. Ihm würde es freilich kaum gefallen, dass ich ihn so nenne, obwohl er im Schatten der Pyramiden das Licht der Welt erblickte und seither ein Bewohner des Landes der Pharaonen ist, wo er der nationalen Sitte getreu die Straße niemals ohne seinen Fes betritt – ja, ihn selbst in der Einsamkeit seines Zimmers nur widerwillig ablegt.

„Verzeihung“, würde Simaika die Nase rümpfen, „ich bin kein Araber. Ich bin Kopte.“

Die Kopten sind bekanntlich keine Muslime, sondern Christen, die sehr dezimierten Überreste der Ureinwohner Ägyptens. Eigentlich sind sie die ältesten heute lebenden Ägypter. Von der gemischten, ziemlich zusammengewürfelten Bevölkerung Kairo machen die Kopten nur etwa ein bis zwei Prozent aus.

Simaika ist übrigens ein wohlhabender junger Mann; er besitzt ein schönes Haus und ein ansehnliches Unternehmen in Kairo. Er treibt viel Sport, ist ein geschickter Tennisspieler, Polospieler, Autorennfahrer, ein guter Tänzer, der Liebling der Kairoer Jeunesse dorée, ein echter „Allround-Sportsman“. Und als solcher hält er sich natürlich auch für einen guten Jäger. Was allerdings von seinem stark überbordenden Optimismus zeugt.

Dies beweist auch jener Brief, mit dem er mich letzten Monat überraschte:

„Ich habe genug vom Stadtleben“, schreibt er, „ich würde gern für ein, zwei Wochen zu dir kommen – zum Ausruhen. Ich habe geschäftlich in Afrika zu tun, da nutze ich die Gelegenheit und besuche dich. Ich war ohnehin noch nie in dieser Gegend und habe

noch nie wirklich großes Wild geschossen. Ich würde viele neue Grammophonplatten mitbringen, abends könnten wir gemütlich Musik hören, plaudern, Karten spielen. Tagsüber würdest du mich ein, zwei Löwen, Büffel oder dergleichen schießen lassen. Mir fehlt auch sehr ein schönes Löwenfell mit Mähne. Aber natürlich nur ganz bequem, auf die altmodische Art. Du weißt, ich bin kein Freund des frühen Aufstehens, ich käme ja in erster Linie zum Ausruhen. Ich werde dich sicher nicht stören, die auf mich entfallenden Kosten übernehme ich. Du wirst keine Sorgen mit mir haben. Ich koche dir abends sogar Pilaw, ich weiß, dass du ihn liebst...“

Der letzte Satz seines Briefes ergriff meine Fantasie. Pilaw, dieses ausgezeichnete türkisch-ägyptische Reisgericht, mag ich in der Tat außerordentlich, und mein einäugiger schwarzer Koch braut es nur sehr mangelhaft zusammen. Die Aussicht auf eine musikalische, gemütliche Kartenpartie nach einem guten Pilaw ließ Simaikas Angebot tatsächlich überdenkenswert erscheinen. Seine Jagdpläne begeisterten mich weniger, doch schließlich antwortete ich ihm, er solle nur kommen. Vorausgesetzt, er findet mich in dieser unwegsamen Wildnis überhaupt.

„Sobald du in Nairobi ankommst“, schrieb ich ihm, „besorge dir einen Lastwagen, der groß genug für all deine Grammophonplatten ist, und lass dich in das etwa zweihundert Kilometer entfernte Nanyuki fahren. Wenn du dort ankommst, schicke ich einen meiner zuverlässigen Schwarzen dorthin, der wird dich zu mir führen.“

(Der Leser kennt Nanyuki bereits, jenes Gasthaus in der Wildnis, auf dessen Schanktisch der Äquator verläuft. Das blumenreiche Nanyuki am nordwestlichen Fuß des Mount-Kenya-Massivs, wo ich im Januar so krank in jenes lächerliche kleine Flugzeug eingebunden wurde...)

Seit diesem ungewöhnlichen Briefwechsel war gerade einmal ein Monat vergangen, als gegen Abend Simaika in mein Jagdrevier bei Embu hineintuckerte. Mit all seinen Grammophonplatten. Er brachte außerdem ein Zelt mit, einige schwarze Diener, vielerlei nützliche Ess- und Trinkwaren, ja sogar meine in Nairobi aufgelaufene Post. Und er brachte etwas mit, bei dessen Anblick es mir nur schwer gelang, meine schlimmen Vorahnungen zu zerstreuen: Er brachte etwa drei feine Jagdwaffen mit.

Simaikas Eintreffen – von den Waffen abgesehen – empfing ich mit aufrichtiger Freude; wie ein echter Nikolaus packte er so viele Dinge von seinem Wagen ab. Vor lauter Kram passte er selbst kaum noch in sein Zelt.

Wir vertrugen uns gut mit Simaika. Abends unterhielt er mich mit dem neuesten Kairoer Klatsch, spielte nacheinander seine modischen Schlager auf dem Grammophon ab und gewann mit seinem beharrlich einseitigen Kartenglück mein Geld, aber ansonsten störte er meine tägliche Jagdarbeit wirklich nicht. Ich pflegte das Lager vor dem Morgengrauen zu verlassen, wenn aus Simaikas Zelt noch das Schnarchen der Gerechten zu hören war. Und wenn ich hungrig und müde nach Hause kroch, hatte Simaika sich gut ausgeruht und kochte vergnügt den Pilaw, der ihm wirklich alle Ehre machte. Sein Ausruhen tagsüber würzte er mit gelegentlicher Perlhuhn-Pirsch rund um das Zelt sowie mit Blumen- und Schmetterlingssammeln. Löwen, Büffel, Nashörner – seine erwähnten blutrünstigen Pläne brachte er sozusagen gar nicht mehr zur Sprache.

Ich begann mich mit der Situation anzufreunden. Meine Bedenken bezüglich Simaikas Jagd erschienen zunehmend unbegründet. Ganz zerstreut waren sie jedoch nicht. Wozu nur hatte er seine Waffen mitgebracht – grübelte ich –, wenn ihn nur Perlhühner und Schmetterlinge interessieren? Die exzellenten englischen Cordite-Gewehre, obwohl sie harmlos in ihren brandneuen Lederetuis ruhten, ließen mir keine Ruhe. Und das zu Recht.

Denn im Laufe einer Woche hatte Simaika sich vollständig ausgeruht. Zum Beweis kündigte er beim abendlichen Pilaw-Essen an, dass er morgen im Morgengrauen mit mir kommen würde, um den Wildbestand zu begutachten. Sein Angebot nahm ich mit einer zwar freundlich gespielten, aber doch argwöhnischen Begeisterung auf, in der schändlichen Hoffnung, Simaika würde ohnehin die Zeit des Aufstehens vor dem Morgengrauen verschlafen. Sogar gegenüber seinem eingeborenen Diener ließ ich ein paar Worte fallen: Es wäre schade, seinen armen Herrn bei Tagesanbruch zu wecken, er solle ruhig nach Herzenslust ausschlafen...

Meine Fürsorge erwies sich als vergeblich. Morgens um fünf Uhr drang unmissverständlich das Plätschern von Waschwasser aus Simaikas Zelt. Eine halbe Stunde später tranken wir bereits gemeinsam Tee am Lagerfeuer. Simaika schien entschlossen, gab energisch Anweisungen, holte seine feinen Gewehre hervor, sein Fernglas und anderes, und öffnete Patronenschachteln. Eine unerwartete Metamorphose: Der gestern noch friedfertige Perlhuhnjäger hatte sich über Nacht in einen entschlossenen Löwenjäger verwandelt.

Wir brachen auf. Von sehr weit her war das dumpfe Stöhnen eines Löwen zu hören, der sich zur Ruhe begab. In der nahen Ebene bellten die Schakale, ein paar Hyänen stießen ihre letzten Rufe aus – die gewohnten Laute des afrikanischen Morgengrauens. Wir durchstreiften das große Wiesengelände, und nach Sonnenaufgang suchten wir fleißig das buschige Savannenwäldchen ab. Das Glück war mit uns: Wir begegneten keinem ernsthaften Wild. Wir sahen zwar Wild genug, aber nur die gewöhnlichen, alltäglichen Arten. Simaika bewies weder viel Sachverstand bei der Wildbestimmung noch bei deren Erlegung. Er schoss auch an einigen Antilopen vorbei, und einem Zebra schoss er durch das Ohr. Beleidigt und wütend schüttelte das Zebra den Kopf, was wir ihm wahrlich nicht verübeln konnten.

IDEI AGYARAIM HÖLGYTÁRSASÁGBAN

Das ergebnislose Herumgeballere tat der Ruhe des Wildes in der Umgebung nicht gut. Die Nachbarschaft, die bisher in relativer Friedfertigkeit grasen konnte, suchte das Weite.

Ich blickte der sinkenden Sonne mit unbestreitbarer Erleichterung entgegen und war froh, dass wir außer dem durchlöcherten Zebraohr ohne größeres Unheil zum Lagerfeuer zurückkehren konnten.

Simaika jedoch, von dem ich gehofft hatte, dass er die Strapazen des heutigen Tages mit mehrtägigem Ausruhen lindern wolle, hatte durch das Zebraohr Blut geleckt. Er kündigte an, dass er am nächsten Morgen erneut mitkommen würde. Diese Nachricht verblüffte mich entschieden.

„Musstest du unbedingt Grammophonplatten haben, musstest du unbedingt Pilaw haben?", hielt ich mir selbst vor. „Jetzt darfst du den Preis dafür bezahlen!"

Ich bezahlte ihn viel früher, als ich geahnt hätte. Denn kaum dass wir uns am nächsten Tag bei Tagesanbruch an den Rand der bereits erwähnten großen Ebene herangepirscht hatten, schälte sich aus der langsam schwindenden Dämmerung ein seltsamer schwarzer Fleck heraus. Selbst mit dem Fernglas kann ich nicht erkennen, was es ist, ein Tier oder nur ein einsamer Busch? Doch der hinter mir kauernde Tumbo, dessen Augen mit dem besten Zeiss-Glas wetteifern, hat es bereits erkannt.

„Mbogo", flüstert er, „Büffel!"

Wir liegen im Schutz des Gebüsches, das die Ebene säumt. Wir sind zu viert: wir beide und die zwei Schwarzen, die unsere Reservewaffen tragen. Simaika packt beim Wort „Mbogo" das Jagdfieber. Er dreht sich hin und her, ja, er beginnt sogar schon auf den etwa vierhundert Schritte entfernten, schwarz schimmernden, kaum auszumachenden Büffel zu zielen. Ich beeile mich, ihn zu entwaffnen und seine Aufregung zu dämpfen. Glücklicherweise weht die morgendliche Brise uns entgegen, der Büffel kann unseren Geruch vorerst nicht wahrnehmen. Er kann uns auf diese Distanz auch nicht sehen. Er steht draußen, mitten in der offenen Öde...

Jetzt setzt er sich jedoch in Bewegung. Nichtsahnend, immer wieder innehaltend und grasend, zieht er quer in Richtung Wald. Ihn entlang des Buschrandes anzugehen, verspricht eine leichte Aufgabe zu werden. Noch trennen ihn einige hundert Schritte vom Wald; wir können ohne Eile in seine Nähe gelangen. Zur allgemeinen Sicherheit halte ich es für besser, Simaikas doppelläufiges Cordite-Gewehr an mich zu nehmen und mein eigenes Repetiergewehr Tumbo in die Hand zu drücken. Den anderen Schwarzen lasse ich zurück; zu dritt sind wir gerade genug. Wir nehmen den unbewaffneten Simaika in unsere Mitte – damit er sein Gewehr nicht vorzeitig benutzt –, und schleichen im Gänsemarsch von Busch zu Busch auf den sich heimlich bewegenden Büffel zu.

Es wird immer heller, und auch die anderen Gäste der großen Lichtung werden sichtbar. Wir müssen uns sehr vorsichtig ducken, damit die in unserer Nähe grasende Zebraherde und die ebenfalls in unsere Richtung ziehenden Kuhantilopen uns nicht bemerken und, etwa erschreckt, auch den Büffel vertreiben.

Ein dickhalsiger, pechschwarzer Teufel, sicherlich ein alter, einsamer Bulle. Aber es sind immer noch drei- bis vierhundert Schritte, und da er quer zieht, kann ich die Qualität seines Gehörns noch nicht feststellen. Ich will auch keine Zeit mit Begutachten verlieren: Der Büffel bewegt sich, wenn auch langsam, ständig vorwärts; gehen wir also so nah wie möglich heran.

„Mkubwa sana", flüstert Tumbo hinter mir, „sehr groß!"

Auch ich halte ihn dafür, so weit ich das im Gehen ohne Fernglas beurteilen kann. Wenn wir erst einmal bis zu jenem großen Termitenhügel kommen, werde ich ihn von dort aus gründlich unter die Lupe nehmen. Es gelingt uns tatsächlich, dorthin zu gelangen und uns dem Büffel bis auf zweihundert Schritte zu nähern. Vorsichtig spähe ich hinaus: Er ist ein Riese, ahnungslos senkt er den Kopf und beginnt wieder zu grasen.

„Mkubwa sa-a-a-na, kabisa, kabisa", zischt Tumbo hinter mir, „sehr groß, riesengroß!"

Das Fernglas an meinen Augen lässt mir den Atem stocken: Was für ein Büffel! Einen so großen habe ich noch nie gesehen. Und jetzt steht er vor mir, bereit für einen sicheren Schuss – der größte Büffel meines Lebens! Das heißt, ... Verzeihung, keineswegs meiner – Simaikas Büffel! Ich kann der Versuchung kaum widerstehen. Ich weiß, dass nach der Jägerehre Simaika der Vortritt gebührt... Deshalb hat er mich aufgesucht, damit ich ihn großes Wild schießen lasse... Simaika ist nicht nur mein guter Freund, er ist jetzt auch halbwegs mein Gast... Anstand ringt mit Leidenschaft. Hart – aber kurz. Schon reiche ich Simaika sein Doppel-Cordite und übernehme mein eigenes Repetiergewehr von Tumbo. Dann lassen wir ihn zurück und schleichen zu zweit von einem Busch zum nächsten...

Mein mir auf den Fersen folgender Freund kitzelt mich mit der Mündung seines Gewehres, das er richtigerweise auf mein Hinterteil gerichtet hat. Das ist viel kitzliger als der vor mir schwarz aufragende Büffel. Ich fühle mich wie jemand, der zwischen zwei Feuer gerät. Wir nähern uns prächtig. Hundert Schritte... Na, noch bis zum nächsten Busch... Hier sind wir – kaum fünfzig bis sechzig Schritte entfernt. Der Büffel grast ruhig, man hört hierher bereits das Knacken, wenn er das Gras abbeißt. Er tut alles, um es uns recht zu machen. Er bietet seine ungeheure, schwarze Breitseite für einen unfehlbaren Schuss an... Leise lasse ich mich auf den Bauch nieder. Mit dem Finger deute ich Simaika an, er solle hier neben mich kriechen...

„Ruhig", hauche ich, „reg dich nicht auf, wir haben Zeit, er sieht uns nicht... atme aus und schieß erst dann... setz dich hin, so ist es sicherer..."

Doch mein Flüstern wird vom Donnern von Simaikas Cordite zerrissen... Der Büffel springt ab. Die Kugel hat ihn am Hinterlauf getroffen...

„Noch einen!", rufe ich ihm in die Seite! Der linke Lauf donnert – dahinter staubt es beim Büffel auf. Scheinbar unverletzt und polternd galoppiert er davon.

„Tuez-le! Il s'en va! Tuez-le!" – jammert Simaika in tiefstem Koptisch – und mit leerem Gewehr. Ich beeile mich also, meinen alten Büffeltöter sprechen zu lassen. Schuss um Schuss schicke ich dem bereits munter davonstiebenden Büffel hinterher; dumpf klatschen die Kugeln in seine Weichen und Keulen. Jede verlangsamt ihn ein wenig... die dritte bricht ihm das Knie... er kommt wieder hoch... die vierte wirft ihn um!

„Bien arrêté!", jubelt Simaika.

Tumbo ist bereits hier, auch der andere Schwarze rennt hinter uns her und wird gleich eintreffen. Dann trotten wir gemeinsam zu dem auf der Seite liegenden, unbeweglichen Büffel. Während wir die hundertfünfzig Schritte zurücklegen, bleibe ich immer wieder stehen und schaue durch das Fernglas. Und jedes Mal, wenn ich durch das Fernglas schaue – wird sein Gehörn noch größer. Aber nicht nur deshalb wächst es, weil wir näher kommen!

„Silbermedaillen-Büffel", murmle ich auf Ungarisch, als wir dort ankommen. Selbst wenn ich es in einer anderen Sprache sagte, würden sie es nicht verstehen.

„Ah, quel beau buffle!“, bemerkt Simaika.

„Mkubwa sana, kabisa, kabisa!“, wiederholen die Schwarzen und schlagen klatschend auf ihre Oberschenkel, das Zeichen größter Anerkennung.

Ein Maßband habe ich immer in der Tasche. Schon spanne ich es zwischen den weit ausladenden, massiven Hörnern: **hundertneunundzwanzig Zentimeter!** Bitte blättern Sie zurück und machen Sie die Klassifizierung zum Gegenstand aufmerksamer Studien! Es stellt sich heraus, dass bereits zwei Zentimeter mehr den vor uns liegenden Büffel zur „Goldmedaille“ befördert hätten!

Und nun schauen wir uns die Schüsse an. Das heißt, nur Simaikas Schuss, der Rest ist ohnehin nicht mehr interessant. Bei uns gilt die Regel, dass bei Wild, das mit der Kugel geschossen wurde, immer der erste Treffer über das Eigentumsrecht an der Trophäe entscheidet. Wer das Wild als Erster anschweißt, dem gehört die Beute, dem gehört der Ruhm. Und die erste Kugel, die Kugel aus Simaikas rechtem Lauf – wie ich bereits im Moment des Schusses durch mein Fernglas sah – durchschlug seinen linken Hinterlauf oberhalb des Sprunggelenks. Sie schlug so glatt hindurch, dass nicht einmal ein Knochen getroffen wurde; diesen Schuss hätte der Besitzer des Beines bald auskuriert.

Ich kann nicht aufhören, ihn zu bewundern. Silbermedaille – fast ein Goldmedaillen-Büffel! Nach so einem sehne ich mich, für so einen schwitze ich seit sieben Jahren! Und schließlich liegt er hier. Das einzige Problem ist – dass er einem anderen gehört! Eine große Entschädigung habe ich dennoch: die wahrlich rührende, aus aufrichtigem Herzen kommende Freude meines Freundes. Er jubelt so sehr über seinen ersten Büffel, so etwas zu sehen tut wirklich gut. (Ehrlich gesagt, wenn er nur halb so große Hörner hätte, würde er sich genauso darüber freuen.) Er springt um ihn herum, streichelt ihn, tastet ihn ab. Seit einer Stunde misst er ihn immer wieder, fotografiert ihn immer wieder... Angesichts dessen kann ich wahrlich nichts anderes tun. Auch ich freue mich. Aufrichtig.

Simaika ist abgereist. Er hat das große Büffelgehörn auf das Dach seines Wagens gebunden – seine Grammophonplatten hat er hier gelassen. Lange habe ich der Staubwolke seines sich entfernenden Wagens nachgesehen. Mit dem Fernglas habe ich nachgesehen. Sein Rattern war nicht mehr zu hören, aber den schwungvollen Haken des auf dem Wagendach schaukelnden Büffelgehörns konnten meine Augen noch lange folgen... Den größten Büffel meines Lebens hat Simaika mitgenommen. Eines muss man ihm jedoch lassen: Pilaw – einen großartigen konnte er kochen!

Sechzehntes Kapitel: DER GROSSE KUDU

Mount Khulal, Dezember 1933

Am 20. November um die Mittagszeit werden zwei altersschwache Lastwagen im Schlamm des „Fahrwegs“ unterhalb des Mount Kenya eingeweicht. Die zwei Wagen sind auf eine große Reise aufgebrochen. Sie halten nach Norden, zum etwa siebenhundert Kilometer entfernten Rudolfsee. Der am südlichen Ende des Sees emporragende, zweitausenddreihundert Meter hohe Mount Khulal ist das Ziel. Doch wenn sie so weiterkommen, werden sie selbst bis zum nächsten Jahr um diese Zeit nicht dort sein. Seit dem Morgen peitscht der Regen sie an Ort und Stelle aus, bis zu den Achsen versinken sie im bodenlosen, schwarzen Morast. Es ist nun der dritte Tag, seit sie ihren Ausgangspunkt Nairobi verlassen haben, und seither haben sie insgesamt einhundertfünfzig Kilometer bewältigt. In dieser Zeit hätte ich beinahe auch zu Fuß hierher gelangen können. Ich reise nämlich in den beiden Wagen mit. Das heißt, nur in einem. Denn im anderen

transportiere ich zwei Maultiere; mit denen beabsichtige ich, meinen Kram auf den Gipfel des Mount Khulal bringen zu lassen, falls ich jemals dort ankomme.

Vorerst jedoch bricht der tropische Regen in Strömen herab, wallender Nebel liegt über der Landschaft, die Welt weicht auf, nicht die geringste Aufhellung zeigt sich am bleigrauen Himmel. Es dunkelt über uns herein, aber der Regen nimmt auch davon keine Notiz. Wir steigen nicht einmal aus. Ich werde doch nicht verrückt sein und in dieser Sintflut ein Zelt aufschlagen und ein Feuer machen. Schließlich würde alles klitschnass werden, bis wir es aus dem Wageninneren hervorgezerrt hätten. Auch täte es mir leid, meine frierenden, halbnackten Schwarzen hinauszujagen; sie drängen sich hinter mir zwischen dem Gepäck und der über sie gebreiteten wasserdichten Plane zusammen. Es sind etwa zwölf, sie wärmen einander. Mit einem Wort: Wir übernachten hier im Wagen. Im Sitzen. Am Boden des Proviantbeutels findet sich noch etwas zum Abendessen, eine Weile rauchen wir mit meinem neben mir sitzenden Gefährten noch die Pfeife, dann wünschen wir uns gegenseitig eine gute Nacht – im Sitzen an der Lehne.

Vergeblich gewünscht, sie wurde nicht gut. Doch als es dämmerte, regnete es nicht mehr. Dass die Sonne auch aufgegangen wäre, das haben wir wahrlich nicht gesehen; der graue Nebeldunst hing immer noch in ungebrochener Einerleiheit über uns. Den Weg hingegen erkannten wir kaum wieder: Die Radspuren waren zu einem nebeneinander laufenden Bachpaar geworden, schmutzigbraunes Regenwasser wälzte sich darin. Aber der Regen, der hatte tatsächlich aufgehört. Er war erschöpft. Wir zumindest glaubten das.

Wir machten uns auch daran, die Wagen zu befreien. Die Räder einzeln ausgraben, mit dem Wagenheber anheben, in den darunter entstehenden Spalt Holzscheite und Grasbüschel stopfen; dann die vereinte Anstrengung des Motors und der ganzen Gesellschaft – der erste Wagen kommt frei, aber nur, um sich danach noch tiefer in den schwarzen, klebrigen Brei einzugraben. Wenn es nach langer Zeit wieder gelingt, ihn flottzumachen, lassen wir ihn mit Hilfe eines Seils den anderen Wagen herausziehen. Wir quälen uns ein, zwei hundert Schritte voran, damit ist unsere Mobilität jedoch erneut erschöpft. Ein großer Spaß ist so etwas! Nervenstärkend. Dabei nennt man das auch Autofahren.

Bis zum Abend konnten wir uns so amüsieren. Aber noch am nächsten Tag, ja, damit wir bloß nicht etwa übermütig wurden, reisten wir am dritten Tag mit ähnlichem Glück weiter. Mit wechselndem Glück, denn mal ließen wir den einen vom anderen herausziehen, mal den anderen vom einen. Außer natürlich, wenn beide gleichzeitig stecken blieben: In solchen Fällen kehrten wir zur Methode des Ausgrabens Rad für Rad zurück. Der Regen hatte nämlich – von wegen aufgehört. Sobald er sich ein wenig ausgeruht hatte, machte er sich mit gesteigertem Fleiß an die „Wegausbesserung“. Ein solcher afrikanischer Regen ist nicht so ein ordentlicher, gewöhnlicher Regen wie bei uns, der auch mal im Rahmen des Vernünftigen aufzuhören pflegt. Dieser zeigt, wenn er einmal nach langer Untätigkeit loslegt, wie man richtig regnet. Er kümmert sich nicht darum, ob sich noch so viele im Schlamm stecken gebliebene Jäger am Mount Kenya die Haare raufen. Er kennt keine Gnade.

Dies ist besiedeltes Gebiet, hier wird blühende Schafzucht betrieben, riesige Schafherden grasen in der Nachbarschaft von Zebra- und Antilopenrudeln. Diese Herden erwähne ich nur wegen ihrer Hirten, denn solche neumodischen Hirten sieht man selbst auf der zivilisiertesten europäischen Kulturweide nicht. Zwar sind sie schwarz, haben einen Ring in der Nase und einen Speer in der einen Hand. Aber in der anderen – na, was mag wohl in der anderen sein? Was hält der afrikanische Hirte wohl während der Regenzeit in der anderen Hand? Was könnte er anderes halten als – einen Regenschirm! Aber was für einen! Ob Sie es glauben oder nicht. Einen feinen europäischen Seidenschirm. Ein

Hirtenbursche mit Parapluie im Herzen Afrikas. Ja, es scheint, als sei der Regenschirm in Hirtenkreisen am Mount Kenya eine sehr verbreitete Mode, denn jedem Hirten, dem wir heute begegneten, kauerte unter einem Schirm. Von dort aus lachten sie uns aus. Aber dass sie geholfen hätten, den Wagen zu schieben, dazu reichte ihre Fantasie nicht aus.

Am darauffolgenden Tag geschieht ein Wunder. Die Sonne kommt heraus. Ungeduldig strahlt sie auf, bereitet dem Regen ein Ende, vertreibt die Wolken, reißt sogar die Fetzen weg, die an den Gipfeln des Mount Kenya hängen geblieben waren; das weiße, spitzenbesetzte, fünftausend Meter hohe Schneegebirge blitzt so rein aus der Bewölkung hervor, als wäre es aus Alabaster gehauen. Am Zustand des Weges, genauer gesagt des Bodens – denn vom Weg war nur die Stelle übrig geblieben –, ändert all dies vorerst nicht viel. Aber zumindest verschlechtert er sich nicht weiter. Die Äquatorsonne versteht sich zudem auf das Trocknen. So rasch dörrt sie die Erde aus, dass wir gegen Abend bereits recht munter vorankommen können, ja, bei Einbruch der Dunkelheit können wir unsere Zelte am Ufer des Nördlichen Guaso Nyiro aufschlagen.

Beim Anblick des Flusses sind wir geradezu überrascht. Er hat sein gewohntes, bescheiden dahinfleißendes Wesen völlig abgelegt; er ist zu einer breit dahinströmenden, wütend tosenden, entfesselten Sintflut angeschwollen. Das schmutziggelbe Wasser wälzt sich schäumend in seinem zu eng bemessenen Bett und reißt vor Zorn Bäume am Ufer aus. Die Überquerung müssen wir verschieben. Wir hoffen darauf, dass der Fluss am Morgen, nachdem der Regen aufgehört hat, wieder sinken wird. Nach der vielen Nässe tut es gut, unter einem sternenklaren, heiteren Himmel den Abend zu verbringen und unser nasses Zeug am Feuer zu trocknen. Nur gibt es in solchen Zeiten, nach dem Regen, Unmengen an Moskitos. Bald treiben sie uns unter das Netz. Von dort aus hören wir das tosende Rauschen des aufgebrachten Flusses und das ferne, abgehackte Brüllen zweier beutesuchender Löwen.

Gegen Tagesanbruch beruhigt sich der Guaso Nyiro tatsächlich, er sinkt auch erheblich. Ohne besondere Störungen überqueren wir ihn, samt Wagen und Maultieren. Und nachdem wir unsere Feldflaschen bis zum Rand mit dem milchkaffeefarbenen Flusswasser gefüllt haben, machen wir uns an den heikelsten Abschnitt unserer Reise, die wasserlose und unwegsame Kaisut-Wüste.

Anfangs kommen wir leicht voran; aus den im Wüstensand verstreut liegenden Lavasteinen hat man zwei schnurgerade Linien gelegt, der Teil dazwischen ist die „Landstraße“. Schnurgerade laufen die zwei Steinreihen in die unbekannte Ferne, ein mit dem Lineal gezeichnetes Schienenpaar, bei dem ein Entgleisen unmöglich ist. Solange diese Markierung reicht, findet auch ein Blinder seinen Weg. Doch nach einer halben Tagesreise hören die Steinreihen plötzlich auf; nur bis hierher konnte die Zivilisation vordringen, hier war sie erschöpft, versank in der Wüste. Wir fühlen uns, als würden wir aus dem Bett eines Kanals plötzlich in das offene Meer münden, wo jede Orientierung aufhört, wo nur noch der Kompass spricht. Mit dessen Hilfe halten wir weiterhin die Richtung der Steinreihen bei, und am Abend des dritten Tages kommen wir nach kleineren Zwischenfällen glücklich aus der Wüste heraus.

Die Sonne ist bereits am Untergehen, als am Horizont gelbliche Tiere auftauchen, die im ersten Moment unbekannt erscheinen und sich nach und nach als riesige Kamelherde entpuppen... Wir wissen vom Hörensagen, dass wir auf die Kamele des hier umherziehenden Nomadenstammes, der Borana, gestoßen sind. Vor unseren donnernden Wagen flüchten sie in wildem Lauf, mitsamt ihren stelzenbeinigen Hirten. Erst langes Winken und das Rufen unseres ein paar Worte verstehenden Dolmetschers bringt sie zum Stehen und bald darauf zum Gespräch mit uns. Sie dürften noch kaum ein Auto, vielleicht sogar noch keinen weißen Menschen gesehen haben. Anfangs blicken sie uns sehr

misstrauisch an, zögern und scheinen sich zu beraten. Dann stoßen sie jedoch ihre Speere in den Boden – damit dokumentiert der Wilde seine friedliche Absicht – und reichen uns die Hand zur Begrüßung! So kommen sie näher, mit langen, federnden Schritten, mit blitzenden Zähnen in ihren gutmütigen Gesichtern, mit je einer schaukelnden Straußenfeder im Haar und weit vorgestreckter freundlicher „Rechten". Überraschend ist das leise, man könnte sagen vornehme Auftreten dieser freundlich blickenden, hager gewachsenen Menschen. Immer spricht nur einer von ihnen – was genau, verstehen wir zwar nicht – langsam und ernst. Niemals fallen sie einander ins Wort. Auf die Fragen unseres Dolmetschers antworten sie immer erst nach einer kurzen Pause, nachdem sie die Antwort gründlich überlegt haben. Ein wohltuender Gegensatz zu unseren Swahili, die alle gleichzeitig ihren Mund laufen lassen.

Auf unsere Frage, wo denn das Ziel unserer Reise sei, der Mount Khulal, zeigen sie mit gespitzten Lippen die Richtung an, oder besser gesagt den Berg selbst, denn aus dem fernen Nebel schält sich tatsächlich eine blassblaue Form heraus. Nachdem wir im Laufe des Gesprächs mit Genugtuung hören, dass wir am Fuße des Berges auf weitere Borana treffen werden, auf deren Kamelen wir unsere Sachen auf den Gipfel schaffen können, beenden wir die „Sauri" (Beratung) und schlagen auf der Stelle unser Lager auf. Die Borana bringen in ihren Lederflaschen frisch gemolkene Kamelmilch als Geschenk – ach, wie erbärmlich schlecht sie schmeckt, aber sie geben sie ja mit so gutem Herzen –, dann stehen sie auf ihre Speere gestützt auf einem Bein und beobachten unseren Lageraufbau, während sie mit stummer Würde auf ihren Tabakblättern kauen.

Am nächsten Morgen erwachen wir zu einem strahlenden Tagesanbruch, und am nördlichen Horizont zeichnet sich nun klar die charakteristische Form des Khulal ab. Doch wir reisen noch bis spät in den Abend ununterbrochen weiter, bis wir uns an seinen Fuß herangearbeitet haben. Genau zehn Tage haben wir von Nairobi aus für die siebenhundert Kilometer lange Reise gebraucht; das entspricht bei täglich zehn Stunden Autofahrt einer Geschwindigkeit von sieben Kilometern pro Stunde, was man nicht gerade als rasend bezeichnen kann. In den Lichtkreis unseres Lagerfeuers wagen sich bald einige Borana-Kamelbesitzer. Wir einigen uns mit ihnen, dass sie morgen früh fünf Lastkamele bringen werden, deren Miete wir in Tabak, Salz und dem Fleisch des künftigen Jagdwildes bezahlen werden.

Bei Tagesanbruch erhebt sich hier in unserer unmittelbaren Nähe der von Buschwald bedeckte Fuß des Berges. Den Gipfel bedeckt vorerst eine weiße Wolkenmütze. Er verbirgt keine Überraschung; wir wissen, dass er zweitausenddreihundert Meter hoch ist, wir sollten also bis Sonnenuntergang oben ankommen, es sei denn... Doch in Afrika gibt es bekanntlich so viele „es sei denn" wie Löcher in einem Sieb. Eine anderthalbe Stunde dauert es, bis es uns gelingt, unser Gepäck auf den Rücken der fünf Kamele zu verteilen.

Aus Erfahrung weiß ich, dass es auch gute Kamele gibt. Nur stammen die offensichtlich nicht aus den Kamelen der Borana. Das Borana-Kamel ist ein räudiges, bösartiges, bissiges Vieh; das Beladen seines Rückens betrachtet es als persönliche Beleidigung und empfängt jedes einzelne daraufgebundene Gepäckstück mit empörtem Röcheln und vor Wut funkelnden Augen. Das Borana-Kamel ist, wie sich im Weiteren herausstellen wird, ein dunkler Schandfleck in der Kamelgesellschaft. Kamelabschaum.

Bekanntlich kann man ein Kamel nur im Liegen beladen, es sei denn, man arbeitet von einer Leiter aus. Unsere Kamele führen sich damit ein, dass sie, nachdem sie die Last auf ihrem Rücken spüren, nicht mehr aufstehen wollen. Mit einem unmissverständlichen Ausdruck unendlichen Eckels in ihren Gesichtern zischen sie wie Giftschlangen und nehmen die vielfältigsten Antreibereien ihrer Treiber gar nicht erst zur Kenntnis. Dabei liegt es wahrlich nicht an den Treibern! Diese versuchen auf dem Erdenrund alles, was die menschliche Fantasie zur Ingangsetzung störrischer Kamele ersinnen kann. Sie versuchen es mit guten Worten, mit Drohungen, mit listigen Verlockungen, mit groben Beschimpfungen. Sie versuchen es mit Stoßen, mit Schlagen und mit dem Anstupsen durch Speerspitzen. Die Kamele lachen nur. Sie legen dem Kamel eine Schlinge um den Unterkiefer und ziehen daran, flüstern beleidigende Worte in das eine Ohr und schmeichelnde in das andere, spucken ihm in die Augen, tanzen lärmend um es herum – so wollen sie es beschwören. Beim Kamel verfängt nicht einmal die Zauberei.

Verzweifelt blicken uns die armen Borana an, sie erwarten von uns Heilung. Aber woher soll ich wissen, wodurch sich ein Kamel in Bewegung setzt? Während wir uns hier gegenseitig anstarren, folgt der Höhepunkt der ganzen Kamel-Vorstellung. Einer der Borana – ein blutjunger Mann – schreit mit blutunterlaufenen Augen auf, springt zu seinem unnachgiebigen Vieh, kauert sich hinter es und beißt es in den Schwanz. Er beißt es ordentlich in den Schwanz. Das dürfte auch für das Kamel eine neuartige Behandlung gewesen sein, denn im Liegen tritt es seinen beißenden Besitzer so hart in die Seite, dass ihm die Lust an der weiteren Kameldressur schlagartig vergeht. Unbeschreibliches Vergnügen empfängt den Vorfall, jeder hält sich den Bauch vor Lachen. Den Erfolg verbucht natürlich das beleidigte Kamel mit seinem regelrechten Volltreffer. Auch den anderen Kamelen scheint die Sache zu gefallen, sie lächeln schadenfroh und wollen nun erst recht nichts mehr vom Aufstehen hören.

Wir müssen alle Lasten wieder von ihnen abnehmen. Kaum ist das geschehen, stehen sie ohne jede Aufforderung, aus eigenem Antrieb auf und beginnen sich wohlig zu strecken. Mit einer verbesserten Methode fangen wir die Sache von vorn an. Wir lassen die Kamele sich hinlegen, lassen sie aber nach jedem einzelnen festgebundenen Gepäckstück aufstehen und sich dann wieder ausruhen. Nur so gelingt es uns, die Brut zu überlisten; sie merkt nicht, wann das Beladen beendet ist.

Im Gänsemarsch machen wir uns an den Berg. Vor uns die fünf Kamele, unter der Aufsicht von jeweils zwei Borana pro Kamel; einer von ihnen zieht es am Seil, der andere stachelt das zwischen ihnen schreitende Höckertier mit dem Speerende an. Nur hinter das letzte Kamel stellt sich kein Treiber; der bleibt unten am Fuße des Berges und betastet seine verletzte Seite – das weitere Schicksal seines Kamels interessiert ihn nicht. Ein mühseliges Bergsteigen folgt. Wir haben nicht mit dem Berg zu kämpfen. Nur mit den

Kamelen. Wenn sie keine Lust mehr zum Steigen haben – alle halbe Stunde haben sie keine Lust mehr –, legen sie sich einfach hin und bleiben so lange liegen, wie sie wollen. Wenn das vorderste Kamel sich hinlegt, folgen die dahinter schreitenden sogleich seinem Beispiel. Ja, sie schauen sogar immer wieder nach hinten, damit sie für den Fall, dass sich dort eines hinlegt, ebenfalls wissen, was zu tun ist. Es irrt, wer glaubt, wir hätten die armen Geschöpfe vielleicht überladen, dass sie unter der großen Last zusammenbrächen Es befinden sich dort, ich bitte Sie, nicht einmal Sachen für ein halbes Kamel. (In Sudan oder Ägypten tragen todkranke Kamelgreise doppelt so viel.) Sie haben schlichtweg keine Lust auf die Sache, und das lassen sie uns auch offen wissen. Handgreiflich. Ich habe schon ausschlagende Kamele gesehen, aber eines, das mit jedem seiner vier Beine je nach Laune in alle Himmelsrichtungen treten kann, so eines habe ich noch nicht gesehen. Unsere fünf Kamele sind alle solche Akrobaten. Treten, das können sie. Aber beim Gehen bedauern sie sich so sehr und heben ihre Beine so vorsichtig, als wäre jeder Schritt mit unerträglicher Qual verbunden. Unangenehme Tiere. Wir werden sie auch bald zurücklassen. Unsere tüchtigen kleinen Reitmaultiere sind nach der zehntägigen Autofahrt so froh und klettern so flink, dass wir noch bei Tageslicht den Gipfel erreichen. Von unserem Gepäck ist weit und breit keine Spur. Es ruht irgendwo unten am Berghang, zusammen mit unseren störrischen Kamelen.

Schon unterwegs kühlte die Luft rapide ab, aber hier oben weht ein wahrhaft eisiger Wind. In dicke Mäntel gehüllt bewundern wir die vor uns liegende, selten schöne Aussicht. Wir blicken in einen schwindelerregenden Abgrund, einen langen Canyon, der an jene in Nordamerika erinnert. In seinem sich allmählich weitenden, zur Ebene schrumpfenden Talgrund glänzt ein endloser Silberspiegel – der Rudolfsee! Seine Entdeckung ist mit dem Namen unseres Landsmannes Samuel Teleki verknüpft, der diesen gewaltigen See zusammen mit seinem deutschen Reisegefährten Ludwig von Höhnel als Erster in die Landkarte Afrikas eintrug und ihn nach unserem damaligen Thronfolger benannte. Der dreihundert Kilometer lange Seespiegel reicht bis an den Rand des Sudan und Abessiniens; das Ostufer bildet Kenia, das Westufer das Land Uganda. Mit großem Interesse blicke ich über diese bis heute unwegsame, von nur sehr wenigen weißen Menschen gesehene und auch von Eingeborenen fast unbewohnte Landschaft, diesen wahrlich „abgelegenen“ Teil Ostafrikas, in dem vor zwei Jahren zum letzten Mal eine Expedition jagte und wo mein Besuch nun die zweijährige Ruhe stört. Und voller Bewunderung gedenke ich des „Onkels Samu Teleki“, der vor fünfundvierzig Jahren, von der Ostküste ausgehend, zu Fuß hierherkam und fast ein Jahr brauchte, um den damals noch völlig unbekannten Weg zurückzulegen. Ich nehme an, dass Jäger, die in naher Zukunft mit dem Flugzeug in einem halben Tag hierher fliegen, unserer Wanderung zwar nicht mit Bewunderung, aber mit einigem Mitleid gedenken werden. Und ich hoffe, dass ihnen das Borana-Kamel nur noch im Museum gezeigt wird.

Vor dem schneidenden Wind flüchten wir in den Schutz eines steilen Felsens; dort preisen wir das Höckerkamel als das verabscheuungswürdigste Geschöpf der Welt. Wir haben weder Zelt noch Essen, dabei ist die untergehende Sonne bereits zur Hälfte im Rudolfsee versunken; von Osten her treibt der Wind tintenfarbene Wolkenfetzen auf uns zu. Der Regen setzt ein. Es wird dunkel um uns her. Wir zittern vor Kälte, werden nass und beschimpfen die Kamele. Unsere Versuche, ein Feuer zu machen, scheitern kläglich. In der Dunkelheit finden wir kaum Brennbares, und das Wenige, was wir finden, entzündet sich nicht. Nur das Bewusstsein tröstet uns, dass wir in Afrika sind, wo die Stimmungen extrem wechseln. Auf Trübsal folgt bald Heiterkeit. So geschieht es auch diesmal. Denn als gegen Mitternacht aus der Hoffnungslosigkeit der nassen Finsternis das ungehaltene Röcheln unserer Kamele und das „a-a-a“-Antreiben ihrer Führer ertönt, kehrt schlagartig unsere gute Laune zurück. Und später, als der Regen nachlässt und wir in trockener

Kleidung beim kummertöterischen Feuer des prasselnden Lagerfeuers zu Abend essen, grollen wir niemandem mehr auf der Welt. Sogar die Kamele lieben wir.

Die Nachtruhe war kurz und von erbärmlicher Kälte. Dabei hatten wir an beiden Enden des Zeltes Feuer geschürt. Es war eine „Drei-Decken-Nacht". So pflegen wir nämlich die nächtliche Temperatur nach der Anzahl der Decken zu messen. Eigentlich hätten wir mehr als drei gebrauchen können – wenn wir welche gehabt hätten. Als es dämmert, setzt erneut der Regen ein, und der Gipfel hüllt sich in einen so dichten Nebel bzw. so tief ziehende Wolken, dass sich die Jagd als unmöglich erweist. Dabei habe ich noch gar nicht erwähnt, zu welchem Zweck ich hierhergekommen bin. Denn es war nicht der bloße Anblick des Rudolfsees, der mich auf diese mühselige Reise trieb. Auch nicht das nähere Studium des Borana-Kamels. Sondern – der Große Kudu.

Der Große Kudu, Afrikas schönste und edelste Antilope, haust auf kenianischem Gebiet nur hier, auf dem Gipfel des Mount Khulal; sein gewaltiges, in die Länge gezogenes, korkenzieherförmiges Gehörn fehlt noch in meiner Trophäensammlung. Es ist ein Tier von der Größe unseres Hirsches; sein braungraues Fell wird von schmalen, weißen Querspuren geziert. Den Kopf des Bullen schmückt ein über meterlanges, schweres Gehörn, und die Unterseite seines Halses ziert ein wallender, schwarzer Bart. Das kenianische Jagdgesetz erlaubt die Erlegung nur eines einzigen Exemplars dieses seltenen Wildes. Das lockte mich auf diesen fernen Berggipfel.

Trotz des unaufhörlichen Regens und des dichten Nebels breche ich auf, um mich umzusehen. Im Zelt ist es ohnehin unerträglich. Ich lasse es abbauen und vom sturmumtosten, kalten Gipfel in den Schutz einer nahen Schlucht hinabbringen. Währenddessen müsste ich ohnehin nass werden, also breche ich lieber auf Entdeckungstour aus. Eines meiner Maultiere kommt mit; zeitweise, wenn das Gelände es erlaubt, lasse ich mich von ihm tragen, und ich kehre erst am Abend nach Hause zurück. Es ist eine wunderschöne Gegend hier. Ich bin froh, hierhergekommen zu sein. Es würde sich wohl auch ohne Kudu lohnen, diesen Berg zu besteigen, schon allein der Luft wegen. Es ist eine so kristallklare Bergluft, nach der vielen Hitze fühle ich mich regelrecht neugeboren. Ich kann mich an dieser herrlichen, gasförmigen Nahrung kaum sattsehen. Und erst die Vegetation! Frisch grüne „Alpweiden" – obwohl sie wohl noch nie Schnee gesehen haben – wechseln sich in wirrer Unordnung mit dem wuchernden, in ursprünglicher Unberührtheit gedeihenden Urwald ab. Und die Bäume – viele knorrige, zerzauste Greise – kleiden sich in warme Moosgewänder. Ihre Stämme, Äste, selbst die dünnsten Zweige sind von einem dunkelgrünen Moosüberzug eingehüllt. Als hätten fleißige Hände sie alle in grüne Watte gepackt. Und an den samtigen Zweigen hängen hellgrüne Moosbärte wie zum Trocknen aufgehängte Tuchfetzen, wie vom Wind umhergewehte, in zahllosen Stürmen zerfetzte Fahnenfetzen. Seltsame, verwunschene Wälder! Schützt der Moosmantel den Baum oder saugt er ihm das Blut aus?

Bald, nach kaum einer Stunde Fußmarsch, treffe ich auf die erste Kudu-Gruppe. An einem steilen Hang, auf dem Absatz eines großen, weißen Felsblocks, ruhen fünf Kühe und ein schwacher Bulle, noch nicht reif für die Kugel. Bis zum Abend sehe ich nichts anderes als zwei alte Kühe. Es stimmt zwar, dass es immer wieder regnet – etwa fünf verschiedene Güsse waschen mich ab –, und die Wolken, die den Berg umschließen, hüllen die Landschaft in ein solches Dunkel, dass man kaum einen Steinwurf weit sehen kann. Beim Erblicken der erwähnten zwei Kudukühe ergeht es mir ebenso: Eine breite, bodenlose Schlucht trennt uns, und kaum bemerke ich sie, schiebt sich eine gewaltige Wolke dazwischen und verhängt die Kudus. Es ist nicht mehr möglich, hinzusehen, obwohl wahrscheinlich auch ein Bulle unter ihnen sein könnte. Ich finde auch viele Büffelspuren. Den Zeichen nach zu urteilen ziehen sie jedoch nur nachts auf die offene Weide, tagsüber hausen sie im Dickicht. Als ich nach Sonnenuntergang, durchnässt und

frierend, nach Hause stolpere und schließlich mein windgeschütztes, wie ein Johanniskäfer blinkendes Lagerfeuer erblicke, freue ich mich sehr darüber. Was bedeutet in solchen Momenten ein kleines Leinenzelt, jener knackende Holzstoß, jener Teller heißer Suppe! Alles! Vollkommener Komfort, unbeschreibliche Zufriedenheit. Ein verstecktes Heim inmitten der unendlichen Wildnis, in hoffnungsloser, blinder Finsternis. Das Glück des Zuhauseseins.

Am nächsten Tag erwachen wir zu einem eiskalten, aber klaren Morgengrauen, und bis die aufgehende Sonne ihr erstes Gold auf die Gipfel streut, sitzen wir bereits da und untersuchen mit unseren Ferngläsern minutiös die einsehbaren Hänge und Felszacken. Nach langem Suchen gelingt es uns tatsächlich, einen alleinstehenden, gewaltig gehörnten Kudubullen zu entdecken, allerdings auf dem am weitesten entfernten Gipfel, in der Luftlinie mindestens anderthalb Kilometer weit weg. Er sieht so groß aus wie ein Maikäfer, aber die Korkenzieherform seines Gehörns, das bis weit hinter seinen Rücken reicht, lässt das Wasser in meinem Munde zusammenlaufen. Kaum beobachten wir ihn jedoch einige Minuten, setzt er sich in Bewegung und wechselt in den Wald ein.

Da sich in der Nähe nichts zeigt, versuchen wir, uns dem Berggipfel zu nähern, der den Kudu verbirgt. Solch gebirgiges Gelände täuscht den Menschen leicht. Auch diesmal hätte ich geschworen, dass uns nur zwei Berge vom Kudu trennen, doch es erweisen sich als vier. Ich bin kein Tourist; es gibt keinen Berg, den ich ohne Gewehr besteigen würde. Es ist also verständlich, dass das unerwartete Auftauchen des dritten und vor allem des vierten Berges mich nicht besonders begeistert. Ich bin kein Jodler. Ja, beim vierten schwor ich mir, dass es keinen krummgehörnten Kudu gibt, für den ich noch einen Berg erklimmen würde. Aber das Brechen solcher Eide verletzt die Ehre nicht.

Schließlich kommen wir dort an, wo der Kudu vor fünf Stunden in den Wald getrottet ist. Wir finden seine Fährte und folgen ihm. Bald trifft die Spur auf einen gut ausgetretenen Büffelwechsel und folgt ihm auf dem Kamm eines langgestreckten, bewaldeten Bergrückens. Wir mögen seit einer halben Stunde fährten, als der vor mir gehende Schwarze plötzlich zur Statue erstarrt. Auf einem Bein bleibend, vergisst er das andere Bein, das er gerade hob, in der Luft, wie ein Vorstehhund... In der Tiefe des Büffelwechsels, der im Dunkel des Waldes verschwindet, blickt uns eine Kudukuh entgegen! Sie reckt den Hals, spitzt die Ohren, sie muss sehr überrascht sein. Wir wagen nicht, uns zu rühren, um sie nicht zu verjagen – vielleicht ist der Bulle hinter ihr. Auch die Kuh rührt sich nicht, sie scheint uns förmlich mit jenem gewissen hypnotischen Blick zu verschlingen, mit dem zu Hause eine während der Brunft unerwartet auftauchende Hirschkuh einem den Atem stocken lässt. Minutenlang blicken wir uns in die Augen. Vor mir steht der Schwarze so sicher auf seinem spindeldürren Bein, als hätte er nie ein anderes gehabt. Dann geschieht etwas Unerwartetes: Ein leises Knacken von der Seite, dann schiebt sich beinahe lautlos der pechschwarze Kopf eines Büffelbullen dazwischen! Er blickt weder zu mir noch zum Kudu, er tritt auch nicht weiter vor. Der große, plumpe Kopf füllt die schmale Öffnung des Wechsels völlig aus... Ich möchte schießen, doch da ich auf Kudu vorbereitet bin, klammere ich mich an mein 8-Millimeter-Gewehr, das für einen Büffelschuss ungeeignet ist – das große 12-Millimeter-Gewehr hat mein Hintermann. Ich wage nicht, mich umzudrehen, deute mit dem Finger nach hinten, doch bis mein größeres Gewehr nach vorne geschoben wird, ist es zu spät. Der Büffel hat sich ebenso geisterhaft, wie er erschienen war, wieder ins Dickicht zurückgezogen. Und als die „Bühne“ vor mir wieder frei wird, fixiert die Kudukuh mich immer noch von derselben Stelle aus mit ihren Argusaugen... Dann wird der Wind zum Verräter. Mit entsetzlichem Getöse flüchten beide Hals über Kopf, Büffel wie Kudukuh. Ob ein Kudubulle in der Nähe war, konnte ich nicht feststellen. Da mir einfällt, dass noch vier stattliche Berge

zwischen mir und dem Lager stehen, packe ich meinen Stock und mache mich ans Heimklettern.

Am nächsten Morgengrauen sitzen wir wieder auf dem höchsten Gipfel und spähen aus. Auch diesmal entdecken unsere Gläser einen starken Kudubullen, wir erblicken ihn ebenfalls aus großer Distanz in einer felsigen, steilen Bergflanke. In seiner Nähe ist nirgends Wald zu sehen. Reglos starrt er in die Tiefe, in den opalisierenden See, in den die aufgehende Sonne gerade ihre ersten Pfeile schießt. Nach einer Alpentour, die nur geringfügig milder war als die gestrige, kommen wir dort an, von wo aus der Kudu am Morgen den Rudolfsee betrachtete. Aber jetzt betrachtet er ihn natürlich nicht mehr. Wir finden nicht einmal seine Fährte. Ich überlege bereits, ob wir umkehren sollten – es sind vier Stunden Fußmarsch bis zum Lager, und die Sonne hat den Mittag längst überschritten. Schließlich entscheide ich, den Berg erst noch zu umrunden; ich will mir auch die Rückseite ansehen, wenn ich schon einmal so weit gekommen bin. Und als ich nach langwieriger Turnerei von Stein zu Stein hinter einem gewaltigen, silbergrauen Felsblock hervorkomme – steht der Kudubulle vor mir, kaum achtzig Schritte entfernt! Zum Bewundern bleibt keine Zeit, denn wir erblicken einander fast gleichzeitig. Er wirft das stolze Haupt zurück, sein langes, gedrehtes Gehörn legt sich völlig auf seinen Rücken, so stürmt er davon... Das Erblicken, das Abspringen und der Knall meines Gewehres geschehen in Sekunden, schneller, als ich es schreiben kann. Auf meinen Schuss macht der Bulle einen gewaltigen Satz und stürzt nach einer kurzen Flucht wie ein Radschlagend in den Abgrund, dass mir jedes Haar zu Berge steht: Er wird sich dieses herrliche Gehörn zertrümmern!

Mit beklemmtem Herzen steige ich zu ihm hinab. Als ich sehe, wo er liegt, bleibe ich immer wieder stehen, um mit dem Glas zu schauen, so sehr fürchte ich, der Trophäe könnte etwas zugestoßen sein. Gott sei Dank ist nichts passiert. Und das, obwohl er etliche Male Kopf gestanden ist, bis er den Grund der Schlucht erreichte. Nur von der Spitze des linken Horns ist ein winziger Splitter abgesprungen. Es ist ein Wunder, dass es nicht in Trümmer ging. Auf dem Heimweg werde ich zu einem echten Vollbluttouristen. Pfeifend erklimme ich die ekelhaften Berge; vor mir wackelt auf dem Kopf des Schwarzen das Kudugehörn, die herrliche Trophäe des Königs der Antilopen.

An jenem Abend hielt der Tag noch ein denkwürdiges Ereignis für mich bereit – wer es bereitgehalten hat, könnte ich jetzt auf die Schnelle gar nicht sagen –, kurzum, mit dem Kuduschuss war der Tag noch nicht beendet. Mit dem Abschneiden des Kuduhauptes, dem Fotografieren und anderem hatten wir die Zeit vertrödelt; es wurde völlig dunkel um uns, als wir noch weit vom Lager entfernt waren. Zu unserem Glück stand uns der Mondschein bei, sonst hätten wir uns verirren können, da auch meine Leute hier nicht ortskundig waren. Es mochte acht Uhr sein, wir waren gerade aus dem Dunkel des Waldes auf eine mondbeschienene Lichtung getreten, als vor uns mit dumpfem Poltern ein einsamer Büffelbulle aufsprang. Doch er blieb bald stehen, drehte sich breit und brummte uns an. Ich setzte mich hin, zielte, konnte jedoch das Korn beim besten Willen nicht mehr sehen. Die schwarze Schattengestalt des Büffels konnte ich klar ausmachen, das Ende des Gewehrlaufs war jedoch völlig von der Dunkelheit verschluckt. Dann packte mich der Leichtsinn – Korn hin oder her –, mein Finger krümmte sich, ich drückte ab. Die Kugel schlug mit einem scharfen Klatschen in den Büffel ein, der nach nur wenigen Sprüngen zusammenbrach.

Ich hatte Glück. Denn wenn ich ihn schlecht treffe und er wütend wird, wäre nicht einmal ein Baum in der Nähe gewesen, auf den ich hätte klettern können. Auf gefährliches Wild aufs Geratewohl zu schießen, ohne klar zu sehen, wohin man zielt, ist eines Jägers nicht würdig, ein sinnloser Übereifer. Ein sträflicher Leichtsinn. Es ist fast sicher, dass man das Wild an der falschen Stelle trifft – falls man überhaupt trifft. Das Ergebnis: nutzlose Qual des Wildes oder, in sehr häufigen Fällen, die gerechte Rache des Angeschweißten. Diesmal ging es zufällig gut aus. Was jedoch in keinem Fall die Richtigkeit des Vorgehens rechtfertigt. Ich wollte mit dem Abschneiden des Büffelkopfes nicht länger zögern; es war bereits zehn Uhr, als wir am Feuer zu Abend aßen. Das an den Baum gelehnte Kudugehörn wuchs im aufflackernden Licht des Lagerfeuers zusehends. Der zu seiner Feier geleerte Champagner ließ es wachsen.

Morgengrauen ging ich erneut im strömenden Regen hinaus, um das Gehörn des erlegten Büffels zu bergen. Sein Kopf war im Laufe der Nacht von den Hyänen arg zugerichtet worden. Sie hatten sich an ihm sattgefressen. Als ich ins Lager zurückkehrte, hing all mein Hab und Gut auf den Rücken der Kamele. Diesmal ertrugen sie die Last geduldig; mit keinem Wort protestierten sie. Sie wussten, dass wir bergab ziehen, zu ihren Gefährten, die am Fuße des Berges warteten. Sie wussten, dass ihre Dienstzeit um war. Ein kluges Tier, so ein heimwärts strebendes Kamel. Und folgsam. Gott weiß, ich mag sie trotzdem nicht.

Siebzehntes Kapitel: WEIHNACHTS-ELEFANTENJAGD

Ukamba, 24. Dezember 1933

Als würde ich mich an einem späten Novembermorgen auf eine heimische Fasanenjagd vorbereiten, so dicht und grau dämmert der Morgen. Sobald ich aus meinem Zelt trete, knöpfe ich mich unwillkürlich bis zum Hals zu, fast erwarte ich, dass mich das Frösteln packt. Wenn es doch nur so wäre! Doch trotz des Nebels ist die Luft erschlaffend warm

und betäubend schwül. Ekelhaft, die dünstende Vegetation atmet einen zum Erbrechen süßlichen Hauch aus. Im Stehen bricht mir der Schweiß aus und vermischt sich mit dem Nebeldunst, der mir ins Gesicht schlägt. Ich könnte mich in einem Dampfbad wähnen. Hier kann man keine heimischen Illusionen wecken – das ist Afrika, hier muss man schwitzen. Ich lege auch schon die Jacke ab, obwohl ich so gerne in sie hineingeschlüpft bin.

Wir folgen dem palmengesäumten Ufer des kurvenreichen, flachen Tiba-Flusses und suchen die Spuren des Wildes, das nachts zur Tränke kam. Ein schöneres Weihnachtsvergnügen könnte ich mir nicht wünschen. Mannshohe Segge mit scharfen Blättern bildet den Untergrund, die dazwischen verlaufenden Elefantenpfade wirken wie sorgfältig angelegte Pirschwege. Lautlos eilen wir auf ihnen dahin, im Gänsemarsch. Vor mir die zwei Fährtenleser, hageren Gestalten, die nach Bogen, Pfeilen, Fett und Tabaksaft riechen; hinter mir die zwei Vertrauensleute: die Gewehrträger. Ganz hinten der mit Feldflasche, Fotogeräten, Axt und Messern wie ein Weihnachtsbaum beladene Träger, an dem das viele Zeug ständig klappert und dem ich seit Wochen vergeblich erkläre, er solle etwas weiter zurückbleiben und nicht ständig hinter mir herklappern und alles Wild um mich herum verscheuchen. Sooft ich ihn zurückbefehle, schließt er ebenso oft wieder auf. Er erträgt die Einsamkeit nicht.

Feucht-scharf liebkosen mein Gesicht die nebelnassen Seggenblätter, meine Kleidung weicht zu warmem Klatschnass auf. Leise plätschert der Fluss, der mit uns um die Wette eilt; ärgerlich klappert das Blechgeschirr am Hals des Trägers. Davon und vom verschlafenen Ruf einiger erwachender Vögel abgesehen, herrscht Stille. Urwaldstille. Umso erschütternder ist jenes höllische Aufbrüllen, das nun plötzlich die Ruhe zerreißt – ein übermenschlich-tierischer Wutschrei... Mit angehaltenem Atem lauschen wir. Sogar der „Weihnachtsbaum“ verstummt. Dann ein ungeheurer Lärm, Bellen und Meckern, das Brechen von Ästen unter dem Sprung schwerer Körper. Sehen tun wir zwar nichts, aber jetzt wissen wir, dass uns eine bei der Morgenwäsche gestörte Pavianfamilie beschimpft. Jener unerwartete Aufschrei war das Warnsignal des Wache haltenden Pavians. So ein schlecht gelaunter, alter Affe kann einem einen gehörigen Schrecken einjagen. Sogar meine Pfeife ist ausgegangen; vor Schreck habe ich vergessen zu ziehen. Ein launisches Gerät, die Pfeife. Man braucht sie nur ein, zwei Minuten zu vernachlässigen, schon ist sie beleidigt und geht aus.

Als es richtig hell wird, finden wir frische Elefantenspuren. Die Riesentatzen haben regelrechte Rodelbahnen in das steile, sandige Flussufer gedrückt. Unten am schlammigen Rand des Wassers sind Löcher von der Größe einer Kinderbadewanne eingestampft. Es ist kaum einige Stunden her, dass die Elefanten hier waren; die am Ufer verspritzte Schlammnässe glänzt noch, die abgerissenen, in den Boden gestampften Blätter hat die Sonnenhitze noch nicht erreicht. Leider sind es jedoch allesamt Kuhfährten, gemischt mit handtellergroßen Kälberspuren. Mütter, die ihre Jungen badeten, waren hier in der Nacht; ihre lärmende, Holz brechende, trompetende Gesellschaft meidet der alte Bulle. Vergeblich würden wir hier nach einem schwerbezahnten Elfenbeinträger suchen, wie wir ihn uns wünschen. Wir eilen also weiter am Fluss entlang.

Es mag gegen acht Uhr sein – eine Uhr haben wir zwar nicht, sie hat den Dienst versagt, wir orientieren uns nur nach der Sonne –, als wir auf eine passende Fährte stoßen. Ein gewaltiger Elefantenfuß hat halbmetergroße Siegel in das Flussufer gedrückt; hier hat der große Bulle getrunken, den Zeichen nach zu urteilen der Träger schweren Elfenbeins. Als er den steilen Hang hinaufkletterte, stieß er immer wieder seine Stoßzähne in das Ufer, wie die runden Löcher auf beiden Seiten der Spur zeigen. „Er kann seine Zähne kaum tragen“, ermutigen mich meine Leute. Hinterher!

Vom dichten Siggicht am Flussufer führt die Fährte in die dämmrige Tiefe des Urwaldes. Sich durch das jahrtausendealte Durcheinander von riesigem Gestrüpp und aufeinandergestürzten Baumleichen, die mit hundertlei Schlingpflanzen verwoben sind, zu kämpfen – für den Elefanten ist das leicht. Für den Jäger weniger. Nur ganz selten kann man sich für einen Augenblick aufrichten. Dann muss man sich wieder siebenfach gebeugt, hierhin und dorthin stolpernd, mal auf allen vieren, mal kriechend nach vorne zwängen. Wenn nur die Dornen nicht wären! Bei der Erschaffung der Welt hat der Herrgott offensichtlich die künftigen Elefantenjäger vergessen. Sonst glaube ich nicht, dass er diesen Dornenüberschuss gutgeheißen hätte. Hier wächst sogar am Grashalm ein Dorn. Man könnte einen Busch mit noch so glattem Holz anpflanzen, in kürzester Zeit würde er dornig werden. Ich würde kein Wort sagen, wenn es normale, gerade Dornen wären. Dann würde er einen stechen – schließlich ist das sein Job –, nach getaner Arbeit seinen Stachel wieder zurückziehen und einen seiner Wege ziehen lassen. Aber nicht so der afrikanische Dorn. Denn unter diesen findet man nicht einmal aus Versehen einen geraden. Seine Lieblingsformen sind: der Schuhknöpfer, die Häkelnadel, die Katzen- bzw. Löwenkralle, der Halbmond und die Sichel. Und da sie massenhaft an jedem halbwegs ordentlichen Baum, Busch, Blume und Liane gedeihen, zerreißen sie den Elefantenjäger ständig. Eine Pflanze, die im Kitui-Urwald nicht bereit ist, hakenförmige Dornen zu treiben, hat dort kein Bleiberecht mehr. Die anderen vertreiben sie. Raubdornen sind das. Mit zum Stechen bereiter Boshaftigkeit krümmen sie sich am Zweig, blutdürstig lauern sie auf den Jäger, um aus seiner Haut oder zumindest aus seinem Hosenbein ein Andenken zu reißen. O ihr heimischen Akazien-, Wildrosen- und Brombeerdornen! Ein Glück, dass ihr diese hier nicht seht, sonst würdet ihr euch vor Neid auch noch krümmen!

Soviel zu den Dornen. Aber ich war gezwungen, sie so ausführlich zu beschreiben, denn seit dem Morgengrauen geschah außer den vielen Dornenstichen nichts anderes. Doch ab und zu erfreut einen ein natürlicher Fund, der früher oder später auf der Elefantenfährte auftaucht. Aus dessen Ausmaßen lässt sich ebenfalls auf die Größe des Tieres schließen. Die Fährtenleser halten dann inne, ziehen ihre Sandalen aus und stoßen ihren großen Zeh in den „Fund“. Aus dessen Kälte, Lauwarmheit oder Wärme stellen sie – und zwar mit bewundernswerter Genauigkeit – fest, wann der Elefant hier vorbeikam. Wie gesagt, gewöhnlich benutzen sie ihren Zeh als Thermometer, aber es gibt unter ihnen auch besonders gewissenhafte – mein Führer ist so einer –, der seinem Zeh nicht glaubt und zur Sicherheit auch noch mit dem Daumen misst. Der pedantische Fährtenleser misst mit Händen und Füßen.

Nun lassen wir uns bereits seit vier Stunden von den Dornen zerreißen, als endlich das Thermometer zu steigen beginnt. „Sehr warm“, konstatieren die „Ärzte“ und beginnen sogleich sich auszuziehen, was ein sicheres Zeichen dafür ist, dass wir endlich in die Nähe des Elefanten gekommen sind. Das Ausziehen der Fährtenleser ist nicht wörtlich zu nehmen, da sie ohnehin kaum etwas anhaben, was sie ablegen könnten. Es bedeutet nur, dass sie sich von allem überflüssigen Zeug trennen. Ihre Sandalen, ihren Bogen, ihren Pfeilköcher, ihre Zaubermittel, ihre Ledertasche, ihre Tabaksdose, ja sogar ihren Schmuck – alles bis auf das letzte Stück. Ihre knielangen Lederschürzen rollen sie in ihren Gürtel ein – fertig ist die Kriegstracht. Die Geduld des Jägers wird schon durch diesen unnötigen Zeitverlust auf eine harte Probe gestellt, aber das Beste kommt erst noch: „Das Festbinden des Elefanten.“ Nach dem Glauben der Schwarzen entscheidet dies über das Schicksal der Jagd. Sie hocken sich neben die Fährte, in der Hand die zwei Arten „dawa ya tembo“ (Elefantenmedizin). In kleinen Dosen aus Horn oder Elfenbein verbergen sie die zwei Wundermittel: in der einen ein braunes, in der anderen ein zinnoberrotes Pulver. Mit dem braunen, das aus der Rinde von sechs Baumarten und dem Sekret einer Drüse hinter dem Ohr des Elefanten besteht, reiben sie ihre Augenlider ein, ebenso die meinen. Davon werden unsere Augen so gut, dass wir den Elefanten garantiert früher sehen, als er uns

sieht. Das rote Pulver hingegen regelt den Lauf der Sonne. Sie reißen einen Grashalm ab, dessen Ende sie, nachdem wir beide mit großem Ernst darauf gespuckt haben, mit dem roten Pulver bestreuen. Dann heben sie den Grashalm mit dem roten Ende gen Himmel und setzen der Sonne eine Grenze. Sie darf nur bis zu dem markierten Punkt gehen und muss dort so lange verharren, bis wir den Elefanten geschossen haben. Schließlich streuen sie von beiden Pulvern ein wenig in die Elefantenfährte und zeichnen mit dem Zeigefinger allerlei kunstvolle Zeichen darum herum. Dabei murmeln sie unaufhörlich in einer unverständlichen Sprache mit leiser, dünn lallender Kehlstimme. Nach Beendigung des Gebets knüpfen sie einen Knoten in einen Grashalm über der Elefantenspur. Damit symbolisieren sie das „Festbinden des Elefanten". Nun kann er nicht mehr entfliehen, er muss auf uns warten. Die langwierige Taschenspielerei dient natürlich nur dazu, dass der Elefant in der Zwischenzeit neuen Vorsprung gewinnt. Wenn wir mit dem Hokuspokus fertig sind, stehen wir an derselben Stelle wie eine Stunde zuvor. Wir nehmen die Jagd erneut auf. Auch diesmal beugen wir uns geduldig der Regel und setzen erst dann die Fährtenfolge fort. Der Elefant ist derweil ordentlich ausgeschritten – offensichtlich weiß er nicht, dass wir ihn festgebunden haben.

Noch immer rennen wir ihm hinterher. Die Sonne hat den vom roten Pulver gesetzten Grenzpunkt längst überschritten, und ich beschimpfe den Kirongozi (Führer) tüchtig, weil er mir den Elefanten verhext hat. Ich beschimpfe ihn auf Ungarisch. (So tut es uns beiden besser.) Doch plötzlich bleibt mir das Wort im Halse stecken – er hält inne. Wie ein Vorstehhund, der ein Rebhuhn festmacht... Er hat den Elefanten gehört. Er deutet an, ob ich ihn auch höre? Aber mein Ohr kann nicht mit dem seinen wetteifern. Es vergehen einige Minuten, bis auch ich ein Geräusch vernehme. Ein fernes, leises Grollen: Der Magen des Elefanten knurrt! Das ist der spannendste Moment! Wenn die Situation so unerwartet ernst wird. In solchen Momenten ist es, als würde für eine Sekunde alles stillstehen. Auch mein Atem. Sogar die Drehung der Welt. Mich packt in solchen Augenblicken das Jagdfieber. Sogar meine Zähne klappern davon. Später, wenn ich bereits so weit bin, dass ich schießen muss, habe ich mich bereits beruhigt, die Krise überstanden.

Das an derselben Stelle wiederkehrende Schnauben und Knurren zeigt, dass der Elefant nun genug vom Wandern hat; er hat angehalten, um im dichten Schatten Mittagsruhe zu halten. In Frieden zu verdauen. Nur noch zu dritt kriechen wir auf ihn zu. Voran der Kirongozi, dann ich, hinter mir derjenige, der mein Ersatzgewehr trägt. Auf allen vieren nähern wir uns, jeden hinderlichen Ast, jedes trockene Reisig schieben wir vorsichtig beiseite; unsere Knie schmerzen, aber das spüren wir in solchen Momenten nicht. Vor mir lässt der Kirongozi aus seiner hochgehaltenen Hand Erdenstaub rieseln; dessen Flug zeigt die Windrichtung an. Diese ist in den Nachmittagsstunden besonders wechselhaft. Wenn sie unseren Geruch nach vorne tragen würde, zum Elefanten hin, würde dieser augenblicklich das Weite suchen. Es sei denn, er würde „hierher" suchen, was ebenfalls nicht wünschenswert wäre.

Ich bin bereits so nah, dass ich sein schnaufendes Atmen deutlich höre. Höchstens noch zehn Schritte trennen mich von jener mannshohen, ungeheuren Masse, dennoch sehe ich nicht einmal eine handbreit davon, so dicht ist dieses verfluchte Dickicht. Der Kirongozi weigert sich, näher zu kriechen. Das wundert mich nicht. Nackt und unbewaffnet würde ich mich auch nicht näher heranwagen, ganz egal, mit welch gutem Zauber ich den Elefanten festgebunden hätte. Stumm, geschmeidig wie eine schwarze Schlange, kriecht er neben mir zurück und deutet dabei mit gespitzten Lippen an, ich solle nur hineingehen – dort sei der Elefant!

Auf dem Bauch liegend prüfe ich noch einmal die Windrichtung: Der zwischen meinen Fingern zerrinnende Staub weht auf mich zu – alles in Ordnung. Also weiter, noch näher. Wie ich nachträglich maß, war ich sieben Meter entfernt, als sich die Umrisse des

gigantischen Körpers aus dem Dunkel des Dickichts schälten. Ich weiß, dass es ein Elefant ist, aber ob er mit dem Hinterteil, der Seite oder dem Kopf zu mir steht, davon habe ich keine Ahnung. Von seinen Stoßzähnen sehe ich erst recht keinen Schimmer... Während ich dort beklommen meine Nerven zu beruhigen versuche – spüre ich im Nacken das Drehen der Windrichtung! Jetzt aber... Und schon kracht es im Wald. Der graue Berg erwacht zum Leben. Die bettlakengroßen Ohren breiten sich aus, es entsteht ein Lärm, als würde sich der ganze Wald in Bewegung setzen... Dann zwei blitzende, lange Stoßzähne – wie gefällte Bajonette –, dazwischen ein gen Himmel gestreckter, schlangenartig gewundener Rüssel. Seine Brust schimmert schwarz hervor... Ich feure den rechten Lauf des großen Cordite-Express ab... Der Elefant dreht sich zur Seite. Ich jage ihm den linken Lauf zwischen die Rippen... Pulverdampfgeruch, die vom Rückstoß des schweren Geschützes flimmernden Augen, entsetzliches Krachen und Brechen... Er bricht alles nieder wie ein entfesselter Panzertank... Ein dumpfer Aufprall – Stille. Bis ich mich durch die vielen übereinander gebrochenen Bäume vorkämpfen kann, liegt er vor mir – leblos.

Nachdem sich die Aufregung gelegt hat, schreiten wir die Entfernung ab; ich habe aus fünf Schritten geschossen. Danach ist der Elefant nur noch dreißig Schritte weit gekommen.

Der Abend hat bereits seinen Schleier gewebt, als wir unser Lagerfeuer erblicken. Mit der typischen Eile flammen die Sterne auf – Kerzenflammen am Weihnachtsbaum des Himmelsgewölbes, das sich über mich beugt. Denn heute ist angeblich Heiligabend – zu Hause. Zumindest sagt das der Kalender. Ich kann es kaum glauben. Die schwüle Nacht, das Geigen der Moskitos, die von üppiger Blüte und Fäulnis geschwängerte Duftmischung des malariaverseuchten Tropenwaldes sind ganz und gar nicht dazu geeignet, die tannen- und weihrauchduftende Stimmung heimischer verschneiter Landschaften heraufzubeschwören. Hier ist nur insofern Weihnachten, als meine Gedanken heute häufiger den Weg nach Hause finden und auch die Grüße der Lieben von zu Hause mich heute wärmer zu umflattern scheinen. Wir besuchen uns gegenseitig. Wir besuchen uns so lange, bis schließlich doch noch der Weihnachtsbaum und die Weihnachtsfeste meiner glücklichen Kindheit – denn an deren Erinnerung feiern wir ja auch in unserem Erwachsenenalter – nacheinander vor mir vorbeiziehen. So nah, dass ich das Rauschen ihrer Flügel hören müsste, wenn sie Vögel wären...

Doch später, als ich nach dem Abendessen mit meinem Gefährten am Feuer die Pfeife rauche, kehrt die heimgekehrte Fantasie vom Weihnachtsbaum zurück. Sie wird von den frischgebackenen Erinnerungen des heutigen Tages zurückgerufen. Im beruhigenden Licht des prasselnden Lagerfeuers bejagen wir den heutigen Elefanten aufs Neue. Bequem, ohne jede Aufregung, ohne jeden Dornenstich, bis wir ihn schließlich beim Pfeifenrauch wieder schön erlegen und ihm die Haut, das heißt die zwei Paar Stoßzähne, abziehen. Ein Glück für den armen Elefanten, dass er den Kreuzweg nicht noch einmal wiederholen muss. Ein großer Segen, dass der Mensch ein solches seelisches Wiederkäuer-Tier ist. Schließlich sind nach jedem Wiederkauen die Erinnerungen schöner.

Achtzehntes Kapitel: DIE SORGEN DES AFRIKANISCHEN BAHNHOFSVORSTEHERS

Ukamba, Dezember 1933

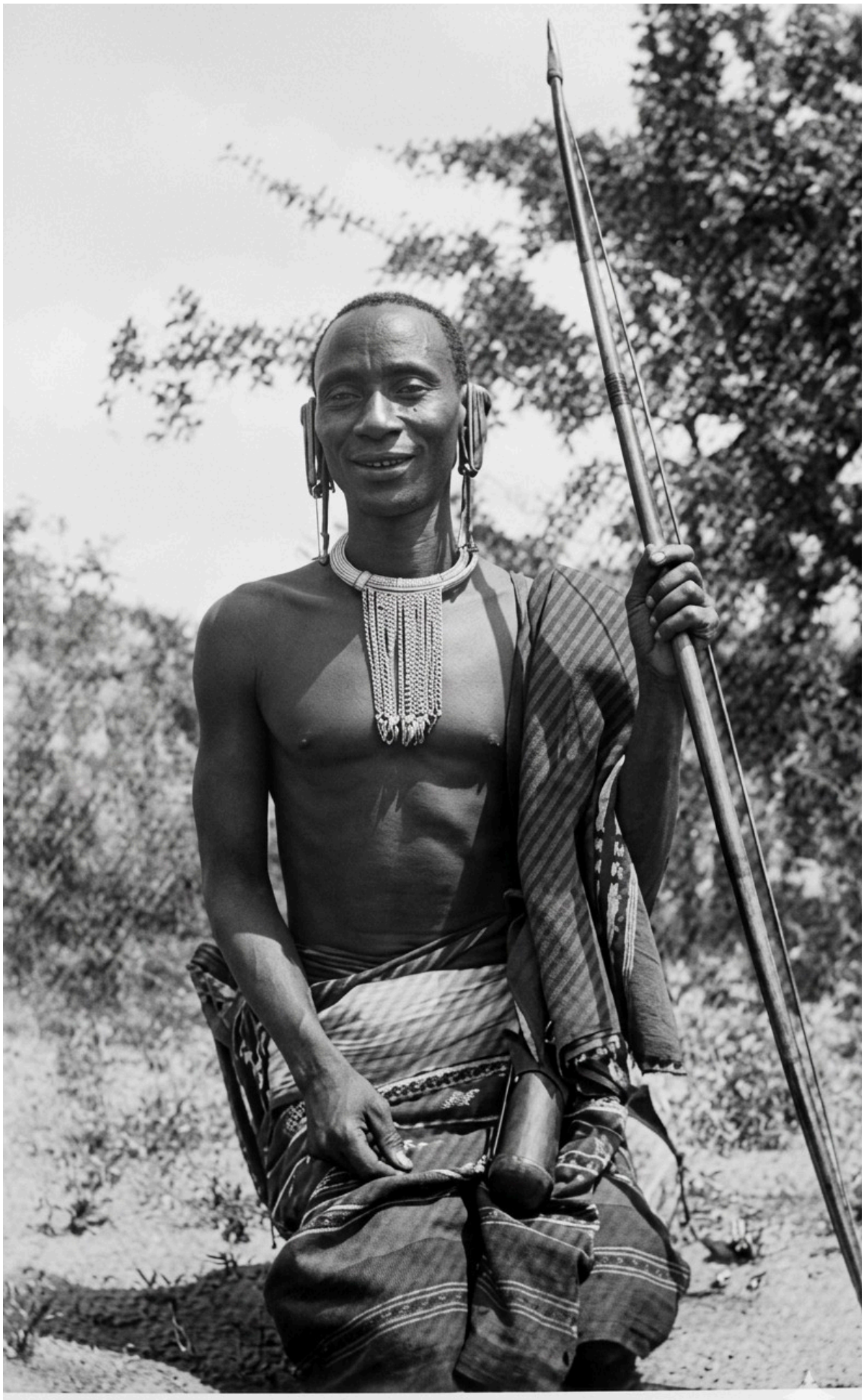
Vom wichtigsten Hafen der Ostküste, Mombasa, führt eine Eisenbahn in das Innere des schwarzen Erdteils – die Uganda-Bahn. Sie wurde zwischen 1898 und 1900 gebaut, mit

einer einmonatigen Unterbrechung, als zwei menschenfressende Löwen die weitere Arbeit beispiellos und völlig unmöglich machten. Unter den aus Indien importierten Eisenbahnkulis gab es viele hundert Opfer; allein im Laufe eines Monats fielen neunundzwanzig Menschen den beiden Bestien zum Opfer, bis es dem englischen Oberst J. H. Patterson schließlich gelang, die zwei furchtbaren Löwen zur Strecke zu bringen. Patterson berichtet in seinem berühmten Buch „The Man-Eaters of Tsavo" („Die Menschenfresser von Tsavo") ausführlich über die einmonatige Schreckensherrschaft der Raubtiere, die die Eisenbahnbauarbeiten beinahe zum Scheitern brachte. Diese zwei Löwen brachten es so weit, dass sie schließlich sogar im englischen Oberhaus besprochen wurden, und der damalige Premierminister, Lord Salisbury, erinnerte in einer langen Rede an die Taten der Tsavo-Menschenfresser und Pattersons mutige Jagdtat.

Den Menschenfressern von Tsavo begegnete ich später selbst. Zwar nur in ausgestopftem Zustand. (Sie ausgestopft.) Im Field Museum in Chicago werden sie in einem Glasschrank gezeigt. Hässliche, mähnenlose, schäbige, alte Köter. Niemand würde ihnen ansehen, dass sie in einem Monat neunundzwanzig Hindus fressen konnten.

Obwohl zweiunddreißig Jahre vergangen sind, seit die Tsavo-Menschenfresser ausgestopft wurden, hat das Wüten der Löwen entlang der Uganda-Bahn noch nicht völlig aufgehört. Hin und wieder tauchen auch heute noch die Enkel jener im Chicagoer Glasschrank fletschenden, zahnlückigen Bestien auf und erschrecken auch heutzutage noch die einsamen Bewohner der Urwaldbahnhöfe. In der zentralen Geschäftsstelle der Eisenbahndirektion in Nairobi werden viele Erinnerungen aus der Geschichte der etwa tausend Kilometer langen Bahn bewahrt, die größtenteils auch heute noch unberührte Wildnis durchquert. Unter anderem wird dort ein Telegramm gezeigt. Eines schickte der Hindu-Vorsteher der im Urwald gelegenen Haltestelle namens Simba (Löwe) an die Zentrale in Nairobi. (Neunzig Prozent des Personals der Uganda-Bahn sind Hindus.) Die wortwörtliche Übersetzung des Telegramms lautet:

„Löwe treibt es zu weit. Schleicht seit drei Nächten auf dem Bahnsteig herum, rüttelt an der Bürotür. Erbitte scharfe Munition mit zwei Zügen zu Zwecken der Selbstverteidigung. Mit der neulich geschickten Platzpatronen-Munition lässt sich gegen ihn nichts ausrichten."



MUKULA (36)

Es scheint, als habe man in der Zentrale befürchtet, die Jagdleidenschaft könnte den Herrn Vorsteher von seiner offiziellen Arbeit ablenken, weshalb man dem Unglücklichen Platzpatronen schickte. Das andere Telegramm wurde ebenfalls von einer abgelegenen Station durch einen hinduistischen Telegrafisten gesendet:

„Vorsteher von Löwen zerfleischt. Habe mich im Büro eingeschlossen. Kann angezeigte Kaffeeladung vorerst nicht abfertigen."

Wie ich höre, steht den Vorstehern neuerdings eine offizielle Dienstwaffe zu. Seitdem knallt das Gewehr zwar häufig entlang der Bahn, doch ein Löwe findet sich nur allzu selten unter der Beute.

Neunzehntes Kapitel: EIN BÜFFEL-TAG

Embu, 2. Januar 1934

Alle fünf Minuten kräht mein Hahn, obwohl von der Dämmerung noch keine Spur ist! Ein äußerst ungeduldiger Hahn ist das. Schon um drei Uhr nach Mitternacht beginnt er mit der Verkündung des Morgengrauens, dabei verlöschen hier am Äquator selbst die Sterne erst nach fünf Uhr. Wenn dieser Hahn so weitermacht, landet er bald im Topf, dabei reist er nicht zu diesem Zweck mit mir. Ich habe etwa zehn Hennen, von denen ich im Bedarfsfall eine schlachten lasse; den Hahn halte ich lediglich zur Unterhaltung meiner zum Tode verurteilten Hennen. Dennoch lässt er mich nicht in Frieden. Jedes Mal, wenn ich wieder einnicke, kräht er erneut auf und tritt dabei so fest auf mein Zeltdach, dass er es beinahe durchreißt. Das ist sein bevorzugtes Nachtquartier. Er hält sich wohl für einen Wetterhahn.

Endlich, nach viel vergebener Mühe, kräht er den Morgen doch noch herbei. Er thront so stolz auf der Zeltstange, als käme das Heraufziehen der Dämmerung allein durch sein unermüdliches Fordern zustande. „Siehst du", sagt er in der Geflügelsprache, „es ist doch gekommen. Ohne mich hättest du noch Stunden warten können!" Mir kannst du viel erzählen. Du landest trotzdem im Topf.

So mühsam er begann, so rasch setzt sich der Morgen fort. Nacheinander schälen sich die Hügel heraus, hintereinander aufsteigende Kulissen, ein fantastisches Amphitheater, das von nahem Blauschwarz bis zum fernen Grau die ganze Farbskala der Dämmerung durchspielt. Dort hinauf, auf jenen fernen grauen Gipfel, will ich; von dort bietet sich eine grenzenlose Aussicht, im Umkreis von fünf bis sechs Kilometern ist jedes Wild zu sehen. Gestern Abend saß ich auch dort und suchte nach Büffeln, aber damals zeigte sich keiner. Mit strammem Schritt kann man den Gipfel in anderthalb Stunden erreichen. Es ist eine recht offene, grasbewachsene Einöde, nur hier und da kümmert ein dürftiges Gebüsch, das nicht einmal groß genug ist, um den Blick aufzuhalten. Man sieht weit voraus. Heute ist der Morgen besonders klar und wolkenlos, sogar der im Morgenrot glänzende Mount Kenya wirkt so nah, als wäre es ein Kinderspiel, ihn zu besteigen. Dabei liegt er mindestens hundert Kilometer entfernt und ist über fünftausend Meter hoch.

Ich sehe nicht viel Wild unterwegs. Eine Zebraherde zeichnet sich schwarz am Berghang ab; da die Sonne hinter ihnen aufgeht, wirken die bunten Tiere ganz schwarz. Ihre Anführer wiehern einander mit kurzen, bellenden Lauten zu, vermutlich kontrollieren sie den Bestand: Fehlt jemand? Hat die im Schutze der Nacht lauernde Löwenkralle etwa Tribut von der schönen bunten Stuterei gefordert? ... Aber schau nur! Was ist mit jenem zurückgebliebenen, mühsam einhertrottenden Zebra los? Durch das blendende Sonnenlicht in meinem Glas kann ich es nicht deutlich sehen, erst als es ein gutes Stück

weitergetrottet ist, bemerke ich die riesige, klaffende, blutrote Wunde an seinem Hinterteil – das entsetzliche Mal der Klaue eines Löwen, der seinen Sprung verfehlt hat. Das zu Tode gequälte Tier legt sich auch schon nieder. Offensichtlich hat es sich nur bei meiner Annäherung von seinem Krankenlager erhoben, dazu gedrängt vom Wiehern des Leithengstes. Ich schleiche mich heran und erlöse es mit meinem Schuss von seinen Qualen. Auch wenn es der Löwenkralle entkommen war, hätte es diese Wunde nie überlebt. Eine alltägliche Tragödie im Land der Löwen. Nur leider ist die erlösende Kugel nicht alltäglich, die ein solches lebendig entkommenes, aber zu einem langsamen, qualvollen Ende verurteiltes Tier ins Jenseits befördert.

Als ich den Berggipfel erreiche, vergießt die Sonne bereits mit blendendem Eifer ihre Strahlen. Ihr Licht gleitet über den mit Tautropfen besetzten Hang; der taufeuchte Silberteppich funkelt so sehr, als wäre er bereift. Ich mache es mir bequem, nehme das Fernglas zur Hand und suche detailliert die um mich herum liegenden Hänge ab. Ich unterteile die Aussicht in Abschnitte, Segmente, und untersuche jedes einzeln. Und bis ich mich im Sitzen einmal ganz umgedreht habe, habe ich so Unmengen an Wild gesehen, als wäre es aus weiter Ferne alles hierher unter meinen Berg getrieben worden. Verschiedene Antilopen- und Gazellenherden, viele hundert Köpfe zählende Zebrastuten weiden dort unten, und direkt unter mir türmt sich ein ganzer Giraffenwald auf. Zweiundvierzig Langhälse in einer Gruppe! Jene hier und da sich bewegenden kohlschwarzen Flecken sind Straußenhähne; dort auf dem gegenüberliegenden Hügel wühlt eine ganze Rotte Warzenschweine. Und was sind jene hin und wieder grau schimmernden, felsblockartigen Gestalten? – Acht Nashörner. Ich sitze in einer Loge, einsamer Zuschauer der morgendlichen Prachtvorstellung auf dieser paradiesischen Bühne.

Doch schon muss ich meinem besseren Ich den Mund verbieten. Denn dort am bläulichen Waldrand in der Ferne zeichnen sich Tiere von der Größe kleiner Käfer schwarz ab – eine riesige Büffelherde. Ich bin ein Waidmann. Beim Anblick von erlegtem oder verendetem Wild bricht bei mir kein Schluchzen aus; ich mache kein verzerrtes Gesicht, wenn ein Hase mit gebrochenem Lauf vor Schmerz aufschreit. Doch nun, da ich mit der Absicht aus dieser für mich reservierten Gratisloge hinabsteige, der Büffelgruppe den Krieg zu erklären, ist mir fast so, als handelte ich gegen meinen Willen. Schickt es sich denn, diese vollkommene Unberührtheit, diese morgendliche Parade mit einem Gewehrschuss und Pulvergestank zu beschmutzen? Ich kann fast allem widerstehen, außer – der Versuchung.

Ich bin also bereits auf dem Weg zur Herde. Sie grasen an einem sanften Hang, der mit Zwerggestrüpp bewachsen ist. Es mögen etwa einhundertfünfzig sein: Bullen, Kühe, kleine Kälber gemischt. Der ganze Berghang ist von der großen schwarzen Herde bedeckt. Sie bewegen sich im kniehohen Gras, in dessen Schutz ich versuche, mich an sie heranzupirschen. Sie grasen von mir weg. Die vier oder fünf Tiere, die mir am nächsten stehen, halte ich für alte Bullen; diese möchte ich vor die Linse bekommen, und zwar vorzugsweise mit dem Fotoapparat und erst in zweiter Linie mit dem Gewehr. Die Windrichtung ist günstig, auch das hohe Gras hilft mir; es dauert nicht lange, da höre ich bereits vor mir zur Linken das charakteristische Brummen der Büffel. Vorsichtig richte ich mich auf. Kaum einen Steinwurf vor mir zeichnen sich drei große Büffelhinterteile schwarz ab; die Schwänze klatschen peitschend nach den Fliegen. Das könnten jene Bullen sein, die die Nachhut bilden... Doch ihre grasenden Köpfe und die in meiner Fantasie lebenden gewaltigen Hörner verbergen sich dort unten im hohen Gras. Ich kann sie beim besten Willen nicht identifizieren.

Während ich dort den Hals recke und überlege – in der einen Hand der gespannte Fotoapparat, in der anderen das gespannte Gewehr –, da trifft mich jener gefürchtete, jedem Waidmann bekannte Hauch im Nacken – der Judaskuss des drehenden Windes! Ich

ducke mich ins Gras, und obwohl ich nichts sehe, weiß ich genau, was folgt. Ich weiß, dass die Büffel mich gewittert haben; noch ein paar kritische Augenblicke, dann werden sie entweder davonstürmen oder – mich aus der Nähe untersuchen... Doch da ich kein Getöse höre, blicke ich nach und nach auf... Zwanzig und noch einige plumpe, riesige Köpfe mit Panzerschädeln starren mich an. Und dahinter schieben sich mit geisterhafter Lautlosigkeit immer mehr und mehr in den Vordergrund. Sie entdecken mich – und kommen bereits auf mich zu –, der Fotoapparat fällt zu Boden, dann – schleunigst schieße ich dem ersten mitten auf die Brust. Er bricht in die Knie – ist wieder auf den Beinen – bekommt noch eine Kugel, das reicht ihm. Die anderen halten inne. Erneut knallt mein Gewehr! Im Genick getroffen, bricht der zweite Bulle im Feuer zusammen. Das jagt die anderen davon. Die ganze Gesellschaft wirbelt herum – zur Flucht. Als sie sich drehen, schieße ich noch einen guten Bullen in die Flanke. Doch dieser wird von seinen stürmenden Gefährten mitgerissen. Irrsinniges Getöse, eine Staubwolke, die ganze Herde verschwindet in einer kleinen Senke. Ich renne ihr den Hügel hinauf nach, sehe die Flüchtenden auch noch in Schussweite, aber sie drängen sich so dicht und wirbeln so viel Staub auf, dass es mir nicht mehr gelingt, eine der im Laufen geladenen Kugeln abzufeuern.

Doch jetzt bleibt einer von ihnen zurück! Er bleibt stehen, dreht sich um, tritt auf der Stelle, lässt den Kopf krank hängen – offensichtlich der dritte, dem ich beim Abspringen in die Flanke schoss. Ich renne auf ihn zu, er bemerkt mich, wirft den Kopf hoch, greift erneut an – zwei schnelle Brustschüsse erledigen auch ihn. Die Herde galoppiert bereits unten im Tal, die Erde dröhnt unter ihr wie eine Eisenbahnbrücke unter dem Schnellzug, und es raucht so sehr, dass ich nur noch die Spitze der Gruppe sehe; der Rest wird von der wirbelnden Staubwolke verschluckt.

Drei Büffelbullen aus einer Herde habe ich noch nie geschossen. Erst recht nicht vier. Als ich nämlich nach der Besichtigung des dritten zu den ersten beiden zurückkehrte, stieß ich zu meiner größten Überraschung auf noch einen Bullen, der wesentlich stärker war als die bereits erlegten. Warum dieser sich von der Gruppe trennte, weiß ich nicht; vermutlich mochte er zur Hilfe der Verwundeten zurückgeblieben sein. Oder vielleicht, um sie zu rächen. Auch ihn habe ich „gedoppelt“, denn erst schoss ich mit meiner Kodak, dann mit meinem Gewehr in seine Flanke. So lagen in kurzer Zeit vier Büffelbullen in einem Umkreis von kaum hundert Schritten.

Niemals hat mich sinnloses Töten begeistert, ich halte mich nicht für einen „Schiesser“. Die Büffeljad gehört jedoch auf ein anderes Blatt. Ein außergewöhnliches Blatt. Ich schäme mich nicht zu gestehen, dass der Büffelschuss vielleicht das Einzige ist, wovon ich nie genug bekäme. Zumindest nicht so bald. Bei dieser erfolgreichen Jagd, vor allem während des Fotografierens, war mir mein englischer Freund G. Runton eine große Hilfe; während ich arbeitete, stand er hinter mir bereit, um im Falle einer Klemme ebenfalls sein Gewehr sprechen zu lassen. Glücklicherweise kam es nicht dazu. Ohne einen solchen zuverlässigen, kaltblütigen Gefährten wäre es nicht ratsam, Büffel zu fotografieren. Ich schätze mein Leben.

Es war spät am Nachmittag, bis wir mit dem Abschneiden der Büffelköpfe fertig waren. Wir hatten nur drei Leute dabei, mit denen man die vier schweren Köpfe nicht nach Hause transportieren konnte. Wir wählten also einen passenden, ausladenden Baum und verbargen die Trophäen in seinen Astgabeln. Es ist gar nicht so einfach, einen etwa vierzig Kilo schweren Büffelkopf in einen Baumwipfel zu hieven. Wir mühten uns lange ab, bis es uns mit Hilfe des mitgeführten Seils gelang, alle vier so hoch hinaufzuziehen, dass ein nächtlich umherschleifender Löwe oder eine Hyäne ihnen keinen Schaden zufügen konnte. Während wir uns abmühten, fiel einer der Büffelköpfe vom Baum, ich konnte gerade noch zur Seite springen. Man muss vorsichtig sein mit einem solchen

Kaffernbüffel. Sogar sein abgeschnittener Kopf ist lebensgefährlich. Schließlich fotografierte ich noch den vierfach „gehörnten“ Baum, dann machten wir uns auf den Heimweg. Wir schritten durch einen grenzenlosen Zoo. Wohin wir auch blickten, überall bewegte sich Wild. Manche Gruppen warteten uns bis auf Gewehrschussweite ab. Wenn wir näher kamen, trotteten sie nacheinander aus unserem Weg, allmählich öffnete sich die Lücke zwischen ihnen und schloss sich hinter unserem Rücken langsam wieder. Ahnungslos fixierten uns zahllose Tiere; keines nahm Notiz von dem in der Nähe stattgefundenen Gemetzel. Ihren Appetit störte das nicht. Nur die wilde Büffelherde war vom Horizont verschwunden. Sicherlich ist sie auch jetzt noch auf der Flucht. Sie wandert in die weite Welt aus – schließlich fehlt ihr die Elite, ihre vier tüchtigsten Bullen...

Zwanzigstes Kapitel: EIN BÜFFELLOSER TAG

Tarangire River, Januar 1934

Beim Durchblättern meines Tagebuchs fällt mir das Datum des 23. Januars ins Auge, denn es ist ein würdiges Gegenstück zum vorigen Kapitel – getreu der Theorie: „Nicht jeder Tag ist Sonntag". Seitdem ist fast ein Monat vergangen, ich habe einen weiten Weg zurückgelegt seit dem Büffelmassaker bei Embu. Ich habe Kenia verlassen und bin in das benachbarte Tanganjika gekommen, das ehemalige Deutsch-Ostafrika vor dem Krieg. Gemessen an afrikanischen Verhältnissen führt ein recht ordentlicher Weg von Kenia nach Tanganjika, er ist mit dem Auto befahrbar, sofern man weder seine Knochen noch seinen Wagen schont. Befahrbar, außer wenn es regnet. Denn bei Regen vergisst der Weg in Tanganjika seine Bestimmung, verschwindet vom Erdboden, wird zum Sumpf, und erst nach geraumer Zeit, wenn alles um ihn herum getrocknet ist, kommt er wieder zum Vorschein. In solchen Zeiten ist er schwer zu erkennen. Die Leute pflegen zu raten, ob es wohl ein Weg oder nur eine Auswaschung ist.

Einen Autofahrer, den der Regen auf dieser Strecke erwischt, darf man nicht behelligen. Der hat nämlich genug eigene Sorgen. Wenn er sehr an seinem Wagen hängt, kann er sich darin häuslich einrichten und am Lenkrad die Trockenzeit abwarten. Wenn er dazu keine Lust hat, dann heißt es: „Abschied vom Wagen". Ich habe am Wegesrand einige Eisenwracks gefunden; sie hörten einst auf den Namen Automobil. Glücklicherweise kam ich bei trockenem, klarem Wetter; in meinem alten, klappernden Chevrolet, der schon viele Steckengeblieben-Erlebnisse hinter sich hatte, zockelte ich ohne jedes Hindernis bis zur Grenze. Eine Zollschranke sperrt die Grenze ab, neben einer strohgedeckten Hütte. Ein Schild mit der Aufschrift „Tanganyika Customs Office" hängt an der Wand.

Der einsiedlerische Bewohner der Hütte, ein schwarzer Zollbeamter, lehnt pfeiferauchend an der Schranke. Außer seiner Pfeife zieren ein riesiges Paar Lackschuhe, ein büffelreizendes rotes Seidenhemd und ein grüner Tarbusch (Fes) seinen hageren Körper. Hosen hat er nicht, die hat er wohl nicht mitgeschickt bekommen. Ich bremse vor ihm. Wir betrachten einander, der an der Schranke lehnende Beamte rührt sich nicht. Nach langer Zeit fragt er, ohne etwas an seiner Ruheposition zu ändern, was ich wolle. Er ist kein Zollbeamter mit großer Fantasie, sonst käme er darauf, dass ich passieren will. Nachdem ich ihn aufgeklärt habe, lädt er mich ins Büro ein und möchte meine Waffen sehen. Wir tragen sie ihm hinein.

Der Zöllner schüttelt kurze Stahlmeißel aus einer leeren Konservendose. Die Kollektion besteht aus zehn kleinen Meißeln, an deren Ende jeweils das Klischee einer anderen Ziffer zu sehen ist. Mit Hilfe der Meißel und eines Hammers hämmert er eine vierstellige Nummer in den Kolben meiner Gewehre. Er markiert sie gründlich. Er arbeitet am Tisch, auf einem Stuhl sitzend, doch vor dem Einschlagen jeder einzelnen Ziffer steht er auf, um den Meißel erst einmal in das Fensterbrett zu klopfen und zu prüfen, welcher Meißel welche Nummer ist. Meistens findet er die gesuchte als letzte. Nachdem er sich so ausgetobt hat, trägt er die in meine Gewehre tätowierten Nummern in ein großes Buch ein, in das ich auf seinen Wunsch hin meinen Namen und das Datum schreibe – denn der Zöllner versteht vorerst nur die Ziffern. Die Beherrschung der Buchstaben plant er für nächstes Jahr.

Damit wäre die Zollabfertigung beendet gewesen, wenn es nicht zufällig Sonntag gewesen wäre! Da es aber Sonntag war, musste ich sogar einen gedruckten Antrag unterschreiben, in dem ich die Zollbehörde anflehe, trotz der sonntäglichen Arbeitsruhe gütigst tätig zu

werden. Ausnahmsweise. Mit besonderem Hinblick auf meine Person und mein Anliegen. Für diese privilegierte Behandlung muss ich pro Gewehr weitere drei Schillinge in seine Kupferspardose – darin sammelt der Zöllner sein Geld – werfen, und erst dann öffneten sich vor mir die Tore Tanganjikas. Das heißt, seine Schranke. Sie schloss sich sogleich wieder hinter mir, und der rotbehemdate Zöllner lehnte sich zurück, um seine wohlverdiente Sonntagsruhe fortzusetzen.

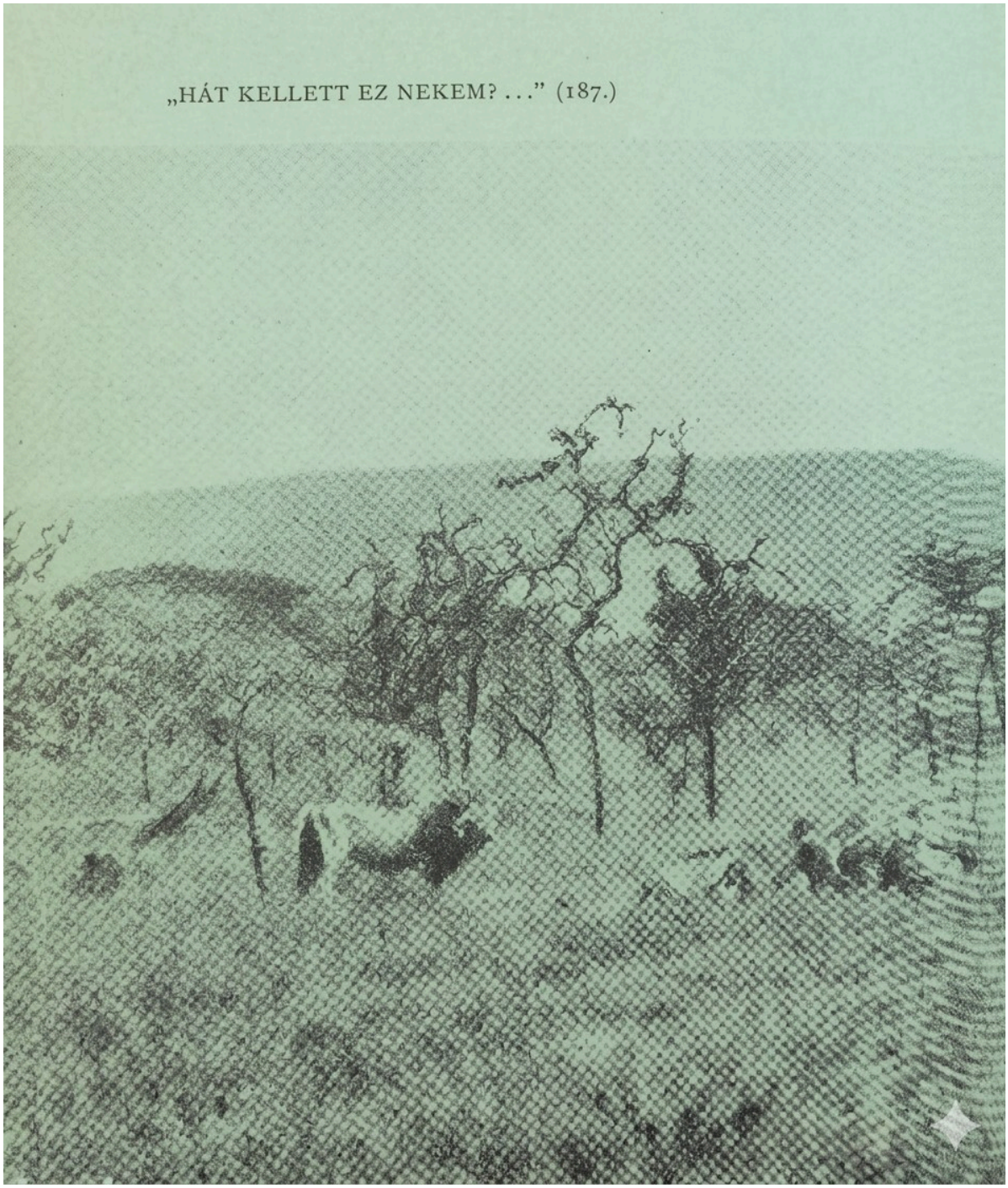
Ich bin also in Tanganjika, am Ufer des ausgetrockneten Bettes des Tarangire-Flusses steht mein Zelt, und so viele Moskitos, so viele Tsetsefliegen, so viele Zecken beißen mich täglich, wie es sich in Kenia in einem ganzen Monat niemand getraut hätte. Mein Körper sieht schon aus wie ein rot gepunktetes Taschentuch, und meine ganze Freizeit verbringe ich mit Kratzen. Ich habe es auf Büffel abgesehen; angeblich hausen hier extrem starke Bullen. Von mir aus können sie hausen! Ich lasse mich von den Tsetsefliegen auffressen, seit zehn Tagen durchstreife ich dieses kleiderflickende Dornengestrüpp, aber von Büffeln habe ich bisher nur alten Mist gefunden.

Heute schien sich das Blatt endlich zu wenden. Ich wollte gerade aufbrechen, als zwei hager gewachsene, hellhäutige, speertragende Boten im Lager erscheinen und berichten, dass die nächtliche Fährte eines großen Büffelbullen in der Nähe sei. Jeder weiß, dass „in der Nähe" in Afrika ein recht dehnbarer Begriff ist. Es kann fünf Minuten Fußweg bedeuten, es kann aber auch fünf Stunden bedeuten. Ich war also angenehm überrascht, als wir nach kaum anderthalb Stunden Marsch bereits auf der Büffelfährte waren.

Ich fasse die Erzählung des Folgenden kurz. Bringen wir es schnell hinter uns: Nach kaum einer Stunde Fährtenlesen hatten wir den Büffel bereits erreicht, einen Bullen mit schönem, plattenförmigem Gehörn. Er stand auf freier Fläche, mitten auf einer Lichtung. Ich schlich mich auf beste Distanz an ihn heran, zielte – klick! Versager. Er hörte das Klicken, warf den Kopf hoch, bemerkte mich und sprang ab. Bevor er das Dickicht erreichte, spannte ich das Gewehr erneut, erneut klick – Versager. Ich rannte ihm hinterher, empörte die Affen mit meinen ausgesuchten Ausdrücken, erblickte den Büffel noch einmal, und – auch beim dritten Mal feuerte mein Gewehr nicht ab. Gott bewahre den armen Büchsenmacher und den Patronenfabrikanten vor all dem, was ich ihnen im Eifer des Gefechts wünschte. Umso mehr, als sie gar nicht schuld waren. Irgendetwas Schmutz war unter den Verschluss geraten, er schloss nicht vollständig, was das Abfeuern des Gewehrs verhinderte. Siehe da, ein neuerlicher Beweis dafür, dass die Repetierwaffe ein unsicheres Gut ist, den Menschen unerwartet im Stich lässt und somit ein riskantes Werkzeug für gefährliches Wild ist. Ich hätte leicht übel mitspielen können, wäre ich einem angreifenden Büffel gegenübergestanden.

Nachdem ich mich überzeugt hatte, dass mein Gewehr wieder ordnungsgemäß funktionierte, setzte ich die Verfolgung der Büffelfährte fort. Es war unerträglich heiß, die Tsetsefliegen stachen wütend, ich kam kaum hinterher, nach ihnen zu schlagen; das Dornengestrüpp wurde so dicht, dass ich mehr auf allen vieren als auf zwei Beinen vorankommen musste. Der Büffel aber, als ahnte er etwas, wollte nicht anhalten. Weitere zweieinhalb Stunden ging ich ihm nach, als ich unerwartet, in sechs bis sieben Schritten Entfernung – weiter konnte man nicht sehen – seine im Dickicht schwarz werdende Gestalt erblicke. Zur Sicherheit glaube ich sogar durch das Fernglas seinen Kopf zu sehen – zugegeben, nicht besonders deutlich –, und damit ich nach all der Mühe nicht wieder leer ausgehe, ziehe ich, auf das Genick zielend, den Abzug durch... Diesmal konnte ich kein Wort gegen mein Gewehr sagen. Es feuerte tadellos. Nur blieb der schwarze Körper reglos stehen, er fiel nicht um, er rannte nicht weg. Er hätte sich auch schwerlich bewegen können, denn es war kein Büffel, sondern – ein umgestürzter, schwarz verkohlter Baumstamm. Und dabei hatte ich ihn so gut anvisiert! So zum Narren gehalten hatte mich

die von der großen Hitze, dem Ärger und der Müdigkeit aufgepeitschte Fantasie. Sogar den Büffelbart hatte ich am Stamm zu sehen geglaubt!



Mir verging die Lust an der weiteren Jagd. Dieser Bulle wurde nicht für mich gezüchtet. Heute ist, wenn ich mich nicht irre – denn mein Kalender ist verloren gegangen –, mein Geburtstag. Zu Hause pflege ich kaum an den mit immer unbarmherzigerer Geschwindigkeit wiederkehrenden und ausschließlich im Kindesalter nützlichen Jahrestag zu denken, aber hier haben wir sogar für so etwas Zeit. Ja, ich höre fast schon meine künftigen Enkel, wie sie mit mir prahlen: „An seinem Geburtstag hat Opas Gewehr dreimal versagt, und als es beim vierten Mal abging, hat er damit einen Baumstumpf erschossen.“

Das Rad des Schicksals dreht sich immer dann, wenn man es am wenigsten erwartet. Auf meinem Heimweg hielt mich ein fernes Geräusch auf... Astbrechen, Quietschen, Trompeten – der Lärm einer Elefantenherde! Büffel, nicht abfeuernde Gewehre und in

die Flanke geschossene Baumstümpfe vergessend, eilte ich in Richtung des Lärms; ich hatte ja nicht ahnen können, dass hier auch Elefanten ziehen. Und was ich sah, war Entschädigung für allen Verdruss.

Ich blickte in einen offenen, nur mit wenigen Gebüschen gesprenkelten, runden Talkessel, er war völlig von der einundfünfzig Köpfe zählenden Elefantengesellschaft besetzt. Irgendein Sumpf schimmerte am Grunde des Kessels, dort tummelten sich die Riesen – sie tranken, bespritzten einander, wuschen ihre kleinen Kälber. Es gibt keinen schöneren Anblick als eine solche ahnungslos agierende, in paradiesischer Zufriedenheit werkelnde Elefantenherde. Erstaunlich sind jene alten, weisen, fleißigen Kühe, jene Vorbildmütter, wie sie mit dem Rüssel ihre kaum kniehohen Kleinen hierhin und dorthin dirigieren, sie hätscheln, sie säubern; wie sie für die Kleinen Äste herabbiegen, die für deren kurze Rüssel unerreichbar wären; wie sie ihr vor der Hitze ermattetes Jungtier unter dem Schatten ihres eigenen Bauches verbergen.

Und dort drüben jener einsame, von den anderen zurückgezogene, einstoßzahnige Bulle: Er lehnt sich mit seiner Seite gegen den Stamm eines großen Baumes und drückt sich so dagegen, dass er sogleich umfallen würde, wenn der Baum neben ihm nachgeben würde... Weiter weg hingegen, neben jener vertrockneten Palme, stehen zwei beieinander; der eine von hier, der andere von dort reibt seine krustige Seite am Stamm der Palme; sie kratzen sich mit einer solchen Ausdauer, in einem solchen Takt, als würde sie ein gemeinsamer Mechanismus hin und her bewegen... Jener andere, junge Bulle hat seinen Stoßzahn zwischen die Gabel zweier Baumäste gelegt und ruht sich so aus; nur seine großen, fächerartigen Ohren lässt er flattern...

Unter einem ausladenden Laubbaum stehen drei, junge, heranwachsende Tiere. Ihre Rüssel tasten oben im Geäst herum, ich weiß nicht, was sie dort suchen mögen, aber immer wieder schütteln sie den Baumwipfel so sehr, dass das Laub nur so rauscht... Hier und da kracht ein Ast, Bäume von der Dicke eines Telegrafenmastes brechen mitten entzwei wie Streichhölzer. Den Besuch einer friedlich grasenden Elefantenherde übersteht der Wald nicht so leicht. Denn die Elefanten brechen nicht nur das ab, was sie brauchen, sie haben regelrecht Freude am Holzfällen; sie mühen sich mit dem Fällen eines größeren Baumes ab, und wenn es schließlich gelingt, knabbern sie ein paar Blätter ab und lassen ihn liegen.

Doch was ist das? Haben sie mich etwa bemerkt? Nacheinander schnellen die Rüssel hoch, prüfen die Witterung – schlagartig hört das Holzbrechen auf. Für einen Moment mochte der Wind zu ihnen hinübergeschlagen sein, obwohl der Rauch meiner Pfeife eine gute Windrichtung anzeigt... Bald beruhigen sie sich jedoch wieder. Sie sehen ein, dass sie sich geirrt haben. Einige Minuten lang treten sie noch auf der Stelle, heben ab und zu ihre argwöhnischen Rüssel, dann kehren sie wieder zur Tagesordnung zurück.

Ein winziges Kalb – kaum größer als ein Bernhardiner – fesselt meine Aufmerksamkeit. Es spaziert zwischen den Vorderbeinen seiner Mutter herum! Von der Seite schlüpft es unter die alte Kuh und kommt zwischen den zwei Vorderbeinen wieder hervor. Unermüdlich umrundet es die reglose Säule des Beines seiner Mutter. Die Mama hält einen belaubten Zweig im Rüssel, und jedes Mal, wenn das Kleine hervorkommt, liebkost sie es mit ihrem Zweigbesen.

Doch was starre ich hier tatenlos, bietet sich doch eine solche Gelegenheit zum Fotografieren so gut wie nie! Ich jage ja neuerdings nur noch mit der Kodak. Jetzt muss ich keinen Bullen mit großen Zähnen suchen, mein Apparat begnügt sich mit jedem beliebigen Elefanten. Doch sie ziehen bereits nach innen, in den dichteren Wald, das schönste Bild habe ich bereits verpasst. Schnell hinterher... Es gelang mir, eine

unbemerkte halbe Stunde unter den Elefanten zu verbringen und einunddreißig Aufnahmen zu machen, über deren Schicksal sich erst Ende nächsten Monats in der Dunkelkammer des Fotografen in Nairobi entscheiden wird.

Nachdem ich meine ganze Munition „verklickt" hatte, zog ich mich wieder aus dem Kreis der Riesen zurück, ohne dass sie Notiz von mir genommen hätten. Sie setzten das Kratzen, die Kinderpflege und das Astbrechen fort, ohne eine Ahnung von den überstandenen Aufregungen des ungebetenen Fotografen zu haben. Leider hatte das tollpatschige Kalb seinen Spaziergang bei der Mama beendet, noch bevor ich mit meinem Apparat herankommen konnte. Mit den belichteten Filmen in der Tasche schritt ich so zufrieden heimwärts, als würden mindestens hundertpfündige Stoßzähne hinter mir hergetragen. Dabei weiß ich ja gar nicht, ob unter den einunddreißig Aufnahmen eine einzige brauchbare sein wird? Aber selbst wenn nicht, wird das Bild der Elefanten in meinem Gedächtnis bleiben. Scharf und unauslöschlich.

Auf dem Heimweg grollt der Himmel. Allem Anschein nach wird es einen Wetterumschwung geben. Die Sonne versinkt in einer Flammenwolke, und in ihrem Gefolge überzieht eine wirbelnde, feurige Farbenflut den unteren Rand des Himmels: Gold und Purpur, blasse Pflaume und Orange. Die Mischung von feurigen und lila Tinten. Ein Meer von ineinanderfließenden, sich gegenseitig verschlingenden Farben. Die Wiege eines tropischen Sturms. Doch schon ist der Abend da, nimmt dem feurigen Wirbel den Glanz, kühlt ihn ab, glättet ihn zu einem einzigen blassen Opal. Auch der Opal ist nur ein Übergang. Er verblasst zusehends, wird immer fahler, begräbt sich unmerklich im Sarg der Nacht. Das Grau, das in seinem Gefolge zurückblieb, war noch gar nicht verschwunden, als darüber bereits die gelben Diamanten des Kreuzes des Südens aus ihrem schwarzen Samtbett blinzeln.

„U-u-u-uh!" Dumpf rollt es über die Landschaft. Eine erhabene Stimme, erschütternd, mir den Atem stockend. Der Abendgruß eines in der afrikanischen Nacht erwachenden Löwen. Ich höre ihn fast jeden Abend, es ist wahrlich nichts Neues mehr, ich hätte mich längst daran gewöhnen können. Nur geht das nicht so einfach! Ich weiß es von denen, die ihn seit Jahren hören, die hier geboren wurden, die, man könnte sagen, unter Löwen aufgewachsen sind. Selbst die gähnen nicht beim Gebrüll eines Löwen. Es geht hier nicht um Angst – schließlich besteht keine Gefahr – und auch nicht um Nervosität. Es ist etwas anderes, eine Art Gefühl der Ehrfurcht, ein unsichtbarer Griff, der einen sanft an der Kehle packt, so ähnlich wie wenn über uns unerwartet der Himmel gewaltig donnert.

Ein eigenartiges Ding ist es doch, das abendliche Löwengebrüll! Als würde es eine längst vergangene, in Vergessenheit begrabene, ungreifbare Erinnerung wecken. Als würde es die Saiten eines Erbes anschlagen, das uns aus unserer unbekannten Vergangenheit zugefallen ist, jener Ängste unterhalb unseres Bewusstseins. Die dunkle Ahnung jahrtausendealter Gefahren. Denn tief im Inneren einer unserer unerforschlichen Gehirnzellen ist das Entsetzen des Urmenschen auch heute noch nicht erloschen. Jener einstige Alarm, der mit dem Sonnenuntergang einherging, als ringsum der Schrei der erwachenden Urbestie erklang, als wir in unsere Höhlen flüchten mussten, denn wer von uns sich verspätete, der blieb draußen ausgesperrt, auf den wartete man zu Hause vergeblich zum Abendessen...

Dies ist jene gewisse, von Dichtern erwähnte „Dschungelfurcht", welche das Menschtier niemals ganz verwinden konnte:

„Hidden out of being, dim and deep, The terrors of past perils sleep. A heritage obscure and vast From Man's unfathomable past." – Laurence Hope: „Jungle Fear"[14] / „The Stars of the Desert"[14]

[14] Die Prosaübersetzung des Gedichts: In unserem Wesen verborgen, trübe und tief, schlummern die Schrecken vergangener Gefahren: ein nebliges und gewaltiges Erbe aus der unergründlichen Vergangenheit des Menschen.

Dies spricht in uns in Form einer gewissen Ergriffenheit an, wenn der Kampfruf des Löwen die Ruhe der Nacht erzittern lässt. Und wenn wir auch nicht vor ihm in die Höhle flüchten, vergessen wir doch auf sein Gehör hin für ein, zwei Minuten, an unserer Pfeife zu ziehen. Meine jedenfalls pflegt dann immer auszugehen.

Schwer und schwül ist die Nacht. Lauter Summen, lauter Unruhe. In solchen Nächten kann man nicht ruhen. Blassblaue, kraftlose Blitze spielen am Himmel. Man muss die Zeltseile gut verstärken. Es wird heute Nacht ein Sturm geben. Der Löwe schweigt. Er hat nur einmal gebrüllt. Er hat die Welt nur wissen lassen, dass er erwacht ist. Es gibt noch genug, die sich vor ihm fürchten.

Einundzwanzigstes Kapitel: LÖWENJAGD MIT DER FOTOKAMERA

Serengeti Plains, Februar 1934

Die für ihren außergewöhnlichen Wildreichtum berühmte Serengeti-Ebene erstreckt sich im nördlichen Teil Tanganjikas. Ein Gebiet von achtzehntausend Quadratkilometern, also mehr als drei Millionen Katastraljoch, ist diese Serengeti, fast so groß wie Transdanubien; da haben einige Gruppen Zebras Platz. Zum großen Teil ist es eine unendliche Ebene, nur hier und da trifft man auf Wald; auch das ist kein ernster, dunkler Urwald, auch nicht das bei der Elefantenjagd erwähnte Dornendickicht, sondern ein lichter, parkähnlicher Baumbestand, so ähnlich wie ein riesiger Obstgarten, in dem die schönen, ausladenden Bäume zwar nicht in Reih und Glied stehen – aber in angemessenem Abstand voneinander –, und in deren Schatten ein samtig wirkendes, wie gepflegt scheinendes, grasiges Wiesengrund grünt. Hier kann der Mensch vergessen, dass er durch die unberührte Urwildnis streift, hier ist alles so freundlich, so ordentlich, so sanft, hier sucht der Besucher nach Gartenbänken und würde sich auch nicht wundern, wenn an den Bäumen botanische Namensschilder hingen. Dabei hausen ausgerechnet hier die meisten Löwen!

Verstreut in der freien Ebene fallen dem Auge kleinere und größere Felsgruppen auf, rostrote oder silbergraue, oft fast kugelförmige Felsblöcke; die gewaltigen Felsknödel liegen aufeinander und glänzen, ja funkeln regelrecht im Sonnenschein, als wären sie gerade erst nass geworden. Aus der Ferne könnte man diese Gebilde für alte Burgruinen halten, deren Höhlen und Schlupfwinkel großartige Lagerstätten, regelrechte Felsenburgen der Löwen sind.

Die sagenhafte Tierwelt der Serengeti verdankte ihre bisherige Unberührtheit dem Umstand, dass sie fernab von bewohnten Gegenden und fern der Eisenbahnlinie liegt; es gibt keinen gebahnten Weg, die Erreichbarkeit ist sehr umständlich. Welcher Jäger sich hierher verirrt, hinter dem schließen sich die Tore zur Außenwelt. Der letzte Außenposten der Zivilisation ist das hierher vierhundert und einige Kilometer entfernt liegende Arusha. Nur dort kann man Benzin bekommen, dort wohnt der nächste Arzt, dort ist das Postamt, das auch nur zweimal wöchentlich Post aus Nairobi erhält. Wenn der Serengeti-Jäger also kein Flugzeug hat – was in letzter Zeit leider Mode zu werden beginnt –, dann sollte er das Zeitunglesen aufgeben. Letztes Jahr jagte hier allerdings ein Nordamerikaner,

der morgens seine Maschine nach Nairobi einflog, um die Tageszeitung zu holen. Ohne Zeitunglesen konnte er nicht frühstücken. Wenn es nach mir ginge, würde ich nicht nur das Flugzeug, sondern sogar die Benutzung des Autos verbieten; wer hier jagen will, soll die vierhundert Kilometer zu Fuß gehen. Jedem würde ich es verbieten, nur ich selbst käme mit dem Auto hierher. Es heißt übrigens, dass die Engländer demnächst die Jagd in der Serengeti komplett untersagen werden, um die gegenwärtige, wahrlich paradiesische Lebensweise des Wildes so lange wie möglich zu sichern. Sie fürchten um die Löwen wegen der Flugzeuge.

Außer der Besichtigung der bisher nur vom Hörensagen bekannten Serengeti führte mich nur ein einziges Ziel hierher: das Fotografieren des Löwen. Es war mein alter Wunsch, gegen den König der Tiere einen – vom Gewehr völlig unabhängigen – Feldzug zu führen, denn meiner Meinung nach kommt ein einziges gelungenes Löwenbild zehn mottenzerfressenen Löwenfellen gleich. Schon allein deshalb, weil man mit der Fotokamera nur auf begrenzte Distanz „schießen" kann, viel näher als mit dem Gewehr; die erste Bedingung für das Ergebnis ist also: das nahe Heranpirschen an das Wild. Und wenn wir auch die übrigen Erfordernisse einer gelungenen Aufnahme in Betracht ziehen – die Beleuchtung, die Position des Wildes, die Umgebung –, dann ist es unbestreitbar, dass das Fotografieren viel, viel mehr Arbeit und vor allem unvergleichlich mehr Geduld erfordert als die Jagd. Dabei jage ich doch so gerne und bin ein ungeduldiger Mensch – deshalb schätze ich mich selbst so sehr als Wildtierfotografen.

Ich habe hier unvergessliche drei Wochen verbracht. Ich würde gerne noch länger hierbleiben, wenn mir nicht das Benzin ausginge. Dabei hatte ich einen meiner zwei Lastwagen nur mit Benzinkanistern beladen, ja sogar auf den anderen kam so viel Benzin, dass daneben nur vier Schwarze Platz fanden, die sich auch nicht mit einem bequemen Sitzplatz rühmen konnten. Sogar für die Sardine mag es in ihrer Dose geräumiger sein.

Da ich morgen früh wegen des erwähnten Benzinmangels von hier abziehen muss, widme ich den heutigen Nachmittag einer zusammenfassenden Beschreibung meiner Erfahrungen aus dem dreiwöchigen Löwen-Fotografieren. Vor allem bitte ich den Leser, sich jetzt für einen Moment festzuhalten, und zwar mit beiden Händen, denn ich werde etwas sehr Großes sagen. Ich kündige im Voraus an, es wird nicht leicht sein, es zu glauben. In drei Wochen habe ich in der Serengeti-Ebene einhundertvierundzwanzig, also einhundertvierundzwanzig Löwen gesehen!

Natürlich irrt, wer sich alle einhundertvierundzwanzig als jene mähnenumwallten, in Zoos gezeigten, majestätischen Wildtiere vorstellt; denn mähnige männliche Löwen habe ich insgesamt nur sechs gesehen. Die anderen teilten sich wie folgt auf: elf jungmähnige, junge Männchen, einundsiebzig Weibchen und Halbwüchsige sowie sechsunddreißig kleinere und größere Welpen. Unter den Welpen waren einige Winzlinge, kaum größer als eine Hauskatze, aber Löwe ist Löwe.

Ich gestehe, wenn ich es nicht mit eigenen Augen gesehen hätte, hätte ich jenen Gerüchten, die über das hiesige Löwenaufkommen in Nairobi kursierten, niemals Glauben schenken können. Dem afrikanischen Jäger bietet sich ein weiteres Feld zum Flunkern als dem heimischen. Ich möchte nur noch anmerken, dass die von mir in drei Wochen gezählten Löwen zweifellos allesamt verschiedene Tiere waren, das heißt, ich habe niemals die bereits am Vortag gesehenen mitgezählt, was schon deshalb nicht passieren konnte, weil ich fast täglich in neue Gegenden weiterzog; der Löwe bleibt, wenn er nicht gestört wird und genug zu fressen hat, an seinem gewohnten Lagerplatz.

Der zahlreichsten Gesellschaft begegnete ich am 31. Januar: zweiunddreißig Löwen in einem Rudel! Von einem so großen Löwenrudel hatte ich nicht einmal gerüchteweise

gehört. Unter diesen befand sich nur ein einziger alter Bulle mit semmelfarbener Mähne; zwölf Weibchen und neunzehn „gemischte Kleinteile“ bildeten den Rest. Diese Gesellschaft mochte wohl eine aus mehreren Weibchen zusammengewürfelte Verwandtschaftsgruppe gewesen sein. Sie machten einen solchen Lärm und zankten sich so viel, dass ich mich wunderte, wie jener große, bärtige, anspruchsvolle alte Herr es unter ihnen aushielt. Er war ein großer Pantoffelheld, der Alte; ich werde mich noch an ihn erinnern.

Die größte Anzahl an einem Tag Gesehenen fiel auf den übernächsten Tag, den 3. Februar, an dem ich insgesamt achtundvierzig Löwen sah. Von diesen zählte ich jedoch nur sechzehn zur Gesamtsumme, da zweiunddreißig die bereits zuvor beobachtete Verwandtschaftsgruppe waren. Einem allein ziehenden, mähnigen Männchen begegnete ich nur ein einziges Mal. Einmal sah ich zwei alte Mähnenlöwen zusammen, und ebenfalls nur einmal zwei schöne Mähnige in Begleitung eines einzigen Weibchens. Das musste sehr geschätzt worden sein.

Von den einhundertvierundzwanzig Löwen gelang es mir, siebenundsechzig zu fotografieren. Insgesamt habe ich etwa zweihundert Mal auf sie „gefeuert“, mit drei verschiedenen Apparaten und mit wechselndem Erfolg.

Wer kein Jäger ist, wird einerseits das Lesen der statistischen Daten langweilig finden, andererseits mag es für ihn beruhigend sein zu wissen, dass man sich keine Sorgen machen muss: Es gibt noch Löwen in Afrika.

Um auf Fotodistanz an sie heranzukommen, haben mein Freund Murray – ein hervorragender Kenner der Serengeti – und ich uns verschiedene Methoden ausgedacht. Murray kauerte während der „Arbeit“ mit schussbereitem Gewehr hinter mir. Unter dem Schutz seiner Ruhe, Fachkenntnis und sicheren Waffenführung konnte ich getrost neue Filme in meine Apparate einlegen, nur zehn Schritte von den ahnungslosen Löwen entfernt. Ich wusste, dass er im Notfall die Kugel an die richtige Stelle setzen würde. Während unseres dreiwöchigen Besuchs musste das Gewehr glücklicherweise nur ein einziges Mal gegen einen Löwen sprechen; ich schoss ein mähniges Männchen, vielleicht das schönste der sechs, weil er sich leider gegen das Fotografieren wehrte.

Morgens pflegten wir uns noch vor Sonnenaufgang auf einer der erwähnten Felsenburgen einzurichten; von dort aus beobachteten wir die Zugrichtung der hier und da brüllenden Löwen. Sobald es dämmerte, versuchten wir mit Hilfe unserer Ferngläser den genauen Standort, die Anzahl, das Verhalten und die Annäherungsmöglichkeiten der Löwen festzustellen. Wenn sie an einem geeigneten, ungesehen anpirschbaren Ort lagen, krochen wir zu Fuß in ihre Nähe.

War dies nicht möglich, nahmen wir unseren Lastwagen, der bereits am Vortag mit ein oder zwei erlegten Zebras beladen worden war, als Köder. Wir banden ein Zebra an einem langen Seil hinter den Wagen und begannen dann in einem Radius von etwa vier- bis fünfhundert Metern die Löwen mit dem Wagen zu umkreisen. Beim Erblicken des Autos wurden sie gewöhnlich aufmerksam und drückten sich dann bald auf den Bauch, um zu beobachten, was geschehen würde. Wenn wir direkt auf sie hielten, rissen sie meist noch außerhalb der Schussweite aus.

Es kam aber auch vor, dass sie uns bis auf Fotodistanz heranließen, nicht flohen und sogar noch frech wurden: Mit wütendem Gebrüll und scheinbarem Anstürmen – einem Scheinangriff – versuchten sie, das sich ihnen nähernde, unbekannte Ungeheuer einzuschüchtern. Sobald sie merkten, dass das Ungeheuer keine Angst hatte, nahmen eher sie Reißaus.

Mit dem Wagen gelang es meist nur, halbwüchsige Junglöwen zu überlisten, die sich bereits von ihrer Mutter getrennt hatten. Diese hielten das Auto offensichtlich für ein Nashorn oder ein ähnliches, ihnen unbekanntes, schnaubendes Wildtier und nahmen es gar nicht ernst. Die Alten jedoch, besonders die alten Männchen, mochten den Benzingestank nicht. Es „interessierte sie nicht näher“, sie zogen ab, sobald sie uns erblickten.

Wenn es uns mit dem hinter dem Wagen hergezogenen Zebra gelang, die Löwen ein- oder zweimal zu umkreisen, und wir merkten, dass sie bereits auf das Aas aufmerksam geworden waren, schnitten wir schnell das Zugseil durch, kehrten den Raubtieren den Rücken und fuhren davon. Wir zogen uns mit dem Wagen in den Schutz des nächsten Felsenhügels, einer Talschlucht oder eines Waldes zurück und beobachteten die Löwen von einem Baumwipfel oder einer Felsspitze aus. Beim Durchschneiden des Zebraseils mussten wir natürlich darauf achten, dass das Zebra möglichst neben einer Senke, einer Hügelbiegung, einem Gebüsch, einem Termitenhügel oder einer ähnlichen Deckung zu liegen kam, damit wir uns im Bedarfsfall verdeckt heranschleichen konnten.

ZSÁKMÁNYUNKKAL HAZA FELE TARTUNK (113)

Der Erfolg hing dann davon ab, ob wir es mit hungrigen oder satten Löwen zu tun hatten. Denn die Satten gähnten nur einmal herzhaft, rührten sich nicht und würdigten das ihnen servierte Gratis-Zebra keines Blickes. Aber die Hungrigen begannen, kaum dass wir verschwunden waren, zu beobachten und zu wittern, wedelten mit dem Schwanz, leckten sich die Lefzen und standen dann früher oder später auf und nahmen die Einladung an.

Wenn das Gelände günstig erschien, fertigten wir aus Laub und dornigem Reisig einen Versteckplatz an, setzten uns mit unseren Apparaten hinein und richteten sie auf dem Stativ montiert sorgfältig auf das zehn bis zwanzig Schritte entfernt liegende Aas aus. Für einen solchen Ansitz braucht man viel Geduld und muss viel vergebliches Warten in Kauf nehmen; aber es lohnt sich, denn wenn der Löwe erst einmal kommt, kann man ihn förmlich mit Fotos „erlegen".

Beim Anlocken der Löwen mit Aas waren die Geier unsere hervorragenden Helfer. Diese gefiederten Aasfresser haben den Braten sofort gerochen; innerhalb von Minuten erscheinen sie, fallen wie Fallschirme aus unbekannter Höhe herab und besetzen ungebeten die Beute. Der Löwe wiederum verfolgt immer aufmerksam das Verhalten der Geier. Der Geier ist der Wegweiser des Löwen. Es ist ein origineller Anblick, wenn der König der Tiere den Geiern folgt, immer wieder zum Himmel blinzelt und die ziehenden Vögel kontrolliert, um die Richtung nicht zu verfehlen.

Wenn er am Ort des Geschehens eintrifft, rauft und zankt sich meist schon eine große Geiergesellschaft um das Aas, um so viel wie möglich zu erwischen, bevor der Löwe da ist. Die von mir beobachteten Löwen näherten sich dem Aas meist langsam und bedächtig; wenn sie nur noch acht bis zehn Schritte entfernt waren, peitschten sie plötzlich mit dem Schwanz und stürzten sich mit einigen blitzschnellen Sprüngen knurrend mitten in das Geierknäuel. Die Vögel erhoben sich kreischend, einander wegstoßend und Federn lassend in die Luft. Nachdem der Löwe den Schauplatz besetzt hatte, pflegte er dumpf grollend und den Schwanz ringförmig aufgestellt stehen zu bleiben, und erst nach einigen Minuten, wenn er sich in voller Sicherheit fühlte, legte er sich zum Essen nieder.

Liegt die Beute an einem zu offenen Ort, versucht er sie vor allem in Deckung zu zerren. Wenn er es nicht schafft – eine Löwin allein richtet gegen ein zweieinhalb Zentner schweres Zebra nicht viel aus –, macht sie sich wohl oder übel an Ort und Stelle ans Werk. Aber ich sah einen Löwenmann, der das schwerere Zebraaas am Nacken packte und es unter einen etwa hundert Schritte entfernten Busch schleppte. Er bewegte sich dabei rückwärts gehend, so „rangierte" er die schwere Last, die drei starke Männer kaum bewegen, geschweige denn hundert Schritte weit ziehen könnten. Leider gelang es mir nicht, diesen seltenen Anblick zu fotografieren, ich war zu weit entfernt.

Drei ausgewachsene Löwinnen, die mit vereinten Kräften, buchstäblich „Schulter an Schulter", ein Zebra wegschleppten, habe ich ebenfalls einmal gesehen. Ein Hartebeest (eine antilopengroße Kuhantilope) wurde scheinbar ohne jede Anstrengung von einem starken Löwenmännchen weggetragen. Er trug es an der Gelenkstelle des Halses, war jedoch zuvor darüber hinweggestiegen, sodass er es zwischen den Vorderbeinen hielt, als würde er darauf reiten. Fast nur der aus dem Löwenmaul hängende Kopf der Antilope war zu sehen, während der größte Teil des Körpers unter dem Bauch des Löwen auf dem Boden schleifte. Teils mit langen Schritten, teils in leichtem Trab eilte das Raubtier mit seiner Last davon; er behandelte sie wie ein kräftiger Deutsch-Drahthaar einen Fuchs.

Ich möchte einer besonderen, manchmal bewährten Methode gedenken, sich Löwen mit dem Auto zu nähern. Wenn wir ein breites, leicht abfallendes Tal oder eine Senke fanden, an deren Boden ein mindestens zweihundert Schritte langer Abhang hinunterführte, gingen wir wie folgt vor: Wir platzierten das Aas ganz unten im Tal, das Auto jedoch auf dem Hügelkamm, so weit wie möglich vom Aas entfernt, und zwar mit dem Heck zum Aas. Wenn nämlich im Dunkeln der Scheinwerfer des Autos oder die Windschutzscheibe aufblitzt, nimmt der Löwe das sehr übel. Das Glitzern von Glas ist ein ungewohnter, verdächtiger Anblick, vor dem er leicht flieht. Die glänzenden Teile des Autos pflegten wir abzubinden oder mit Laub zu verhüllen.

Sobald die Löwen am Aas unten im Tal angekommen waren, ließen wir das Auto oben am Hang, mit dem Heck zu ihnen gewandt und ohne den Motor anzulassen, durch sein Eigengewicht auf die Löwen zurollen. Ganz allmählich. Man darf es nicht plötzlich laufen lassen, man darf sich höchstens zwei bis drei Schritte auf einmal nähern, und sobald die Löwen aufmerksam werden, muss man sofort bremsen; man muss warten, bis sie wieder nur an das Fressen denken. Mit dieser Methode habe ich zweimal gute Ergebnisse erzielt. Die Löwen nahmen das lautlos auf sie zurollende Auto gar nicht wahr.

Ich lag auf dem Boden und fotografierte durch eine in das Heck des Wagens geschnittene „Scharte". Als wir nahe genug waren, ließ mein am Steuer sitzender Gefährte den Motor an und fuhr mit Vollgas los. Wie Geflügel vor dem Habicht, so sprangen die Löwen auseinander; vor Überraschung blieb ihnen der Bissen im Halse stecken. So dumm glotzten sie uns hinterher; sie verstanden nicht, was in dieses an einem Ort stillstehende, leblose Ungetüm so unerwartet gefahren war. Die armen Dinger erschraken so sehr, dass sie völlig vergaßen, dass sie auch böse werden könnten. Wir versteckten den Wagen hinter einem Hügel, rannten auf den Gipfel und beobachteten von dort aus die Löwen, nun aus etwa dreihundert Schritten Entfernung. Sie sahen sich immer noch gegenseitig an. Und da es ihnen offensichtlich nicht gelang, das Rätsel zu lösen, legten sie sich wieder zum Aas zurück und fraßen sich daran satt.

Der Autofahrer muss vor allem darauf achten, dass er sich völlig lautlos und vor allem bewegungslos verhält. Das kleinste unvorsichtige Geräusch, der leiseste Wortwechsel verrät den Menschen. Und sobald der Löwe unter der Hülle des unbekannten Ungeheuers einen Menschen vermutet, nimmt er sofort Reißaus.

Nun überlasse ich meinem Tagebuch das Wort; ich schreibe wortgetreu einige denkwürdigere Fälle daraus ab. Im Folgenden geht es um das bereits erwähnte zweiunddreißigköpfige Löwenrudel.

DER PANTOFFELHELD

Als wir sie bemerken, lungert die ganze Gesellschaft auf einer Fläche von kaum der Größe eines Tennisplatzes im Schatten einiger Bäume herum. Nur das Familienoberhaupt, der einzige mähnige Löwe der Versammlung, ruht allein unter einem etwas abseits stehenden einsamen Baum. Wir werfen die Köder-Antilope aus unserem Wagen etwa vierhundert Schritte von den Raubtieren entfernt neben eine als Versteck geeignete Auswaschung, fahren ein gutes Stück weg und schleichen uns dann, den Wagen zurücklassend, durch die windende Auswaschung zum Aas zurück.

Unsere unfreiwilligen Gönner, die Geier, lassen uns auch diesmal nicht im Stich. In unsichtbarer Höhe begleiteten sie uns und beobachteten mit zuversichtlichem Adlerauge, wann sie an der Reihe wären. Aus Erfahrung wissen sie, dass der Mensch, das Töten und das blutige Gastmahl als Dreiklang zusammengehören. Auch diesmal werden sie nicht enttäuscht. Die Gierigsten, zwei oder drei zerzauste, abgebrühte Totengräber, sind bereits neben dem Aas gelandet. Misstrauisch, ihre nackten Hälse reckend, hinken sie um die Beute herum, ermuntern einander, doch vorerst wagt keiner anzufangen. Die Flut ihrer Gefährten kreist noch mit unbewegten Schwingen in den verschiedensten Höhen über der Leichenstätte. Die untersten könnte ich fast mit Steinen bewerfen, die obersten sind kaum erkennbare, mohnkorngroße Punkte. Von überall her rudern neue und neue Ankömmlinge herbei, tief und hoch, als würde das Aas brennen; seine unwiderstehliche Anziehungskraft scheint die ganze Geierwelt der Serengeti-Ebene an sich zu saugen. Sie treffen ein, vermehren sich rasant, kreisen wie Planeten um einen Magnetpol.

Das ist es, was die Löwen brauchen. Wie unsere Ferngläser zeigen, blicken sie schon beim Erscheinen des ersten Geiers auf. Ihre Köpfe hin und her drehend betrachten sie den Himmel, der eine oder andere steht auch auf, tritt aus dem Schatten des Baumes heraus, um die Flugrichtung der Geier besser unter die Lupe nehmen zu können. Ja, eine junge Löwin legt sich sogar auf einen Termitenhügel und schaut von dort aus zu.

Und nun, da einer der zum Aas schleichenden Vögel sich ein Herz fasst und auf den aufgeblähten Kadaver der Antilope flattert – setzen sich die Löwen in Bewegung. Als hätten sie nur auf die Meldung der Geier gewartet: „Es ist angerichtet!" Und schon kommen sie, in königlichem Zug. Aber sie beeilen sich nicht. In langsamen, gemessenen, weichen Schritten nähern sie sich, furchtbar vornehm. Zuerst eine Löwin, hinter ihr im Gänsemarsch ihre acht untersetzten kleinen Welpen. Sie sind so groß wie Puli-Hunde. Diese mögen wohl die forderndsten sein; es ist am wichtigsten, dass diese satt werden, deshalb kommen sie als Allererste. Mit dem Schwanz wedelnd nähert sich die führende Löwin – ein gelber Komondor-Hund, der seine Jungen spazieren führt. Ihr schließen sich noch einige Weibchen und kleinere oder größere Halbwüchsige an; die Älteren, die alte Mähne, rühren sich vorerst nicht. Beide meine aufgestellten Kameras zielen auf das Aas, in jeder meiner Hände halte ich eine Auslöseschnur, mein Gefährte hat das Gewehr schussbereit, hinter mir umklammert der Schwarze mein Gewehr. So warten wir, im Gras versteckt, auf die Ereignisse.

Die Löwen sind noch etwa zweihundert Schritte entfernt; die Geier ahnen von ihrer Annäherung noch nichts. Einer hackt bereits eifrig im Auge der Antilope herum; ermutigt durch seine Kühnheit stürzen sich auch die anderen einer nach dem anderen auf die Beute, sogleich beginnt das übliche Gerangel. Mehr braucht die Löwin mit den Jungen nicht. Den Nacken vorgestreckt beginnt sie zu traben, im Laufschritt folgt ihr der Gänsemarsch der Welpen. Hinter ihnen trotten noch zwei Mütter, begleitet von acht bis zehn Halbwüchsigen.

Die Geier haben sich so schnell in das Ringen vertieft, dass sie das Eintreffen der Löwen unerwartet trifft. Als die erste Löwin acht oder zehn Schritte herangekommen ist, duckt sie sich plötzlich, peitscht ihren Schwanz kerzengerade hoch und ist dann mit windeseiliger Wucht unter den Geiern: Kreischend, einander wegstoßend flattern die überraschten Aasfresser auseinander, treffen sich gegenseitig in ihrer Eile. Die Löwin knurrt ununterbrochen, steht breitbeinig über ihrer Beute, rollt ihren Schwanz über den Rücken und empfängt die herbeieilenden Welpen.

Aber da treffen auch die anderen zwei Mütter mit ihren Jungen ein! In Augenblicken ersetzt ein fletschendes, brummendes, knurrendes, einander beißendes, blutig-schaumiges Löwenknäuel das Geierknäuel. Dabei kippt meine beste Kamera um; ich wage mich kaum zu rühren, es gelingt mir auch nicht mehr, sie wieder aufzustellen. Die drei Löwinnen versuchen einander wegzubeißen, jede will ihrer eigenen Familie das Essen sichern; vorerst fressen sie gar nicht, sondern ohrfeigen nur die fremden Welpen weg. Es herrscht ein solches Zähneprozession, Hin- und Herwenden, Knurren und Zanken wie bei der Mittagsfütterung im Löwenpavillon des Zoos; nur ist es hier viel lauter, denn hier drängen sich etwa fünfundzwanzig Löwen um ein Stück Fleisch! Aus dem heiser grollenden Knurren der Mütter und der stärkeren Halbwüchsigen hört man immer wieder das dünne Geplapper der Kleinen heraus. Auch sie geraten in Rage und zausen einander mit einer solchen Überzeugung, ziehen einander so am Schwanz, dass es eine Freude ist, ihnen zuzusehen.

Aber jetzt teilen sie sich offensichtlich auf. Jede Mutter reißt eine stattliche Keule oder eine Seite aus dem Aas und zieht sie für ihre eigene Nachkommenschaft beiseite. Die drei verschiedenen Gelege setzen das Schmatzen nun getrennt voneinander, gemessen am

bisherigen Verlauf recht ordentlich und in Frieden, fort. Viel bekommt so freilich keiner ab, denn für fünfundzwanzig Löwen ist eine Antilope so viel wie für fünfundzwanzig Menschen ein Huhn. Das heißt, es reicht nicht. Die drei Mütter fressen auch jetzt noch nicht. Sie wachen über die Ungestörtheit des Appetits ihrer Welpen. Dabei müssen sie hungrig sein, aber sie halten es für besser, dass ihr Magen knurrt, als dass das Gejammer hungriger Welpen ihre Mittagsruhe verdirbt. Denn nachts, wenn die Kleinen bereits tief in der Felsenhöhle eingeschlafen sind, müssen sie ja erneut auf Jagd gehen, damit, wenn die Kinder aufwachen, das Frühstück am Höhleneingang bereitliegt...

Sechs gleichgroße, fast ausgewachsene Halbwüchsige treffen ein. Es könnten Geschwister sein. Sie machen sich über den herrenlos gebliebenen Antilopenkopf her. Fleisch ist daran kaum zu finden, aber sie kauen dennoch, es knackt nur so zwischen ihren Zähnen, der Schädel. Auch beim Fressen knurren diese sechs Geschwister ständig, und obwohl ihre Köpfe eng aneinandergepresst sind, kann die Ernährung nicht als „brüderlich" bezeichnet werden; sobald einer von ihnen mehr als nötig am gemeinsamen Brocken reißt, bekommt er von seinem Nachbarn auf der Stelle eine Ohrfeige, und schon zerreißt ein neuer Wutanfall die soeben geknüpften Bande des Familienzusammenhalts. Fast alle sind schon da, nur der alte Herr fehlt noch und die zwei Weibchen, die bei ihm geblieben sind. Diese machten sich zwar eine Zeit lang auf den Weg, legten sich aber zwischendurch wieder hin. Es scheint, sie sind gar nicht hungrig. Sie gähnen so sehr, dass man meint, ihr Kiefer würde ausrenken. Diese drei mochten sich in der Nacht sattgefressen haben. Oder warten sie vielleicht nur darauf, dass die Jugend fertig wird? Dann werden sie allerdings enttäuscht sein, denn die anderen knabbern bereits an nackten Knochen. Ich habe kaum fotografiert, ich warte auf den Mähnenlöwen, und den Film zu wechseln wage ich nicht, falls sie es bemerken könnten.

Endlich! Der Alte steht auf. Jeder Muskel spannt sich an, er macht einen gewaltigen Buckel; dann trottet er unwillig, schläfrig, das mürrische Gesicht und den zotteligen Kopf tief tragend, auf das Aas zu. Seine zwei Weibchen kommen nicht mit ihm, sie blieben zurück, sie schätzen die Ruhe höher ein als das Knochenfressen. Der Alte trifft ein. Ein prächtiges Tier. Seine gelbgraue, dichte, struppige Mähne hängt in unordentlichen Fetzen herab. Aus seinem grollenden, halbgeöffneten Maul blitzen die langen Eckzähne weiß hervor. Er umkreist die schmatzende Gruppe. Wenn er vor dem zornigen Zähnefletschen der Mütter, die um das Mittagessen ihrer Welpen fürchten, zur Seite tritt, spiegelt sein halbgeschlossenes bernsteinfarbenes Auge Gutmütigkeit und überlegene Gleichgültigkeit wider. Eine durchwachte Nacht, gestörte Mittagsruhe – zudem lasten die Sorgen eines Familienvaters mit sechs Frauen und zwanzig Kindern auf seinem struppigen Haupt. Jener unendliche Kummer, mit dem er seine Familie mustert, jenes entsetzliche, nicht enden wollende, uns alle zu verschlingen drohende Gähnen, mit dem er dem ihn anbleckenden Weibchen antwortet, und schließlich jene wehmütige Seufzer, mit dem er sich mitten in den Familienkreis setzt – das kann man nicht missverstehen: „Musste ich mir das antun?"

Hätte er es doch nur gewusst, der arme Kerl... Aber jetzt zeigt er erst recht, wer der Herr im Hause ist. Er steht auf, lässt seinen Schwanz wie eine Schlange winden, lässt unter seinen Lefzen die fingerlangen Eckzähne hervorblitzen, sträubt sein zotteliges Haarkleid und – alle Scham, väterliche Liebe und eheliche Zärtlichkeit beiseite lassend – steht er mit einem schrecklichen Rülpser unter den Welpen und lässt sie wegspritzen wie ein Storch die Heuschrecken. Dann packt er das Rückgrat der Antilope, schüttelt das klappernde Skelett kräftig durch und wirft es mit unendlichem Ekel wieder hin. Die anderen stehen im Kreis und sehen den Papa mit stummem Staunen an; sie sind so überrascht, dass sie kein Wort herausbringen.

Ein etwa zwei Meter langes weißes Darmstück liegt auf der Erde, der Rest der beiseite geworfenen Eingeweide der Antilope. Der Löwe packt das Ende, will es samt dem daran hängenden Magen wegziehen, als sich unerwartet acht oder neun Winzlinge auf das am Ende des Darms wogende Magenstück stürzen. Der Alte weicht rückwärts aus, zieht sein Ende, die Welpen hängen wie eine Weintraube am anderen... Keine Seite gibt nach, ein regelrechter Seilzug beginnt. Als wüssten sie, dass ich sie fotografiere, veranstalten sie eine so seltene Vorstellung. Ich lasse meinen Apparat ein ums andere Mal klicken... Mindestens drei Minuten dauert das Tauziehen.

Die Löwinnen erwachen erst jetzt aus ihrer Überraschung über den ungewöhnlichen Mut des Papas. Erst jetzt kommen sie zur Besinnung. Eine von ihnen, eine gräuliche Harpyie mit abgewetztem Fell – vermutlich die Schwiegermutter –, springt zu dem Seil ziehenden Männchen und fährt ihn so gewaltig an, dass dem armen Papa der mühsam aufgebrachte kleine Mut in die Hose rutscht. Ohne Widerstand lässt er das Ende des Seils los. „Ist ja gut", sagt er auf Löwisch, „ich gehe ja schon. Man muss ja nicht gleich schreien!" – Er schämt sich fast. Wie bescheiden er auf einmal geworden ist, wie klein! Dabei ist er ein Tier von so gewaltiger Kraft, er könnte zehn großmäulige Ehefrauen in die Schranken weisen – wenn er sich trauen würde. Aber er hat so etwas bereits aufgegeben. Er kehrt dem zankenden Weibervolk den Rücken, trottet beiseite unter irgendeinen Busch und legt sein zotteliges Haupt zum Schlummer nieder. Kein einziges Wort hat der gottgegebene Kerl mehr.

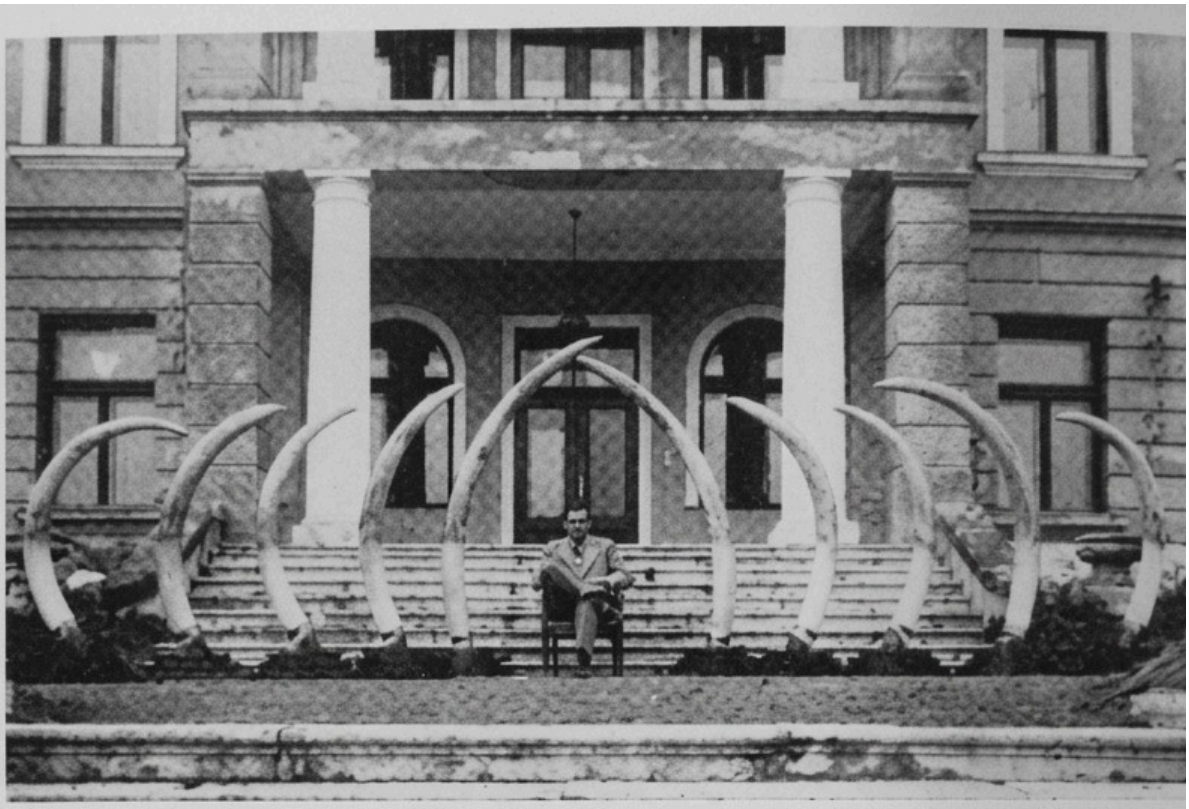
Siehe da, selbst als König der Tiere kann man als Löwe mit sechs Ehefrauen nicht gerade mit einem leichten Leben prahlen! Schon schläft er, der Alte. Nur dann hat er seine Ruhe. Er träumt von seinen Junggesellentagen...

HASENJAGENDER UND BAUMKLETTERNDER LÖWE

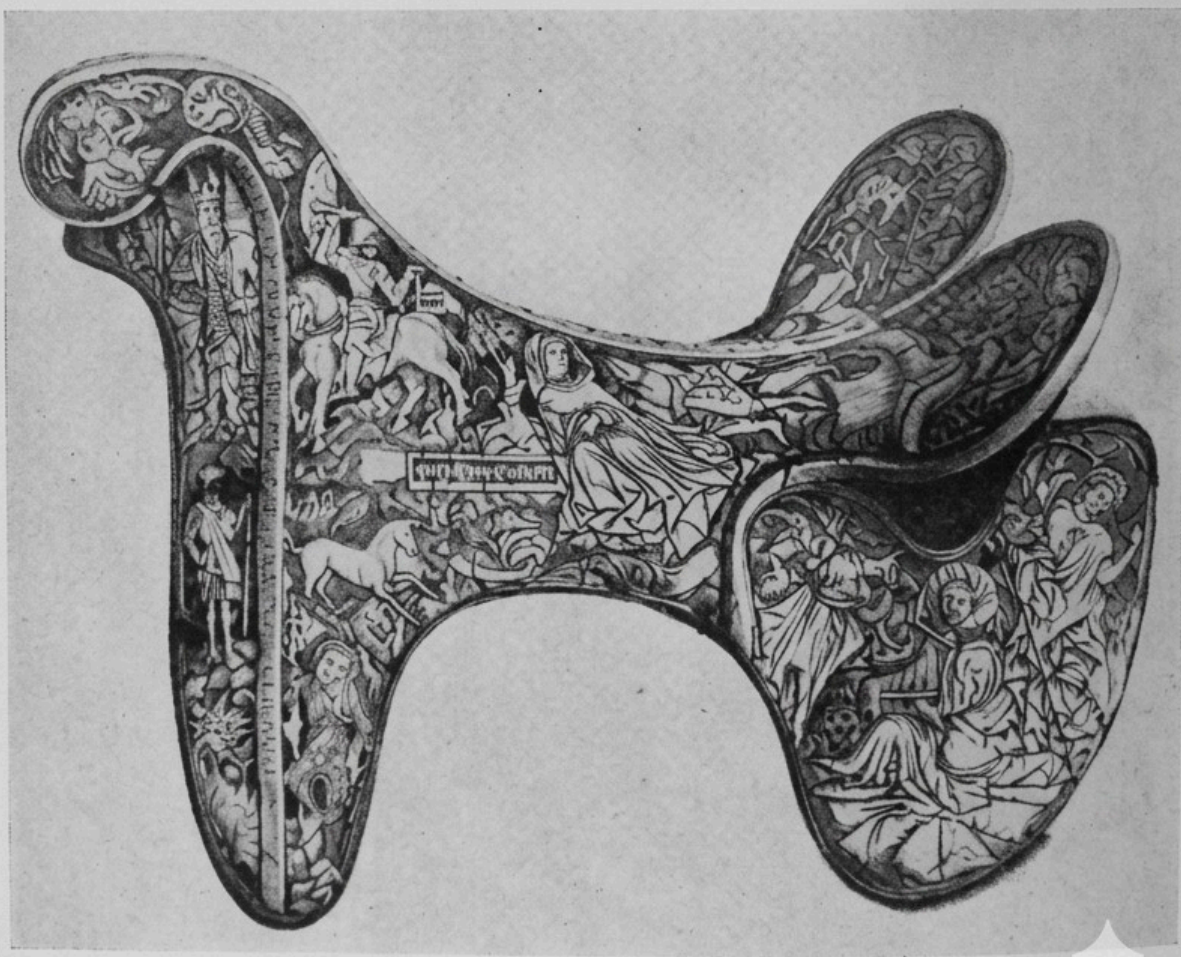
Ich beobachtete drei Löwinnen, wie sie scheinbar ziellos über eine völlig offene, flache Graslandschaft trotteten. Im Sichtfeld meines Fernrohrs konnte ich jede ihrer Bewegungen genau erkennen. Ich hielt mich in beträchtlicher Entfernung auf und überlegte, wie ich sie vor meine Linse bekommen könnte, als direkt vor der Nase einer von ihnen ein Hase aus seinem Lager aufsprang. Die Löwin hatte, obwohl sie scheinbar unaufmerksam und schläfrig dahinmampfte, ihre Sinne doch beisammen. Blitzschnell schlug sie mit ihrer rechten Pranke vor – wie ein Fechter beim „Ausfall" – und erwischte den fast schon im Flug befindlichen Hasen, der wie ein erbärmliches kleines Stoffbündel leblos weiterkullerte. Erschreckend war die Sicherheit dieser aufblitzenden Reflexbewegung, ihre schwindelerregende Schnelligkeit: Im Augenblick streckte sich die Löwin, als hätten Stahlfedern sie auseinandergeworfen. Dann packte sie den Hasen, ein ebenmäßiges Abbild der hausbackenen Katze beim Mäusefangen.

Sobald sie bemerkte, dass ihre Gefährtinnen näher kamen, ergriff sie die Flucht. Die anderen zwei setzten ihr nach, sie jagten sich, tollten herum, veranstalteten ein regelrechtes „Fangspiel". Doch das Band, also der Hase, blieb die ganze Zeit im Maul des rechtmäßigen Besitzers. Die anderen beiden gaben das Spiel auf; der Hasenbraten, der kaum für einen halben Zahn reichte, war das weitere Herumspringen nicht wert. Sie setzten ihren Spaziergang fort und ließen ihre hasenjagende Gefährtin zurück. Diese beeilte sich keineswegs mit dem Verzehr ihrer Beute. Sie mochte befürchtet haben, dass ihre Freunde sie erneut stören könnten. Sie blieb an einer Stelle stehen, den Hasen im Maul, und wartete, bis die anderen in sichere Entfernung getrottet waren. Mit ein, zwei Bissen war der Langohr erledigt, und sie trabte ihren Kollegen hinterher. Ich hätte gar nicht geglaubt, dass der Löwe auch so kleine Tiere fängt. Man sagt, er fange Mäuse, ja sogar Frösche. Beim Fischen habe ich ihn selbst vor drei Jahren gesehen, in einer Pfütze im ausgetrockneten Bett des Mara-Flusses.

Da diese drei Schwestern – sicher waren sie das – mich nicht bemerkten, pirschte ich ihnen nach. Ich bereute es nicht, denn bald führten sie mich zu einer zwölfköpfigen Löwenversammlung. Im Schatten einiger seltener Bäume kühlte sich die Gesellschaft ab, an einem so glücklichen Ort, dass ich mich im Schutz eines geeigneten großen Gebüsches auf Fotodistanz nähern konnte. Auf fünfzehn war ihre Zahl nun angewachsen, denn auch die drei Jungspieler hatten sich zu ihnen gelegt. Sie mochten alle jung sein, Halbwüchsige, die sich von ihrer Mutter getrennt hatten; ein mähniges Tier sah ich nicht unter ihnen. Von den meisten war nur der Kopf oder gar nur die Ohrenspitzen im Gras zu sehen; es gab eine, die auf dem Rücken lag, alle vier Beine in die Luft gestreckt, und so schlief.



32. Díszszemle



33. Faragott nyereg

Ich schickte mich gerade zum Fotografieren an, als ich das sechzehnte Mitglied des Picknicks entdeckte. Es hatte sich einen ungewöhnlichen Ruheplatz gewählt. Oben, in der Astgabel einer etwa vier Meter hohen Akazie, lag es auf dem Bauch und schlief den gerechten Schlaf. Den Schwanz und die Hinterbeine ließ es so herabhängen, als wäre gar kein Leben in ihnen. Wie es dort hinaufgekommen war, am glatten, astlosen Baumstamm, ob kletternd oder mit einem einzigen Sprung, das hätte ich selbst gerne gewusst. Und zu welchem Zweck? Denn unten im weichen Gras lässt es sich sicherlich bequemer liegen. Aber es schätzte die Aussicht offensichtlich höher ein. Nach dem Fotografieren gelang es mir, mich unbemerkt zurückzuziehen; ich störte die Siesta der Gesellschaft nicht, um meine kostbare Beute, den baumkletternden Löwen, so schnell wie möglich in einer luftdichten Blechdose einzuschließen.

DER LÖWE ALS JAGDGEFÄHRTE

Letzter Tag. Seit dem Morgen sind wir unterwegs, wir versuchen aus der Serengeti-Ebene herauszukommen. An einem bekannten Aussichtshügel vorbeifahrend, nutze ich die Gelegenheit, um von seinem Gipfel aus noch einmal über diese märchenhafte Landschaft zu blicken. In der Nacht waren die Löwen sehr laut, vielleicht bekomme ich zum Abschied noch einen zu Gesicht. Ich werde nicht enttäuscht. Weit entfernt, mindestens fünfhundert Schritte, draußen im Meer der grenzenlosen Ebene, wo sich nicht einmal die kläglichste Deckung bietet, liegt ein gewaltiger, dunkelmähniger Löwenmann, ganz allein. Den können wir doch nicht unphotographiert hier lassen! Einverstanden, aber zuerst muss man sich ihm erst einmal nähern. Nur ist das Gelände so flach wie ein Billardtisch, kein Busch, kein Graben, nicht einmal die kleinste Bodensenke ist in der Nähe des Löwen. Wir haben auch keinen Köder auf dem Wagen, er würde gar nicht darauf passen; wir haben aufgepackt wie bei einem Möbeltransport-Umzug.

Frisch gewagt ist halb gewonnen! Wir rennen zum Wagen, werfen die mit großer Mühe aufgebaute, mit unzähligen Seilen befestigte Ladung ab. Dann benutzen wir den Aussichtshügel als Deckung und zugleich als Schallschutz und pirschen uns in entgegengesetzter Richtung mit dem leeren Wagen heran. Wir schauen uns nach einem Köder um. Wir hoffen, dass es uns mit einer „Fütterung“ gelingt, den Löwen an einen vorteilhafteren Ort zu locken. Aber so schnell zeigt sich keinerlei Wild. Oft ist das so, aber wenn man es nicht braucht, stehen sie zu Hunderten überall herum. Nach langer Zeit tauchen drei Zebras auf. Auch diese umkreisen wir vergeblich, sie wollen partout nicht in Schussweite kommen, sie springen immer ab. Schließlich riskiere ich trotz der sehr unsicheren Entfernung den Schuss, mit dem vorhersehbaren Ergebnis, dass ich das Zebra schlecht treffe und ihm das Vorderbein zerschieße. Natürlich rennen alle drei davon, das verletzte voran; es merkt gar nicht, dass ihm ein Bein fehlt. Sie rennen in die weite Welt hinaus, das heißt, sie wären in die weite Welt hinausgerannt, wenn sie nicht durch einen unerklärlichen Zufall die Richtung geändert hätten. Sie biegen ab und halten in einem großen Bogen auf den am Aussichtshügel sonnenden Löwen zu!

Sobald wir das bemerken, kehren auch wir um und fahren mit Vollgas zum Hügel. Am Fuß angekommen springen wir heraus, rennen auf den Gipfel – gerade noch rechtzeitig! Den Löwen sehen wir zwar nicht mehr, obwohl wir genau wissen, wo er liegt; offensichtlich hat er sich beim Anblick der herankommenden Zebras auf den Bauch gedrückt. Die Richtung der galoppierenden Zebras mag etwas seitlich, etwa zweihundert Schritte entfernt vom Löwen, liegen. Den aufgescheuchten Zebras scheint die Sonne ins Gesicht; nur darauf ist es zurückzuführen, dass sie den Löwen gar nicht bemerken. Ich keuche vom Laufen, mein Fernglas wird von dem hineinfließenden Schweiß getrübt – raus mit dem Taschentuch – wischen – zurück ans Auge – jetzt erreichen die Zebras die Richtung des Löwen – jetzt – nichts. Sie sind schon an ihm vorbei. Dabei muss er dort sein, wir haben ihn nicht weggehen sehen; er hätte sich auch nicht geduckt, wenn er

keinen Appetit auf Zebrafleisch hätte... Da ist er!... Schon stürzt er den Zebras hinterher! Mit schwindelerregender Geschwindigkeit, fast fliegend eilt er dahin, mit jedem Sprung nähert er sich den Zebras... Auch diese sind nicht faul, wie ein Rennpferd unter der Peitsche, so strecken sie sich, ihr Bauch fegt fast den Boden, so springen sie – sie laufen um ihr Leben!

Oweh, jetzt gerät das unglückliche dreibeinige Zebra in Not! In Augenblicken gerät es an die letzte Stelle; es würde gerne rennen, das Arme, aber drei Beine sind doch nicht genug... Der Löwe ist sich der Lage bereits bewusst. Wie das Verhängnis, wie das unerbittliche Schicksal, so fliegt er auf das unrettbare Zebra zu... Unwillkürlich reiße ich das Gewehr an mein Gesicht – aber es ist ja zwecklos –, fünf- bis sechshundert Schritte, und dies ist ohnehin kein Jagdgebiet... Bis ich das Fernglas wieder vor Augen habe, holt der Löwe sein Opfer fast schon ein, direkt hinter ihm rast die Jagd...

Jetzt! – Der Löwe erhebt sich ein wenig – lässt sich auf das Hinterteil des Zebras fallen – zusammen purzeln sie in einer Staubwolke... Und als sie verfliegt, liegt das Zebra reglos da. Nur sein Hinterbein zuckt noch ein-, zweimal. Der Löwe steht daneben... Mich ergreift dieser Anblick außerordentlich. Ich fühle mich verantwortlich. Ich habe das arme Zebra dem Löwen ausgeliefert. Hätte ich ihm nicht das Bein zerschossen, hätte sein Verfolger es niemals erreicht. Aber ich wollte es ja auch nur erlegen. Und schließlich ist nichts Besonderes geschehen. Ein hungriger Löwe hat sich lediglich ein Mittagessen gefangen!

Bewundernswert ist die Geschwindigkeit, mit der er das Zebra getötet hat. Eine Gewehrkugel verrichtet niemals eine so schnelle Arbeit. Während des Sprungs, das heißt während des Purzelbaums, hat er seinem Opfer den Halswirbel gebrochen. Das hätte wohl nicht einmal der alte Mihály Bali nachmachen können. Mein Fernglas war ständig vor meinen Augen, aber von Kampf oder Ringen war keine Spur zu sehen. Es war eine so blitzartige, so unrettbar sichere Arbeit, wie wenn wir eine Fliege mit der Fliegenklatsche genau treffen.

Der Löwe steht noch immer neben dem erschlagenen Zebra. Er hat es nicht eilig mit dem Essen. Ja, er trottet sogar einige Schritte davon, legt sich hin und mustert von dort aus seine Beute. Vielleicht ist er gar nicht hungrig, vielleicht hat er das Zebra nur getötet, weil er den Blutgeruch an ihm wahrgenommen hat. Aber jetzt steht er auf, schlendert zurück. Er packt sein Opfer an der Kehle, schüttelt es kräftig durch, überzeugt sich, ob es wirklich tot ist? Er lässt es los, legt sich daneben, fängt an zu fressen.

Während wir den nun mit gutem Appetit speisenden Löwen ausgiebig begaffen, flüstert Tumbó, der Waffenträger: „Da kommt der andere!“ Und tatsächlich; aus der vor Hitze zitternden Ferne der unendlichen Ebene taucht der Umriss eines weiteren Löwen auf. Wir richten unser Fernrohr aus: Es ist ebenfalls ein einsamer, mähniger Jungsiedler, der im Trott auf seinen am Zebra kauenden Kollegen zuhält. Er mochte wohl Wind von dem Fang bekommen haben und bekam Appetit auf ein kostenloses Mittagessen. Wenn er jetzt satt werden könnte, hätte er für die Nacht seine Ruhe und müsste sich nicht mit Jagen abmühen.

Schon hoffen wir, dass uns ein weiterer seltener Anblick zuteilwird, dass der Bezwinger des Zebras mit dem ungebetenen Gast aneinandergerät... Aber weit gefehlt, er würdigt ihn keines Blickes. Auch der Neuankömmling legt sich zum Aas, friedlich beginnen sie zu schmausen. Sie scheinen kein Wort miteinander zu sprechen. Es mögen alte Kumpane sein. O, wenn ich jetzt nur mit meinem Apparat dort sein könnte! Zwei so prächtige Mähnenlöwen auf einem Bild, das wäre selten. Weglocken können wir sie jetzt nicht.

Mangels der geringsten Deckung ist auch an ein Heranpirschen nicht zu denken. Was sollen wir tun?

Wir setzen uns auf den Wagen, kommen mit ihm hinter dem Hügel hervor und fahren mit großem Getöse direkt auf die Löwen zu. Sie bemerken uns, das Essen wird unterbrochen. Wie Hunde setzen sie sich hin und beobachten uns. Dann, offensichtlich in dem Glauben, noch unsichtbar zu sein – kindliche Seelen –, drücken sie sich tief auf den Bauch, verschwinden förmlich. Sogar ihre zotteligen Köpfe drücken sie so tief in das kaum eine Spanne hohe Unkraut, dass nur zwei kleine Maulwurfshügel zu sehen sind... Aber als sie sehen, dass wir direkt auf sie halten, springen sie auf – wir mögen damals zweihundert Schritte entfernt gewesen sein –, lassen von ihrem Mittagessen ab und ergreifen die Flucht.

Wir fahren zum Zebra – sie hatten gerade erst angefangen, die Hinterkeule anzufressen –, werfen eine Schlinge um seinen Hals und knoten das Seil am Wagen fest. Den Rest erledigen wir nach dem alten, bewährten Rezept. Wir ziehen das Zebra neben ein geeignetes Versteck, direkt an den Fuß des Aussichtshügels, während wir uns hinter einem Felsblock auf die Lauer legen. Den Wagen lassen wir verschwinden. Nach einer Stunde Warten sind die zwei Löwen vor uns. Sie haben ihre beschlagnahmte Beute gesucht und gefunden. Sie setzen das unterbrochene Mahl fort, das jenes unverschämt auf sie zurollende Ungetüm unterbrochen hatte. Doch darüber, wie dieses leblose, halb gefressene Zebra so weit wegfliehen konnte, zerbrechen sie sich offensichtlich nicht den Kopf.

Was für ein Anblick! Eine Fotogelegenheit fürs Leben! Ich bin bereit, mein Finger liegt am Auslöser, aber die Löwen verdecken einander ständig; ich möchte kein schlechtes Bild machen, andererseits fürchte ich, sie könnten das Klicken hören, so nah sind sie. Einer von ihnen reißt ein ordentliches Fleischstück heraus, bringt es noch näher, der andere kommt ihm hinterher. Diese beiden lieben sich offensichtlich, sie teilen jeden Bissen... Jetzt stehen sie gut – nur sind ihre Köpfe unten –, ich pfeife ihnen kurz zu – sie schauen hoch – klick! Aber sie haben das Klicken gehört, misstrauisch lauschen sie in unsere Richtung, ich wage kaum zu atmen... Nach einigen endlosen, an einem seidenen Faden hängenden Minuten beruhigen sie sich. Ihr Interesse kehrt zum Fleisch zurück. Ich versuche schnell den Film zu wechseln. Meine Augen sind bei den Löwen, in meiner Eile verfehle ich das Herausziehen der Zunge des Filmpakets, mein Apparat verklemmt sich. Ich reiße, ich ziehe, er rührt sich nicht. Ich zwinge mich zur Ruhe, versuche ihn langsam und vorsichtig in Ordnung zu bringen. Er rührt sich nicht. Zehn Schritte von zwei großen Mähnenlöwen entfernt; auf dem Bauch liegend kann man keinen Fotoapparat reparieren. Tumbó versteht ohnehin nicht viel davon. Meine anderen beiden Kameras sind eingepackt. Die zur Hand befindliche ist unbrauchbar. Und zwei große männliche Löwen schmatzener hat keine Ahnung, dass dort hinter dem Felsen ein vor Wut Haare raufender Fotograf auf dem Bauch liegt. Das erste Bild jedoch musste gelingen! Ein schwacher Trost, aber der einzige. Die beiden Löwen setzen arglos ihr Schmausen fort, sie fressen sich regelrecht krank. Sie knacken die Zebraknochen so genüsslich, dass mir selbst das Wasser im Munde zusammenläuft. Dabei schnaufen sie laut, pusten, schnurren mit tiefen Bauchstimmen und zausen spielerisch ihre zerzausten, blutverschmierten Mähnen. Wunderschön sind sie! Schießen darf ich nicht. Fotografieren kann ich nicht. Und gesehen habe ich genug – los geht's!

Nur können wir von hier aus nicht ungesehen verschwinden. Die Löwen aber machen keine Anstalten, sich so bald zu verziehen; im Gegenteil, voraussichtlich wollen sie sich hier zwischen den Steinen zum Mittagsschlaf niederlassen. Ich flüstere mit meinem Begleiter. Wir nehmen unsere Gewehre in Anschlag, und auf ein gegebenes Zeichen treten wir gleichzeitig hinter dem Felsen hervor, während wir aus voller Kehle die

überraschten Löwen anbrüllen. Sie springen auseinander, knurren wütend, peitschen mit den Schwänzen und fletschen die Zähne. Aber sie kommen nicht näher. Wir hingegen zielen auf sie und beschimpfen sie mit lauter Stimme.

Am Nachmittag, während wir auf unserem wieder beladenen Wagen holpernd den Abzug aus der Serengeti fortsetzen, besprechen wir unzählige Male die vertanen Gelegenheiten des heutigen Fotografierens. Dass es so und so hätte sein können, dass ich wohl vierzig gute Bilder hätte machen können, dass ich jedes einzelne Haar dieser beiden Löwen hätte zählen können – wenn dieser lumpige Apparat nicht geklemmt hätte. Seit Monaten hat er nicht geklemmt. Aber wenn er einmal klemmt, dann ausschließlich in einem Fall wie diesem, der sich nie wiederholen wird. Glücklicherweise hatte ich schon letzte Woche Gelegenheit, zwei mähnige Löwen auf ein Bild zu bekommen, nur waren sie viel weiter entfernt als diese hier.

Oder vielleicht ist es sogar besser, dass mein Apparat klemmte. Man hätte mir zu Hause ohnehin nicht geglaubt, dass dies Wildnis-Löwen sind. Es ist, als hörte ich schon: „Die hier? Mich führst du nicht an! Ich kenne beide genau aus dem Zirkus Beketow!“ Unter den in der Stadt gezeigten „Wildnis-Löwenbildern“ habe ich wahrlich selbst schon Fälschungen gesehen. Irgendein indischer Händler in Nairobi hält sich drei zahme Löwen. Ein Männchen und zwei Weibchen. Haustiere des Inders, er wohnt mit ihnen in einem Haus. Ich habe diese drei Schoßlöwen nie gesehen, ihre Stimmen jedoch umso öfter gehört. Nairobi ist ein ruhiger kleiner Ort, nachts schläft jeder, es schallt weit, wenn ein Löwe sich vernehmen lässt. Man sagt, dass dieser brave Inder für zehn Schillinge seine Tiere aus dem Zwinger führt und sie nach dem Geschmack des „Sportfotografen“ in Pose stellt. Ich höre, dass auf Wunsch die Löwin ihre Vorderpfote auf die Schulter seiner Frau legt. Alle drei können auf Kommando brüllen, fletschen, gähnen oder sich im Staub wälzen. Ich höre auch, dass der Inder sehr gut an ihnen verdient. Nur schade, dass der arme Löwenmann einäugig ist. Man muss also sehr aufpassen, man darf immer nur die gesunde Seite fotografieren. Denn in Ostafrika sind die Leute so schlau: Wenn sie ein Löwenbild sehen, schauen sie sofort nach, ob er nicht einäugig ist. Die Bilder von den Löwen des Inders in Nairobi kennt schon jedes Baby. Hier ist kein Markt dafür. Aber bis sie nach Europa gelangen, wird ihr Wert dem der echten gleichgesetzt. Der Inder in Nairobi weiß das genau.

Heute Abend beim Abendessen fragte ich meinen Begleiter, was er glaubt, wie viele Löwen es wohl in dieser Serengeti-Ebene geben mag. „Es könnten fünftausend sein“, antwortete er, „oder vielleicht sogar zehntausend; na, so viele dann doch nicht, sagen wir sechstausend. Na, es könnten doch mehr sein, sagen wir sechstausendfünfhundert – aber was weiß ich denn überhaupt, lass mich in Frieden, zähl sie doch selbst, wenn es dich so sehr interessiert.“ Ich dankte für die Auskunft. „Es freut mich“, sagte ich, „denn danach weiß ich nun endlich ganz genau, wie viele Löwen durch die Serengeti ziehen. Mich quälte diese Ungewissheit.“

Nach dem Essen setzten wir uns hin und führten eine ernsthafte Wahrscheinlichkeitsrechnung durch. Das Gebiet der Serengeti umfasst mehr als drei Millionen Katastraljoch. In drei Wochen sahen wir einhundertvierundzwanzig Löwen, und in dieser Zeit mochten wir ein Gebiet von etwa einhunderttausend Joch durchstreift haben. Es ist zweifellos so, dass nicht die ganze Serengeti so löwenreich ist wie der von uns durchwanderte Teil. Der Zug der Löwen wird letztlich durch den Regen geregelt. In der Gegend, wo es ergiebig regnet, grünt das Gras. Wo das Gras grüner ist, ist die Weide besser, dort gibt es mehr Wild. Und wo viel Wild ist, gibt es auch mehr Löwen, denn dort finden sie am leichtesten ihr täglich Brot. Es gibt also auch in der Serengeti selbst bessere und schlechtere Löwengegenden, ja, sicher gibt es auch solche, wo sich überhaupt kein Löwe blicken lässt. Nichtsdestotrotz: Wenn wir auf einhunderttausend Joch

einhundertvierundzwanzig gesehen haben, dann kann ich auf drei Millionen Joch mit ruhigstem Gewissen mit eintausendfünfhundert Löwen rechnen. Sicherlich dürften es mehr sein. Aber nehmen wir an, es sind nur eintausendfünfhundert. Laut Wissenschaftlern verbrauchen sechs Löwen täglich im Schnitt ein Zebra (oder ein Tier ähnlicher Größe). Das heißt, eintausendfünfhundert Löwen benötigen täglich zweihundertfünfzig Zebras. Im Jahr macht das einundneunzigtausendzweihundertfünfzig Zebras. Das Jahresfutter der Serengeti-Löwen beträgt etwa einhunderttausend Zebras!

Und wie viele Zebras mag es wohl in der Serengeti geben, wenn jährlich einhunderttausend für die Küche der Löwen benötigt werden? Auch das fragte ich meinen Freund, aber darauf wollte er nicht mehr antworten. Er murmelte zwar etwas über die tropische Hitze, dass diese manchmal wunderbare Auswirkungen auf das menschliche Gehirn habe. Was das jedoch mit der Frage zu tun hat, verstehe ich wahrlich nicht. Alle jene, denen vielleicht die „aussterbenden" Löwen Afrikas schlaflose Nächte bereiten – sorgen Sie sich nicht! Schlafen Sie beruhigt. Es finden sich hier und da noch ein, zwei Löwen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel: Das Flobertgewehr

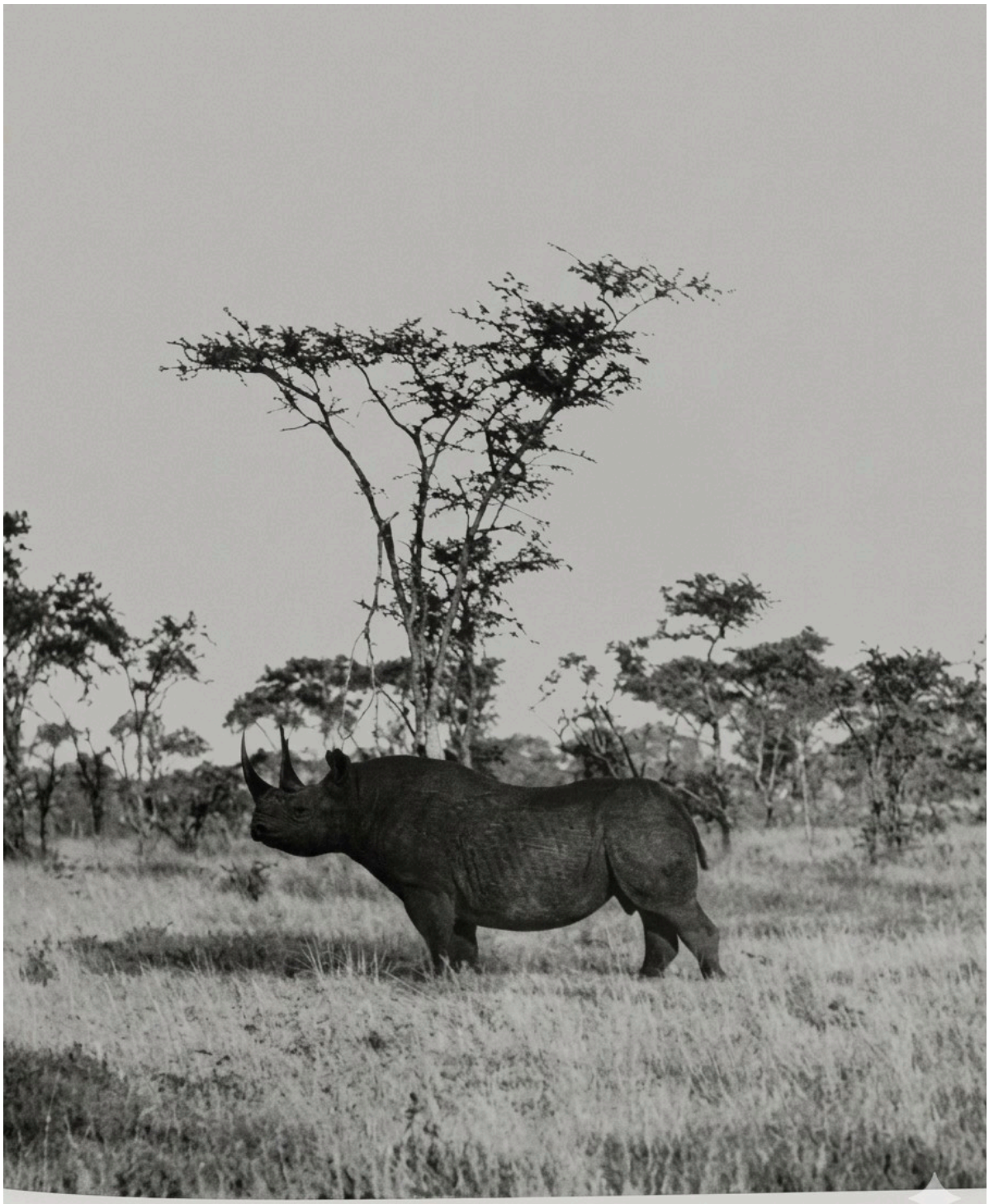
Masailand, Februar 1934

He, was für ein großes Wort war das einmal – vor einem Vierteljahrhundert! Wenn ich jetzt daran zurückdenke, erscheint es wie eine Art Stern, ein Brennpunkt, der selbst das Dunkel meiner Kindheit hell erleuchtet! Meine Spatzenjäger-Jahre in der Volksschulzeit standen wahrlich im Zeichen des Sternbilds des Flobertgewehrs. Es war die gemeinsame Quelle für Gutes wie Schlechtes gleichermaßen. Denn daraus entsprang nicht nur jedes Vergnügen, sondern auch jede Bitterkeit, von der kleinsten Strafe bis zur größten – von der Munitionskürzung bis zum längeren oder kürzeren Waffenentzug. Aber ich will jetzt nicht über jenes einstige, leise knallende Kindergewehr schreiben, sondern über mein hiesiges afrikanisches „Flobert", das man heute „Walther-Karabiner" nennt.

Ich nenne es dennoch Flobert, obwohl es eigentlich keines ist, denn es ist eine stärkere, weiter tragende, ernsthaftere Waffe als jene. In dessen Patrone ist sogar Schießpulver, während aus dem Lauf des alten Floberts nur der Blitz des Zündhütchens die winzige Kugel heraustrieb. Aber ihr Kaliber – ich sage lieber Kaliber statt „Bohrungsgröße" – ist dasselbe: 5,6 Millimeter. Deshalb ehre ich das Walther, aus Pietät gegenüber meinem einstigen Kindergewehr, als Flobert. International – .22 Long Rifle – ist es auch den heimischen Jägern wohlbekannt. Über die überraschenden Leistungen dieser kleinen Spielzeugwaffe werde ich nun berichten. Denn in ihrer Art kann sie mehr, produziert sie relativ Erstaunlicheres als das größte Elefantengewehr.

Ich hätte selbst nicht geglaubt, wozu dieses anspruchslose Gerät – dessen häusliche Aufgabe das Erlegen einer Krähe, Elster, streunenden Katze oder höchstens eines auf die abendliche Weide hoppelnden „Küchenhasen" ist – fähig ist, wenn sich die entsprechende Gelegenheit bietet. Um nicht mehr zu sagen – ich habe sogar ein Zebra damit geschossen, und zwar nicht nur eines! Bekanntlich ist das afrikanische Tigerpferd drei bis vier Zentner schwer, wesentlich schwerer als unser heimischer Hirsch, ein zähes, hartes Tier. Niemand würde denken, dass eine einzige Walther-, also Flobert-Kugel mit ihm fertig wird. Das bedeutet natürlich bei weitem nicht, dass ich für die Zebrajagd ein Flobertgewehr empfehle. Aber im Notfall, mit entsprechender Vorsicht und Sachkenntnis, kann man damit selbst ein zebra-großes Tier getrost zur Strecke bringen.

Der größte Vorteil ist jedoch, dass es nicht lärmt. Es ist ein leises, taktvolles kleines Gewehr, es erregt kein unnötiges Aufsehen. Und die dazugehörige Munition ist billig und überall erhältlich. Meine Lagerküche versorge ich seit Jahren damit. Nicht nur das tägliche Perlhuhn, Frankoline oder Enten, sondern auch verschiedene Arten von Gazellen – vor allem die fleischlich exzellente „Thomson" – erledige ich mit dem Flobert. Seinen diskreten Knall bemerkt ein vielleicht in der Nähe befindlicher Elefant, Büffel oder Löwe nicht, er flieht nicht davor, wie er es vor dem Dröhnen eines ernsthaften Gewehrs zu tun pflegt. Leichtfertig darf man damit natürlich nicht umgehen, besonders wenn es darum geht, eine kleinere oder größere Gazelle oder gar ein Zebra zu erlegen. Und obwohl es bis auf hundert, einhundertfünfzig Meter zuverlässig trägt, versuche ich dennoch, so nah wie möglich an das Wild heranzukommen: Ich warte geduldig, bis es seine Seite freigibt, damit ich die kleine Kugel genau in jene handtellergroße Stelle platzieren kann, hinter der ich das Herz vermute. In hügeligem, buschigem oder aus anderen Gründen unübersichtlichem Gelände experimentiere ich nicht damit. Das winzige Projektil verursacht eine äußerst geringe Blutung, das Nachsuchen ist sozusagen unmöglich. Es ist also wichtig, dass wir das angeschossene Wild nach dem Schuss im Auge behalten können und im Bedarfsfall zu unserer ernsthafteren Waffe greifend sein Entkommen verhindern können. Eine weitreichendere Sicherungswaffe muss also unbedingt hinter uns sein, in Murrays Hand.



„MÉG KŐVEL IS MEGDOBÁLJUK…” (396.)

Mit meinem ersten Flobert-Zebra erging es mir so: Ich wollte einen mähnigen Löwen in die Falle locken und benötigte dringend Zebrafleisch. Da sein Gebrüll und sein nächtliches Konzert die Nähe seines Standorts zweifellos machten, wollte ich nicht mit einem lauten Gewehr stören. Also nahm ich das Flobert zur Hand. Im Schutz eines trockenen Bachbettes schlich ich mich auf etwa dreißig bis vierzig Schritte an die auf der freien Wiese stehenden Zebras heran, und sobald der ausgewählte Hengst breit stand, schoss ich ihm genau ins Herz. Er zeichnete den Schuss kaum. Die Gruppe preschte los, aber das schwache Knacken verscheuchte sie nicht in alle Welt. Sie liefen nur zwei- bis dreihundert Schritte, beruhigten sich dort und begannen sogar wieder zu grasen. Sofort wechselte ich das Gewehr, ohne den Angeschossenen auch nur einen Augenblick aus den Augen zu verlieren. Zu meiner Überraschung begann auch dieser zu grasen und nahm vom Herzschuss keine Notiz. Ich war gerade dabei, ihn mit meinem größeren Gewehr zu

erledigen, als er zu torkeln und dann zu schwanken begann, seine Beine einknickten und er hinstürzte. Als ich dort ankam, war kein Leben mehr in ihm. Lange suchten wir an seiner Seite nach dem winzigen Loch, wir konnten es kaum finden. Nicht nur ins Herz, auch auf den Gehörgang geschossene Flobert-Schüsse töten Zebras oder größere Antilopen blitzartig. Es ist ratsam, sich in solchen Fällen noch näher heranzupirschen und mit besonderer Gewissenhaftigkeit zu zielen, denn die zu treffende Stelle ist noch viel kleiner als das Herz. Ein solcher Flobert-Schuss jedoch – und das kann ich nicht genug betonen – ist nur im Notfall gestattet. Und auch dann nur demjenigen, der seiner Sache völlig sicher ist. Denn wer mit einer Flobert-Kugel das Wild nur quält, anstatt es schnell und schmerzlos zur Strecke zu bringen, der straft nicht nur mich Lügen, sondern verdient jeden Superlativ des Schimpfworts „Pfuscher".

Auch zu Hause benutze ich das Walther, um ein im Wundbett liegendes Alttier oder einen schwachen Hirsch während der Selektion zu erlösen. Natürlich auch dort nur ausnahmsweise, im Falle von schwer verletztem Wild, das nicht mehr auf die Läufe kommt. Die aus acht bis zehn Schritten sorgfältig auf den Gehörgang geschossene Walther-Kugel verrichtet ihre Arbeit genauso schnell und sicher wie jedes größere Projektil. Zudem viel leiser und wesentlich billiger.

Die sechs bis sieben Arten der hiesigen Trappen sowie die schwer anzupirschenden und daher weite Schüsse erfordernden Wildgänse gehören ebenfalls in den Aufgabenbereich meines Floberts. Letzthin schoss ich einen schönen „Ägyptischen" Ganter aus beglaubigten zweihundertsiebzig Schritten. Auf diesen Schuss war das kleine Walther übrigens äußerst stolz, man konnte an diesem Tag kaum mit ihm reden. Sogar mein Zielfernrohr-„Kilometergewehr" tat es ab. Es prahlt immer mehr, besonders seit es ihm gelang, eine ernsthafte Raubkatze zu erbeuten – einen regelrechten Geparden! Nicht etwa ein Gepardenjunges, sondern ein vierzig bis fünfundvierzig Kilo schweres, ausgewachsenes Exemplar. Auch diesen schoss es genau ins Herz, aus etwa fünfzig Schritten. Der Gepard machte einen Satz, stürmte los, aber nach kurzem Lauf überschlug er sich so gründlich, wie man es sich nur wünschen kann.

Der Gepard (Acinonyx jubatus) wird auch „Jagdleopard" genannt. Zu diesem ehrenvollen Namen verhalf ihm einerseits sein windhundähnlicher Körperbau und sein gefleckte Fell, andererseits der Umstand, dass er gezähmt und zur Jagd abgerichtet werden kann. Vor allem in Indien, aber auch hier in Afrika sieht man oft einen gezähmten „Chita" – so nennen die Eingeborenen den Geparden. Auch in den Straßen von Nairobi ist es kein seltener Anblick, einen Siedler zu sehen, der seinen zahmen Chita an der Leine spazieren führt. Da er ein Raubtier von unübertroffener Schnelligkeit ist, lehren ihn die Siedler das Hetzen, sie „windhundeln" mit ihm und lassen ihn Gazellen fangen. Vor fünf Jahren brachten mein damaliger Jagdbegleiter István Károlyi und ich ebenfalls einige zahme Geparden für den Budapester Zoo mit. Meines Wissens fühlen sie sich dort heute noch wohl.

Der Gepard hat, obwohl er als Jagdleopard geehrt wird, herzlich wenig mit dem „Chui" zu tun, dem gefleckten Dschungelmörder. Denn der Leopard oder Panther – sein einheimischer Name ist „Chui" – ist eine äußerst gefährliche Raubkatze, während der Gepard ein völlig ungefährliches Raubtier ist, das niemals einen Menschen angreift; zudem ist er nicht einmal eine richtige Katze. Sein Gebiss und vor allem seine hundeartigen Krallen unterscheiden sich völlig von Katzenkrallen. Der Chita ist ein Zwitterwesen: ein katzenartiger Hund. Dieser biologische Unterschied war auch meinem Walther-Gewehr bewusst, als es sein Kügelchen in seine Seite schickte. Denn wenn sich damals anstelle des Geparden etwa ein Panther gezeigt hätte, wäre die kleine Kugel im Lauf geblieben. Beim Anblick eines Panthers wendet sich mein Walther nämlich desinteressiert ab, tritt von der Bühne ab und überlässt das Feld einem ernsthafteren

Gewehr. In solchen Momenten erinnert es mich verblüffend an Adolf, den berühmten Drahthaar-Foxterrier meines Freundes. Adolf ist nicht nur eine in ganz Nairobi bekannte Persönlichkeit, sondern der Champion im Katzenfangen von ganz Ostafrika. Dass die Stadt Nairobi fast katzenfrei ist, ist ausschließlich Adolf zu verdanken. Er übt sein Handwerk mit solcher Leidenschaft aus, dass er einer Katze sogar auf den Baum nachklettert. Und diejenige, die er beim Nacken packt, schüttelt er nur, und schon legt er sie tot nieder. Ausgenommen jene zwei oder drei kraftvollen Kater mit scharfen Krallen, von denen er aus Erfahrung weiß, dass sie keine Gegner für ihn sind. Diese weigert er sich überhaupt wahrzunehmen. Mein Freund hetzt ihn in solchen Momenten vergebens, feuert ihn umsonst an. Adolf ist völlig unfähig, den Kater zu sehen, selbst wenn dieser ihn aus einem halben Meter Entfernung anfaucht und einen Buckel macht. Adolf sucht gründlich, wo der Feind wohl sein mag? Sein Blick ist jedoch direkt neben den Kater gerichtet, und dann wendet er sich vorwurfsvoll seinem Herrn zu, als wollte er fragen: Warum hältst du mich eigentlich zum Narren? Ich schaue mir fast die Augen aus dem Kopf, aber eine Katze kann ich beim besten Willen nicht entdecken! Nun, genau so hätte es auch mein Walther getan, wenn aus jenem Geparden plötzlich ein Panther geworden wäre. Er hätte ihn glatt ignoriert.

Alles dies, was ich im Zusammenhang mit meinem Walther-Karabiner bisher erzählt habe – Zebra, Alttier, Trappe, Wildgans, Gepard, Adolf – habe ich nur dem Karakal zuliebe gesagt. Den Karakal wollte ich nämlich um jeden Preis verewigen. Wenn ich jedoch nur über ihn schreibe, wäre das Flobert-Kapitel sehr mager ausgefallen, und sein eigentlicher Höhepunkt – der literarische Klimax – käme nicht gebührend zur Geltung. Ich musste also alle Heldentaten meines Kindergewehrs der Reihe nach aufzählen, damit die heutige, alles übertreffende Leistung – der Karakal – umso glänzender erstrahlen kann!

Sicherlich weiß keiner meiner Leser, was ein Karakal ist. Gestern Abend wusste ich es auch noch nicht. Aber heute kann ich verraten, dass er nicht jenes gemeingefährliche Ungeheuer ist, dessen Erlegung man nach dem Erzählten von meinem Flobert wohl hätte erwarten können. Er ist überhaupt kein gefährliches Tier – aber selten. Und zwar so selten, dass im Vergleich zu ihm alle weißen Raben der Welt wie gewöhnliche Krähen erscheinen. Vielleicht sogar seltener als der berühmte Bongo! Seit meiner Kindheit sammle ich die Jagdliteratur Afrikas in ungarischer, deutscher, englischer und französischer Sprache. Ich habe schon etwa tausend Bände, und ob Sie es glauben oder nicht, ich habe sie alle gelesen. Das macht jedoch noch nicht einmal die Hälfte von all dem aus, was über die afrikanische Jagd in den erwähnten vier Sprachen geschrieben wurde. Es ist möglich, dass die mir unbekannten Werke den Karakal ausnahmslos beschreiben. Dass jedoch meine eigenen tausend Bände allesamt darüber schweigen, behaupte ich im vollen Bewusstsein meiner Verantwortung als Karakaljäger.

Mein am Abend am Lagerfeuer pfeifenrauchender Jagdbegleiter – der mich schon seit einer halben Stunde dazu drängt, aufzuhören und mit dem Abendessen zu beginnen, bevor alles voll Motten, Käfern und Mücken ist – hat durch sein zehnjähriges Berufsjägerdasein die Tierwelt Afrikas von Grund auf kennengelernt. Aber einen Karakal hat selbst er erst zweimal gesehen. Und einer der beiden ist derjenige, den ich am Morgen mit meinem Flobert geschossen habe. Seinen ungarischen Namen kenne ich nicht, wahrscheinlich gibt es gar keinen. Aber sein lokaler Eingeborenenname, „Karakal", klingt so ungarisch, dass wir ihn getrost akzeptieren können.

Und nun komme ich zum eigentlichen Anlass des Flobert-Kapitels, dem Bericht über die Erlegung des Karakals.

Nachts setzte der Regen ein. Nicht jener hier übliche, sintflutartige Wolkenbruch, sondern ein schön leise rieselndes, beruhigendes, sanft auf mein Zelt klopfendes Sprühen, wie

man es bei uns auf dem Lande erfreut sagt: Das ist mal ein feiner „Wachstumsregen“! Ich habe mich so sehr an das tägliche Aufstehen um Viertel vor sechs gewöhnt, dass ich trotz des einschläfernden Wetters pünktlich erwachte. Sofort fiel mir auf, dass sich in das leise Nieseln das unangenehme Kreischen der Perlhühner mischte. Dabei beginnt das Wildperlhuhn – von dem hier vier oder fünf Arten herumlaufen – erst bei Sonnenaufgang mit seinem Lärm. Zu dieser Zeit erwacht es noch nicht einmal; ohne Grund würde es jetzt sicherlich keinen Krach schlagen. Da man sie von den Bäumen rund um das Zelt hört, erinnern sie mich auch daran, dass für den heutigen Braten noch etwas fehlt. Dies wiederum veranlasst mich, das Walther unter meinem Bett hervorzuholen, es zu laden und nur so im Pyjama und in Hausschuhen, die Zelttür vorsichtig beiseiteschiebend, in die dämmrige Morgendämmerung hinauszublicken.

Ich entdecke auch sogleich die in der Nähe aufgebaumten Perlhühner. Mit lang gestrecktem Hals halten sie ihre kleinen Köpfe schräg und piepsen auf ihrem Schlafbaum, immer wieder lassen sie ihren Warnruf hören. Ich nehme sicher an, dass irgendein Raubtier um die Zelte schleicht; das zeigen sie an. Ich tippe auf eine Servalkatze. Dieser bunt gefleckte Hühnerdieb (Felis serval) besucht mein Lager des Öfteren, besonders seit drei Haushühner mit mir reisen, die für die weichen Eier zu meinem Frühstück zuständig sind. Aber es kommt vor, dass sie nicht einmal gemeinsam das tägliche Ei zusammenbekommen. Wie gesagt, ich fürchte um mein Geflügel wegen des Servals. Und auf der Lichtung vor dem Zelt, die sich aus dem Zwielicht schält, gelingt es mir tatsächlich, ihn zu erblicken. Nur sein Kopf dunkelt gelegentlich aus dem Unkraut hervor, während er in etwa zwanzig bis fünfundzwanzig Schritten Entfernung das Lager umkreist.

Obwohl ich das Korn kaum sehen kann, den Serval jedoch verscheuchen will, zögere ich nicht lange, sondern stelle mir seine im Gras verborgene Gestalt unter dem Kopf vor und schieße mehr oder weniger auf gut Glück auf ihn, hier vom Zelteingang aus. Auf den Schuss hin springt ein Tier, das die Größe eines Servals um ein Vielfaches übertrifft, aus dem Unkraut empor – und ist schon verschwunden. Was immer es war – dachte ich –, ich habe es gründlich erschreckt. Und da mein Schuss gleichzeitig auch die Perlhühner verscheucht hatte, kroch ich mit der Absicht zurück ins Bett, dem unbekannten Besucher nachzugehen, sobald es völlig hell geworden war.

Eine halbe Stunde später zog ich mich an, trat zum Zelt meines nebenan ruhenden Begleiters, der, da er ein festschlafenderer Mensch ist als ich, meinen frühmorgendlichen Flobert-Schuss gar nicht bemerkt hatte. Ich wartete nicht einmal, bis er fertig war; die Neugier trieb mich, also nahm ich mein größeres Gewehr und machte mich auf die Suche nach der Spur. Ich fand sie bald, und im nassen Gras konnte ich ihr relativ leicht folgen. Keinen einzigen Tropfen Schweiß fand ich. Aber nach kaum einhundertfünfzig Schritten Suche stieß ich auf das starr daliegende Gesuchte: eine stattliche, etwa dreißig bis fünfunddreißig Kilo schwere, rotbraune Katze mit kurzem Schwanz und Luchs-Ohren. Mitten auf der Schulter rötete sich die Spur der kleinen Kugel. Der Herzschuss schien zu beweisen, dass mein Walther schon lange wusste, was ein Karakal ist, obwohl ich es bis dahin nicht ahnte.

Ich nahm die unbekannte Beute auf die Schulter, brachte sie herein und trug sie in das Zelt meines Begleiters. Angesichts des regnerischen, zur Jagd ungeeigneten Wetters faulenzte er noch immer und war gerade damit beschäftigt, sein Gesicht einzuseifen. Erst jetzt erfuhr ich von ihm, was ich geschossen hatte. Beziehungsweise, was das Walther geschossen hatte. „Du kannst noch viele Jahre hierherkommen“, bemerkte mein Freund mit eingeseiftem Gesicht, „bis du noch einmal so ein blindes Glück hast. Du kannst die Leute an den Fingern einer Hand abzählen, die einen ostafrikanischen Karakal geschossen haben!“

Nach dem Abendessen holte ich einige meiner Fachbücher hervor. Beschämt stelle ich fest, wie ungerecht ich die Naturgeschichte verdächtigt habe, als ich den ungarischen Namen des Karakals in Zweifel zog. Man nennt ihn „Wüstenluchs". Sein wissenschaftlicher Name ist Lynx caracal. Wir wissen, dass der ungarische, richtiger gesagt der europäische Luchs (Lynx lynx), ebenfalls ein seltener Räuber ist. Noch seltener ist der ungarische Jäger, der sich mit der Erlegung eines heimischen Luchses rühmen kann. Vor den Lauf meines eigenen Gewehrs ist er nie gekommen, obwohl mein in Siebenbürgen auf Wölfe ausgelegtes Tellereisen zwei schöne Luchskater fing. Ihr geflecktes Fell ziert also nicht dank meines Gewehrs, sondern dank meiner Falle die Wand meines Heims. Aber wenn ich das nächste Mal auf Luchs gehe, nehme ich unbedingt das Walther mit. Denn Luchse kann offensichtlich nur es schießen!

Dreiundzwanzigstes Kapitel: LÖWEN

Mbalangeti River, Februar 1934

Wieder lagere ich in Tanganjika; in der Nähe der südöstlichen Ecke des Viktoria-Njansa durchstreife ich die Gegend zwischen den Flüssen Mbalangeti und Duma. Diesem Gebiet kommt in ganz Ostafrika nichts gleich, weil hier noch – zumindest bisher – paradiesische Zustände herrschen. Hier kann man Löwen und Büffel noch in unbegrenzter Zahl bejagen, hier teilt das Gesetz sie den Jägern noch nicht zu, ja, hier muss man für die Jagd auf Löwen und Büffel nicht einmal eine Lizenz erwerben! Eine Erlaubnis braucht man letztlich doch, denn nur Büffel und Löwen können frei geschossen werden, Antilopen und Gazellen nur mit Lizenz. Ohne diese würde der Jäger jedoch bald Hunger leiden. Warum das Gesetz hier den Büffel und den Löwen nicht schützt, weiß ich selbst nicht genau. Vielleicht deshalb, weil hier so gut wie niemand hinkommt. Es liegt sehr weit weg – sogar jenseits der Serengeti –, und nicht viele wissen davon; zudem ist es ein Schlafkrankheitsgebiet. So interessiert es die Jagdexpeditionen nicht sonderlich. Auf meinen früheren Reisen hatte ich nicht einmal vom Hörensagen von diesem Gebiet erfahren. Auch jetzt bin ich nur dank meines Begleiters, Kapitän Murray Smith, hierhergekommen. Aber ich musste ihm vorher versprechen, dass ich in Nairobi niemandem erzählen werde, wo wir waren und wie viele Löwen wir gesehen haben. Das ist unser beider Geheimnis. Damit nicht auch andere hierher finden.

Diese professionellen „weißen Jäger" sind nämlich unbeschreiblich eifersüchtig aufeinander. Jeder hütet sein „privates", von ihm „entdecktes" Jagdrevier, jeder tut alles, um die Konkurrenz in die Irre zu führen. Jeder tut so, als hätte er den von ihm bereisten Teil enteignet, dort sei es anderen verboten einzutreten. Es ist eine wahre Komödie, wenn eine Expedition nach Nairobi zurückkehrt und die gerade dort anwesenden „weißen Jäger" die eingetroffene Beute umringen: „Ich kenne diesen Löwen gut, seit Jahren halte ich ihn für meinen amerikanischen Klienten bereit! Da hat man ihn mir hinter meinem Rücken weggeschossen!" „Diesen Elefanten hätte ich dreimal schießen können! Hier dieser kleine Riss an seinem linken Stoßzahn, daran erkenne ich ihn eindeutig. Ich wollte ihn noch einige Jahre schonen, damit er älter wird, dachte ich, es weiß ohnehin niemand davon; lohnt es sich denn, das Wild zu schonen?" „Nanu! Das ist doch mein Büffel!" Solche Dinge hört man. Es wird kaum eine Trophäe hereingebracht, die nicht irgendein Profijäger „wiedererkennt". Deshalb musste ich Murray Smith versprechen zu schweigen; sonst – sagt er – rennt hier Hinz und Kunz her und schießt mir alle meine „Löwen" der Reihe nach weg.

Kurzum, wir suchen die eigenen, privaten Löwen von meinem Freund Murray. Und diesmal mit dem Gewehr. Erst habe ich in der Serengeti-Ebene Löwen fotografiert, jetzt soll auch mein Gewehr ein wenig Vergnügen haben. Hier gibt es jedoch weniger Löwen

als in der Serengeti; seit acht Tagen haben wir keinen einzigen gesehen. Nächtens lässt sich zwar hier und da ein Brüllen vernehmen, aber aus so weiter Ferne, dass man sich nicht recht danach orientieren kann. Auch Büffeln sind wir noch nicht begegnet, obwohl Murray auch hier seine „eigenen Büffel" hat.

Gestern warf das Glück mir endlich seinen launischen Blick zu, ja – zu seinem Lob sei es gesagt – es hat mich sogar fast vergessen. Es fing gestern damit an, dass es mir in der Abenddämmerung, als ich schon nach Hause trottete, zwei verstoßene Büffelbullen in den Weg stellte. Ich streckte sie auf der Stelle nieder, schoss beide in den Nackenansatz; sie fielen nur wenige Meter voneinander entfernt um. Ich freute mich über sie, beide haben recht gute Hörner; im Übrigen ist so ein Büffel-Coup-Double eine feine Sache. Nachdem wir ihre Köpfe abgetrennt und ihre Mägen aufgeschlitzt hatten, damit es für die Löwennase verlockender würde, zogen wir zufrieden ab. Denn wenn es Löwen in der Gegend gibt, müssen sie zu dieser reichhaltigen Kost kommen. Büffelaas ist der beste Köder, selbst der stärkste Löwe kann ihn nicht wegschleppen. Wenn er ihn also findet, hält er manchmal tagelang daneben aus. Auf dem Heimweg markierten wir immer wieder die Baumstämme, ja wir hefteten sogar in Abständen Papierfetzen an, damit wir in der Morgendämmerung zu den Büffeln zurückfinden könnten.

Während der Nacht war kein einziges Löwengebrüll zu hören. Aber vor dem Morgengrauen, kaum dass der Wecker sich ausgeknurrt hatte, gerade als ich die während der Nacht eingezogenen Insekten aus meinen Schuhen schüttelte, da hörte ich einige dumpfe, unterdrückte Rülpser, und zwar genau aus der Richtung des Büffelaases. Das Waschwasser, ja sogar das Frühstück bleiben unberührt; ich werfe mir die Kleidung über und gehe schon los, beim fahlen Schimmer des abnehmenden Mondes und der erwachenden Dämmerung.

Und als das sanfte Licht des Morgens beginnt, den östlichen Himmel zu vergolden, erreiche ich die Büffelleichen. Die plumpen, groß aufgeblähten Büffelkörper zeichnen sich schon von weitem schwarz ab, aber das Licht reicht noch nicht aus, um festzustellen, ob dort noch etwas anderes ist. Sehr vorsichtig, von Gebüsch zu Gebüsch ziehend, nähern wir uns. Als ich schließlich hinter einem guten Schutz bietenden Termitenhügel hervorblicke – selbst jetzt im Nachhinein beim Schreiben des Tagebuchs bebt das Herz vor Aufregung –, fällt mir ein großer, struppig-mähniger Kopf ins Auge! Er blickt hinter dem Büffel zu mir herüber, taucht aber sofort wieder ab, verschwindet... Und um den anderen, etwas weiter entfernt liegenden Büffel zeigen sich die Umrisse von vier Löwinnen: zwei stehen, die anderen zwei liegen; offensichtlich haben sie sich mit Büffelfleisch sattgefressen...

Ich bin gerade dabei, zur Seite zu gleiten, um den hinter dem diesseitigen Aas fressenden Mähnigen besser ins Visier zu bekommen, als mich das leise Schnalzen des hinter mir kauernden Schwarzen stoppt. Zurückblickend sehe ich, dass er seinen Mund in eine abseitige Richtung spitzt. (In heiklen Situationen benutzen sie ihren gespitzten Mund als Zeigefinger, um jede überflüssige Handbewegung zu vermeiden.) Dem Blick in die angegebene Richtung folgend, erblicke ich einen weiteren mähnigen Löwen: Er ist im Begriff wegzugehen, blickt dabei aber immer wieder zu seinen Gefährten zurück...

26. Sajnos tiltakozott a fényképezés ellen

27. Flóberttel elejtett gepárd

28. Oroszlánpár terítéken

Ich kann nicht länger warten. Ich schieße den abziehenden Mähnigen in den Nackenansatz, und als auf meinen Schuss der Löwe hinter dem Büffel hervorspringt,

begrüße ich auch ihn schnell in der Flanke. Ein markerschütterndes Gebrüll bricht los. Beide Löwen toben mit blutgefrierendem Geheul, sich selbst zerbeißend, an Ort und Stelle, und ich schicke so schnell ich nur kann die Kugeln in sie hinein, mal in den einen, mal in den anderen... Schon als Jungjäger habe ich gelernt, dass eine Katze sieben Leben hat; ob es nun die heimische, auf Singvögel lauernde Miezekatze ist oder der mähnige Löwe aus Tanganjika. Ein angeschossener Löwe ist ohnehin kein Scherz, den muss man so lange beschießen, bis das Leben endgültig aus ihm gewichen ist. Lieber soll er zwei Kugeln mehr bekommen als nötig, als eine zu wenig. Bevor die fünf Schüsse aus dem Gewehr verbraucht sind – ich glaube, es vergeht keine halbe Minute –, sind beide unschädlich. Aber sie lärmen noch, die Armen; schnell muss ich zu meinem Ersatzgewehr greifen, um ihnen ein Ende zu bereiten.

Die vier Löwinnen haben sich indessen, nachdem sie beim Lärm der Schüsse aufgesprungen waren, kaum fünfunddreißig bis vierzig Schritte entfernt aufgestellt und knurren und fletschen uns an. Ich will ihnen nichts tun, obwohl ich auch mit ihnen leicht fertig werden könnte. Aber man soll nicht so viele Löwen auf einen Haufen schießen. Das ist keine Hasenjagd. Einige Minuten lang sehen wir uns noch Auge in Auge an, dann, da sie nicht weichen, verscheuchen wir sie; wir rufen sie an und schwenken unsere Hüte. Daraufhin drehen sie sich recht unwillig, ohne das geringste Zeichen von Flucht, allmählich um und trollen sich.

Offensichtlich stört hier niemand die Löwen. Diesen vieren muss der Pulvergeruch jedenfalls unbekannt gewesen sein, sonst hätten sie nicht so lange geglotzt. Diese wissen noch nicht einmal, was für ein Baum der weiße Mensch ist.

Wir treten zu den beiden Gefallenen. Der eine – der dunklere, aber mit der dünneren Mähne – biss in seiner tödlichen Wut in seine eigene Vorderpfote. Aus dem Eisenklammergriff seiner erstarrten Kiefer können wir sein Bein kaum herauswinden. Der andere – er ist eher grau, aber eine dichtere Mähne als beim vorigen ziert ihn – verankerte seine furchtbare Wut in einer dicken Baumwurzel; er verbiss sich in sie mit jener machtlosen Rache, die seinem Angreifer zugedacht war. Sie liegen kaum einen Steinwurf voneinander entfernt. Zwei königliche Tote. Den Opfern meiner Jagdleidenschaft ins Gras gebissen. Zwei Löwen mit gebrochenem Blick, ganz still. Zwei Mehlsäcke. Wir wälzen sie zum Zweck des Fotografierens nebeneinander. Folgsam und stumm erdulden sie das Zerren sowie die auserlesenen Schimpfwörter der Schwarzen, die es nun wagen, grob mit ihnen zu sein.

Und während wir dort eifrig ihre Mähnen kämmen und ordnen – damit sie auf dem Bild so schön wie möglich aussehen –, rollt ein gewaltiges Löwenbrüllen durch die morgendliche Stille... Es kommt gar nicht von weit her, mit tiefem, abgehacktem Gebrüll; das Ende klingt ein wenig wie die Stimme der Rohrdommel bei uns zu Hause... Das Fotografieren wird abgebrochen, wir lassen die aufgebahrten Mähnigen zurück und eilen schon in die Richtung des Schalls. Die Sonne taucht hinter dem Horizont auf, der warme Blick ihres runden Gesichts umschmeichelt angenehm meine durchgefrorenen Glieder. Überall funkeln und glitzern die Tautropfen, in jedem dreht sich ein bunter Regenbogen. Aber auch die Tsetsefliegen sind aufgewacht! Sie haben seit gestern Hunger bekommen, jetzt nehmen sie unsere Haut in Arbeit; dabei ist sie ohnehin schon so übersät mit Stichen, als hätte man den Scharlach.

Der Löwe brüllt nicht mehr; weit kann er jedoch nicht sein, denn von dort unten, aus dem vor uns liegenden tiefen Kessel, kam seine Stimme. Wir gehen durch lichtes Gebüsch, halten auf einen Hügel zu, von dort oben werden wir das baumlose Tal gut überblicken können – dort muss der Löwe sein. Sicherlich lässt er sich dort sein Fell von der aufgehenden Sonne trocknen... Wir haben richtig gerechnet. Sobald wir auf den Hügel

gelangen, erblicken wir schon den Gesuchten: ein alt aussehendes, völlig mähnenloses Männchen. Er steht für einen leichten Schuss unter uns, kehrt uns den Rücken und blickt sehnsüchtig über die Ebene; es scheint, er mochte die Nacht über gefastet haben. Geeignete Büsche und Schluchten bieten sich am steilen Hang an. Ich schleiche mich in die Nähe des Löwen und schieße ihn in die Flanke – mit dem Fotoapparat. Er bemerkt mich nicht.

Wir sind im Begriff zu gehen. Wir sind schon aus dem Kessel herausgeklettert, als der Löwe erneut brüllt! Ich springe einige Schritte zurück – ein seltener Anblick, ein am helllichten Tag arglos brüllender Löwe... ich höre seine abschließenden Seufzer... aber was ist das? Denn nicht dieser Löwe hat gerufen! Dieser steht immer noch an derselben Stelle, wo ich ihn fotografiert habe, er schaut immer noch zu den Zebras. Wo zum Teufel mag der andere sein?

Unten am Talboden, hinter einer kleinen Hügelbiegung, dunkelt ein mit Gebüsch bewachsener Hügel. Nur dahinter kann er sich verbergen, sonst könnten wir überallhin sehen... Da! Schon tritt er hervor! – Und nicht nur einer, sondern zwei! – Drei! – Und alle drei sind Männchen! Verständlich, dass sie sich an jenem kleinen Ort so gut verstecken konnten. Einer von ihnen hat eine schöne Mähne, die anderen zwei tragen einen kläglichen Kossuth-Bart, sind noch heranreifende Burschen. Sie schlendern zu dem mähnenlosen hinüber – wie ich sehe, ist er der Anführer unter ihnen – und lassen sich um ihn herum nieder. Vier Löwenmänner in einer Bande! Und sie sind nicht durch ein Jagdgesetz geschützt! Das Feld ist frei! Was für eine Gelegenheit! Vier Löwenmänner auf einem Haufen, und so leicht, wie aus einer Loge...

Mein Freund Murray kauert stumm hinter mir; mit keinem einzigen Wort ermuntert er mich zum Schuss, er sorgt sich um seine „Löwen“. Er braucht sich nicht zu sorgen! Ich ziele zwar auf den mit der schönen Mähne, ich ziehe auch den Abzug durch, aber die Sicherung bleibt drin. Alles hat seine Grenzen. Zwei große Löwen an einem Morgen sind genug des Guten. Ein dritter würde nur die unvergessliche Erinnerung an die ersten beiden abschwächen. Noch etwa eine halbe Stunde ergötzen wir uns an ihnen. Sie lecken ihre Pfoten, gähnen, strecken sich, dann lassen wir sie zurück. Streckt euch in Frieden.

Während wir zurückgehen, um das Fotografieren der erlegten Löwen fortzusetzen, kommt uns ein Nashorn in den Weg. Der Wind ist gut, auch das Gelände ist geeignet, einige dicke Bäume bieten entsprechenden Schutz. Wir nehmen den alten Gepanzerten unter Fotofeuer. Etwa zehn Minuten lang treiben wir unseren Schabernack mit ihm. Wir schleichen uns so nah an ihn heran, dass er das Klicken des Apparats hört. Er wirbelt zu uns herum, tobt vor Wut, wirft mit seinem Horn die Erde auf, aber er kann uns nicht sehen, unser Geruch erreicht ihn nicht. Als er es satt hat und gehen will, bewerfen wir ihn mit Steinen – und sobald er sich umdreht, verschwinden wir wieder hinter den Bäumen... Aber am Ende ist er es doch, der uns ordentlich das Laufen lehrt. Wir atmen auf, als er ablässter zieht weiter, ohne dass ich mein Gewehr hätte sprechen lassen müssen. Mein erlaubtes Kontingent hatte ich nämlich schon geschossen. Ich fotografiere die beiden gestreckten Löwenmännchen. Leider sind sie, während wir weg waren – vor anderthalb Stunden –, bereits steif geworden; wir können sie kaum in die gewünschte Position zwingen. Dann machen wir uns eilig an das Abhäuten. Es ist eine dringende Angelegenheit, da sie ohnehin viel länger ungehäutet dalagen, als es hätte sein dürfen. Ich fürchte um ihre Felle, sie könnten verderben.

Als wir mit dem zweiten beginnen, zischt einer meiner Schwarzen auf und zieht seine Hand weg, aus deren Finger sogleich hellrotes Blut quillt. Er versteht es nicht – sagt er –, was ihn geschnitten haben könnte, da er gar kein Messer bei sich hatte. Nach näherer Untersuchung finden wir im Schulterblatt des Löwen die eiserne Spitze eines

Eingeborenenpfeils; an dieser riss sich der Schwarze den Finger auf. Dieser Löwe hatte also schon vor längerer Zeit seine Feuertaufe bestanden. Ja, er wäre fast auf der Strecke geblieben; die Pfeilspitze traf an einer sehr empfindlichen Stelle, mitten im Blatt, und war tief in den Schulterknochen eingebettet. Jener schwarze Bogenschütze wusste genau, wohin er zielen musste. Er hätte die Sehne nur ein wenig fester spannen müssen – dann hätte ich diesen Löwen niemals gesprochen. Die Pfeilspitze nehme ich mit nach Hause. Ich hebe sie als Andenken auf.

Noch zehn Tage lagerten wir in dieser „gesetzlosen" Gegend. Ich beschloss, noch einen guten Mähnigen zu erlegen, wenn ich könnte. Für ein Löwenfell hätte ich an der Wand meines Hauses daheim noch Platz gefunden. Ich traf auch mehrmals auf Löwen, aber einen echten Mähnigen nach meinem Geschmack sah ich nicht. Eines Morgens beobachtete ich draußen im offenen Gelände eine alte Löwin. Sattgefressen lag sie da und blinzelte schläfrig in die Sonne, die ihr in die Augen schien; sie kümmerte sich um nichts. Nicht einmal um ein Rudel Gnus (Antilopen), die sich in einer regelrechten Schützenlinie in einem Halbkreis um die faule Katze aufgestellt hatten. Die Gnus knurrten und stampften mit den Hufen in Richtung der Löwin, verspotteten und neckten ihre furchtbare Feindin, die Mörderin ihrer zahllosen Artgenossen, die sie des Nachts in alle Welt jagt... Am Tag nehmen sie sie nicht ernst. Sie wissen genau, dass man von einem satten Löwen nichts zu befürchten hat.

Heute Morgen bekam ich den dritten großen Mähnigen in die Hand. Auch ihn lockte, wie die beiden vorigen, Büffelfleisch in die Falle. Gestern Abend hatte ich eine Begegnung mit einer großen Büffelherde und schoss den besten Bullen daraus. Er trug den Schuss sehr weit weg, zog sich in den Galeriewald am Ufer des Mbalangeti zurück; dort fanden wir ihn, im dichtesten Dschungel, verendet. Wir mühten uns bis Mittag ab, bis es uns gelang, ihn an den Waldrand zu ziehen; drinnen im Dickicht hätten wir keine Freude an ihm gehabt. Wir mussten sogar einige Bäume fällen, bevor wir an ihn herankamen und ihn mit Hilfe langer Seile herausschleifen konnten. Wir hatten uns nicht umsonst abgemüht, denn im Morgengrauen war der hohe Gast da, in Gestalt eines prächtigen Männchens mit brauner Mähne!

Das Gras ist etwas hoch, es verdeckt das neben dem Aas liegende Raubtier, ich bemerke es nicht und rücke unvorsichtig vor. Ich mag hundert Schritte entfernt sein, als er plötzlich aufsteht... Ein unvergesslicher Anblick. Er steht wirklich so da, wie man es auf Bildern malt! Mit erhobenem Haupt, stolz, drohend. Voller Kraft, Überlegenheit, Unerbittlichkeit. Endlich ein königlicher Löwe! Regungslos, fast herablassend fixiert er mich mit seinem Blick, an Flucht denkt er gar nicht. Nur sein leise kollerndes, tiefes Knurren verrät sein Missfallen. Ich schieße ihn diesmal mit dem Gewehr in die Flanke. Furchtbar ist jenes Aufstöhnen, jener entsetzliche Sprung in die Höhe! Dann wirft er seine Mähne nach vorn, peitscht mit dem Schwanz, reißt das Maul auf und käme heran mit der unbändigen Kraft seiner schäumenden Wut... aber sein gebrochenes Schulterblatt lässt ihn im Stich. Er dreht sich im Kreis, zerbeißt seine hilflose Schulter... In schneller Folge spricht mein Gewehr noch dreimal. Dann spricht wieder nur die Stille. Ein großer Herr weniger zieht am Mbalangeti-Fluss entlang.

VIERUNDZWANZIGSTES KAPITEL: DIE HEUSCHRECKENPLAGE

Entebbe, Februar 1934

Im Hotel in Nairobi liegt nach alter englischer Sitte auf jedem Nachttisch eine altmodische, abgegriffene Bibel. Sie gehört zur Zimmereinrichtung wie das Bett oder das über dem Bett gespannte Moskitonetz. Vielleicht ist das Hotel in Nairobi deshalb so teuer. Die biblischen Ratschläge werden in den Zimmerpreis einkalkuliert. Ich verbrachte einige Tage in der Stadt, und eines Abends, bevor ich einschlief, vertiefte ich mich in diese wohl verbreitetste Lektüre der Welt und stieß im 2. Buch Mose, Kapitel 10, auf die folgenden Zeilen:

„Und als es Morgen ward, erhob der heiße Wind die Heuschrecken. Und sie kamen herauf über ganz Ägyptenland und ließen sich nieder in allen Grenzen Ägyptens. Und sie bedeckten das ganze Land, dass man das Land nicht sah, und fraßen alles Kraut im Lande und alle Früchte auf den Bäumen. Und blieb nichts Grünes an den Bäumen und am Kraut auf dem Felde im ganzen Ägypterland."

Und da ich der Heuschrecken ohnehin gedenken wollte, boten die Zeilen des Alten Testaments eine passende Einleitung. Ägyptische Heuschreckenplage! Wer hätte nicht davon gehört? Tatareneinfall – Heuschreckeneinfall. In unserer Vorstellung bedeutet beides dasselbe: Vernichtung. Die Heuschrecke jedoch übertrifft jeden Tataren, ihr Angriff ist ein unermesslicher Schlag, die wohl gemeinsame Gefahr der Welt: primär für Afrika, dann für Asien, dann für Südamerika und – zu unserem Glück seltener – für Europa. Bevor ich in Afrika war, wusste ich wahrlich nicht viel über die Heuschrecke. Ich gestehe, es interessierte mich auch nicht besonders. Bis ich vor fünf Jahren, anlässlich der „Ngoma" von Kijabe, Bekanntschaft mit ihr machte.

„Ngoma" nennen die Eingeborenen ihr Tanzfest. Ursprünglich bedeutet Ngoma eigentlich Trommel. Da die Musik der Schwarzen jedoch hauptsächlich aus Trommeln besteht, nennt der mit Worten ohnehin sparsame Suaheli-Mensch nicht nur die Trommel, sondern auch den Tanz und sogar das ganze Tanzfest Ngoma. Viele Ngomas habe ich seither gesehen. Aber die von Kijabe werde ich so bald nicht vergessen, obwohl ich sie – wie sich gleich herausstellen wird – gar nicht gesehen habe! Mein Tagebuch von vor fünf Jahren erinnert sich so daran:

Unter dem dickstämmigen Affenbrotbaum des Dorfplatzes von Kijabe dröhnt bereits die weithin hörbare Ngoma. Bemalte, bunt behängte, schwarzfarbige Musiker schlagen mit den Ballen ihrer Handflächen dumpf auf ihr Instrument: Sie rufen die Jugend der Umgebung zum Tanz. Sie strömen auch schon von überallher herbei, von benachbarten und fernen Berghängen. Krieger mit Speeren, die im festlichen Federschmuck paradieren, schlanke Mädchen, die mit Glasperlen und Kupferschmuck behängt sind. Ich aber richte meine Foto- und Filmausrüstung her, messe das Licht, lade den Film, bereite mich darauf vor, das großartige Spektakel zu verewigen.

Das eintönige Klopfen der Trommeln – bricht plötzlich ab... Die Schwarzen blicken erschreckt auf den nahen Gipfel, auf die darüber erschienene, rötlich wallende, mir bisher unbekannte Wolke: „Oje – die Heuschrecken!" Das arglose Dörfchen, das sich zum Fest bereitete, trifft der Schlag unerwartet. Wie ein Unwetter aus heiterem Himmel bricht das Meer von Wanderheuschrecken über sie herein. In dichter Masse senkt es sich auf das Tal, auf die von den Eingeborenen gehegten Mais- und Süßkartoffelgärten. Weg mit der bunten Trommel, dem schicken Tand! Orchester, Tänzer, Tänzerinnen rennen Hals über Kopf wehklagend auseinander. Im Nu ist der Tanzsaal unter freiem Himmel leer, jede Spur der unter dem großen Baum versammelten Menge schwindet. Und es vergehen keine zehn Minuten, da mischen sich Rauchwolken unter die am Boden landenden Heuschreckenwolken; die Eingeborenen verbrennen stinkende Wurzeln, damit wollen sie die Gefahr von ihren Pflanzungen fernhalten...

Aber über dem Berg wallen immer neue Heuschreckenwolken hervor. Und alle senken sich hier auf das Gebiet von Kijabe herab – der Berggipfel schüttet sie förmlich aus. Sie bedecken die Plantagen. Sie hängen zuhauf übereinander an den Maisblättern, zusehends färben und kahlfressen sie die eben noch frisch grünende Landschaft. Das Feuer der Schwarzen nützt herzlich wenig. Kreischend und kopflos rennen sie umher, schütteln mit den Händen die immer dichter werdenden Ungeziefertrauben ab, die an den Pflanzen hängen... Sie verrichten eine hoffnungslose Arbeit. Als wollten sie das Meer mit einem Löffel ausschöpfen.

Erschüttert und hilflos sehe ich mir dieses trostlose Unheil an. Ein wahrlich elementares Ereignis, das jeden Brand, jeden Hagelschlag übertrifft. Denn anstelle einer abgebrannten Hütte kann man bald eine neue bauen; der Hagel zieht in Streifen, auch sein Vernichtungswerk ist nicht hoffnungslos. Aber wie soll man diese Not, den totalen Ruin des täglichen Brotes, der Nahrung für ein ganzes Jahr, überwinden? Denn das Heuschreckenheer weicht nicht von hier, bis auch das letzte Blättchen in Kijabe grünt. Was sind schon diese paar kleinen Gemüsegärten für diese entsetzliche Ungeziefermasse! Die neu ankommenden Schwärme lassen sich gar nicht mehr nieder. Sie ziehen auf den Flügeln des Windes weiter zur nächsten Weide, die in ihrer Richtung liegt. In Kijabe ist die Welt schon kahl, es lohnt sich nicht mehr zu landen... Am Nachmittag rüstete sich das Volk des Dorfes noch zum sorglosen Tanz. Am Abend blickt es bereits dem Gespenst der Hungersnot ins Auge.

So endete vor fünf Jahren die „Ngoma“ von Kijabe – und so begann die Bekanntschaft mit der Gefahr der Heuschreckenplage. Seither begegne ich jährlich kleineren oder größeren Heuschreckenschwärmen, aber die diesjährigen übertreffen sogar die von vor fünf Jahren! So unglaublich es ist: Letzte Woche hielten sie sogar einen auf offener Strecke fahrenden Zug an. Mir selbst erging es heute Vormittag fast ebenso. Von Nairobi kommend, war ich mit dem Lastwagen unterwegs zum Viktoriasee, als das tief entgegenkommende, offensichtlich zur Landung ansetzende Heuschreckenheer sogar die Sonne verdeckte. Wie großkörniger Hagel klapperten die unzähligen Insekten gegen die Vorderseite und die Seiten des Wagens; ich fürchtete tatsächlich, die Windschutzscheibe würde zerbrechen. Was natürlich nur eine eingebildete Gefahr war. Das Glas meines Chevrolets, obwohl schon ziemlich rissig, hält der Heuschreckenplage sicher stand. Aber zweimal war das hässliche Getier so massenhaft gegen mein Gesicht geprallt, dass ich wiederholt anhalten musste, weil der Schwarm den Weg vor mir unsichtbar machte.

Fast eine Stunde dauerte es, bis ich mich – vorsichtig gegen den Schwarm fahrend – daraus befreit hatte. Selbst danach bedeckte eine dicke Schicht von auf den Boden gefallenen, übereinandergetretenen Heuschrecken den Schlamm; das Wagenrad zerquetschte sie förmlich. Eine ganze Zeit lang musste ich mich noch mühen, bis ich mich von den Mitfahrern befreite, die sich im Sitz an mich klammerten, so voll war der Wagen mit ihnen. Und von seinem gelben Planendach kratzte ich eine zwei Finger dicke schwarze Schicht herab, den stinkenden Abfall des über mich hinweggezogenen Heuschreckenschwarms.

Die Heuschreckengefahr ist seit Menschengedenken bekannt, sie ist auch heute unverändert, ja angeblich nimmt sie ständig zu; nach neuesten Schätzungen gibt es heute mehr Heuschrecken als je zuvor. Dieses gemeingefährliche Ungeziefer ist der große Verwandte der Grashüpfer, der harmlosen Sprungkünstler unserer heimischen Wiesen. Zu seiner vollen Entwicklung – in deren Verlauf es vom Ei zur Larve und dann zum flügellosen springenden, schließlich zum fliegenden Insekt heranwächst – benötigt es ein Jahr. Seine bevorzugten Brutstätten sind die ausgedehnten, feuchten Wiesen der Deltagebiete großer Flüsse, vor allem aber die Umgebung der großen Seen in Zentralafrika. Im ausgewachsenen Zustand schwärmt es von dort aus, und wenn es in

einen günstigen Wind gerät, überquert es sogar Meere, ja sogar vier- bis fünftausend Meter hohe Gebirgspässe. Viele verschiedene Arten von unterschiedlicher Farbe und Größe sind bekannt.

Die ostafrikanische Wanderheuschrecke (Schistocerca gregaria) ist etwa so lang wie eine Zigarette, ein Grashüpfer mit gefleckten Flügeln und lilafarbenem Körper, ähnlich einem kleinen Flugzeug. Von seinen zwei Flügelpaaren ist das äußere steif, es steht im Flug waagerecht; das innere hingegen vibriert sehr schnell und brummt sogar hörbar: das ist der Propeller. Die männliche Heuschrecke kann sogar geigen! Das praktiziert sie jedoch nur am Boden während der Paarung. Das Kauwerkzeug der Heuschreckenarten ist eines der furchtbarsten Zerstörungswerkzeuge der Natur.

Der Schutz gegen Heuschrecken ist eine ebenso uralte wie bis heute ungelöste Aufgabe. In der Geschichte hat man es mit den verschiedensten Methoden versucht: mit Feuer, Wasser, Dampf, Gas, diesem und jenem Gift. Mit dem Errichten von Schutzdämmen, dem Graben von Sperrgräben, dem Einsammeln der Eier; man griff das Heuschreckenheer mit Mörsern, Sturmkanonen, Kartätschen, ja sogar mit handbewaffnetem Militär an. Ihre Brutstätten wurden unter Wasser gesetzt, der Boden wurde umgepflügt, die Larven wurden verfüttert. Es gab auch Zeiten, in denen man es mit Gebet, Buße und vielerlei Zauberei versuchte; ja, im Mittelalter belegte man die Heuschrecke sogar mit dem Kirchenbann! Aber selbst das fruchtete nicht.

Aus der abergläubischen Welt des Mittelalters sind uns viele interessante Heuschreckennachrichten überliefert. Mehrmals habe ich über sie gelesen, und was ich für interessant hielt, habe ich notiert: In der ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrtausends hielt man die Heuschreckenplage für eine wohlverdiente Strafe der himmlischen Mächte. Man glaubte, Buchstaben in der Äderung der häutigen Unterflügel der Insekten zu entdecken: Botschaften der vergeltenden Götter; um die Deutung dieser Botschaften gab es langwierige Debatten; jedes Volk, jeder Gelehrte interpretierte sie anders. Im Jahr 1542 stellte man sogar fest, dass auf den Flügeln der Heuschrecken „Ira Dei“ (Zorn Gottes) in fünf Sprachen zu lesen sei: auf Arabisch, Äthiopisch, Hebräisch, Latein und Griechisch, damit die Völker, die auf dem Weg des Zuges lagen, die himmlische Botschaft verstünden. Im Frankreich des 15. Jahrhunderts, als die Heuschreckenheere trotz des über sie ausgesprochenen offiziellen Fluchs ungestört ihr Zerstörungswerk fortsetzten, leitete die empörte Behörde sogar einen Prozess gegen sie ein, in dem die Verteidigung des Ungeziefers von einem eigens zu diesem Zweck bestellten Anwalt übernommen wurde!

Meine Leser, die vielleicht Münzsammler sind, interessiert es wahrscheinlich, dass einstige Heuschreckenplagen sogar auf Münzen verewigt wurden. Zur traurigen Erinnerung an die Heuschreckenplage, die 1693 in der thüringischen Stadt Gotha wütete, wurden drei Münzen geprägt. Auch ich besitze eine solche Münze. Eine Seite ziert ein schwärmendes Heuschreckenheer und die folgende Aufschrift: „Das schreckliche Heuschreckenheer, dass dich nicht Gottes Zorn verzehr.“ Auf der Rückseite ist, ebenfalls in deutscher Sprache, folgendes zu lesen: „Morgenländische Heuschreckenschwärme, welche im August-September 1693, von der Türkei herkommend, Ungarn, Österreich, Schlesien, Böhmen und Deutschland verheert haben und schließlich nach Thüringen gelangten, wo sie erfroren und zur Nahrung für das Vieh wurden.“

Für unser Land stellen sie heute – da es immer weniger Ödland gibt – kaum noch eine ernsthafte Gefahr dar, obwohl sie einst, zur Zeit der unentwässerten Sümpfe in der Tiefebene und der großen Salzböden, auch bei uns beträchtliche Schäden anrichteten. Noch zu Hause habe ich notiert, dass unsere Geschichte in den Jahren 1084, 1242, 1536 und 1693 katastrophale Heuschreckenplagen erwähnt. 1749 erließ Maria Theresia sogar eine Verordnung über den Schutz gegen Heuschreckenheere, ja sie ließ sogar mit

Kanonen auf die herannahenden Schwärme schießen! – 1875 verursachen sie im Banat (Torontál) großen Schaden, ein siebentausend Mann starkes Heuschrecken-Vernichtungskommando verteidigt sich gegen sie. Sogar eine Notiz von vor fünfzig Jahren fand ich: Im Komitat Sathmar kämpfen dreitausendsechshundert Hilfsarbeiter gegen die Heuschreckenheere...

Die fürsorgliche Natur passt auf sich selbst auf, sie setzt der Übervermehrung jedes Schädlings Grenzen. Verständlicherweise vergisst sie auch die Feinde nicht. Viele Tiere, besonders Vögel, aber auch der eine oder andere Mensch sind Heuschreckenfresser! Nicht nur Johannes der Täufer ernährte sich von „Honig und Heuschrecken". An der abessinischen oder arabischen Küste leben noch heute Stämme, deren Hauptnahrung gut gesalzene, an der Sonne getrocknete Heuschrecken sind. Wiederholt traf ich Eingeborene, die ihr Heuschreckengulasch zum Mittagessen über dem Feuer rösteten. Unzählige Vögel – Greifvögel, Stare, Bienenfresser – folgen dem ziehenden Heuschreckenschwarm und schmausen nach Herzenslust. Der fleißigste Heuschreckenjäger von allen jedoch ist unser langbeiniger Liebling, der auf unseren Schornsteinen klappernde heimische Storch! Im Herbst nämlich, nachdem er uns verlassen hat, vergisst er seine europäische Aufgabe völlig. Sobald er das Mittelmeer überquert hat und auf afrikanischem Boden landet, wird er vom Eingeborenen nicht mehr als Storch, sondern als „Heuschreckenfänger" geehrt. Denn hier beschäftigt er sich primär mit der Dezimierung von Wanderheuschrecken. In riesigen Trupps folgt er dem Weg der Heuschreckenheere, frisst sich an den großen Hüpfern fett; selbst die englischen Siedler nennen ihn „Locust-Bird", Heuschreckenvogel.

Die neueste Heuschreckenbekämpfung erfolgt vom Flugzeug aus mit einem Gift namens Aldrin. Aber – zumindest vorläufig – erweist sich nicht nur die Abwehr des Menschen, sondern sogar die der Natur als vergeblich. Es reicht nicht die Schar der Aldrin sprühenden Flugzeuge, es reichen nicht alle Störche der Welt. Die Wanderheuschrecken – werden immer mehr. Laut Experten bedrohen sie bereits ein Viertel der Nahrungsvorräte der Menschheit! Und viele Gänse besiegen das Schwein. Und wie vielen Gänsen das Heuschreckenheer entspricht, veranschaulichen vielleicht die folgenden Zahlen am besten: Ergiebigere Schwärme werden von Wissenschaftlern auf durchschnittlich fünfhundert Milliarden Heuschrecken geschätzt. Ein solches Kommando ist in der Lage, eine Fläche von einem Quadratkilometer zu vernichten. An bekannteren afrikanischen oder asiatischen Brutstätten findet man durchschnittlich zehntausend Eier pro Quadratmeter. Und da es Brutstätten von hunderttausend Joch Größe gibt, kommen auf eine solche drei Billionen Eier, das heißt eine Million mal drei Millionen Heuschreckeneier! Es bedarf einer viel großflächigeren Abwehr. Sonst frisst die Wanderheuschrecke früher oder später alles auf.

FÜNFUNDZWANZIGSTES KAPITEL: DIE SITUTUNGA

Bukakata, Februar 1934

Eine Antilope von der Größe eines Damwildes, schokoladenfarben, mit weißen Punkten und Streifen verziert, mit leierförmigen Hörnern. Geheimnisvoller Bewohner ungestörter, für Menschen unzugänglicher Urlande, Sumpf-Dschungel aus Papyrus am Wasser, schwimmender Inseln; mit ihrer seltenen Trophäe können sich relativ wenige Afrika-Jäger rühmen. Viel Mühe, ekelhaft riechende Egel-Sümpfe, fiebrige Moräste und unzählige Mückenstiche! Das ist der Preis für die scheue Situtunga. Ein hoher Preis, besonders weil man ihn im Voraus bezahlen muss und es leicht passieren kann, dass man am Ende doch keine Situtunga dafür bekommt. In meiner ostafrikanischen Trophäensammlung fehlen nur noch die Hörner der Situtunga. Es ist meine feste Absicht, dieses Jahr unbedingt mein Glück bei diesem seltsamen Wild zu versuchen, diesem afrikanischen „Hany Istók".

In der Provinz Kenia ist das Tier unbekannt. Meine Jagdbekannten in Nairobi empfahlen mir Uganda als den nächstgelegenen und zuverlässigsten Ort für Situtungas, und zwar die Sümpfe der Sesse-Inselgruppe im Viktoriasee. Mein erster Weg führte mich daher nach Entebbe an der Nordküste des Viktoriasees, in das Büro des dort ansässigen ugandischen „Game Warden" (Jagdaufseher), Kapitän Pitman. Ich wurde äußerst freundlich empfangen und erlangte bald die notwendigen Wegweisungen. Dass auf der Insel Damba, die etwas abseits der anderen Sesse-Inseln liegt, am ehesten Situtungas zu finden seien, hatte ich bereits meinen Freunden in der Bar in Nairobi entlockt. Sie empfahlen mir einstimmig, mich unbedingt nach Damba zu begeben; nur dort könne ich mit einem sicheren Ergebnis rechnen.

Sobald ich jedoch Damba erwähnte, erklärte Pitman sofort, dass Damba die einzige unter den einundvierzig größeren und kleineren Inseln sei, die ich nicht besuchen dürfe. Die englische Regierung habe Damba zwecks Erforschung der Schlafkrankheit der internationalen Medizin übergeben; dort sei das Jagen und Betreten verboten, um nicht den dort vielleicht nachdenkenden Wissenschaftler zu stören. Ich erfuhr hingegen auch, dass sich höchstens jedes Schaltjahr ein Schlafkrankheitsforscher auf der Insel Damba blicken lässt; jetzt sei dort keine Seele, niemand erinnere sich mehr an den letzten Wissenschaftler, der dort war. Aber gegen die Verordnung gibt es dennoch keinen Einspruch. Hätte ich das geahnt, hätte ich mich meiner Situtunga zuliebe als ungarischer Schlafkrankheitsdoktor ausgegeben. So ein braver Mann, wie dieser Pitman ist, er hätte es sogar geglaubt.

So jedoch tröstete er mich damit, dass sich auf jeder Insel Situtungas fänden, man müsse sie nur zu sehen bekommen. Er empfahl die am weitesten entfernt liegende Insel namens Fumve; dorthin verirre sich so gut wie nie ein Jäger, dort lebe die Situtunga so ungestört, dass ich sie mit der nötigen Geduld sicher vor das Gewehr bekomme. „Ich war selbst letztes Jahr dort", fuhr Pitman fort, „ich verbrachte fünf Tage auf Fumve, ich hörte sogar eine Situtunga im Schilf plätschern. Zu Gesicht bekommen konnte ich sie zwar nicht, weil meine Geduld am Ende war und mich die Mücken vertrieben. Dennoch empfehle ich Fumve wärmstens. Ich vermiete Ihnen ein Motorboot unserer Abteilung – damit pflegen wir die seltenen Gäste der Sesse-Inseln zu befördern –, versuchen Sie dort Ihr Glück. Aber wenn Sie ohne Ergebnis zurückkehren, schimpfen Sie nicht auf mich, sondern auf die Situtunga. Ich gebe Ihnen einen Askari mit (eingeborener Soldat), der wird Sie zum Boot führen."

Mehr Worte fielen nicht zwischen uns über die Situtunga. Am nächsten Morgen verließ ich Entebbe auf meinem Lastwagen. Über eine für afrikanische Begriffe tadellose Straße kam ich voran. Es ist auffällig, um wie viel besser die Straßen hier in Uganda sind als in Kenia oder Tanganjika. Tief im dichtesten Urwald kam ich an eine Weggabelung. Dort steht ein so prächtiger Wegweiser, wie ich ihn noch nie gesehen habe. Er verkündet nicht nur, wie viele Meilen es bis Nairobi sind und zu den anderen Orten, die man im Glücksfall vielleicht erreicht, sondern zur Sicherheit hat man auch Timbuktu, ja sogar Paris und London nicht vergessen, falls jemand von hier direkt dorthin fahren will. Ein selten aufmerksamer Wegweiser. Ich verstehe nur nicht, warum die Elefanten ihn noch nicht umgestoßen haben. Er kann noch nicht lange dort stehen und wird auch kein langes Leben haben.

Einhundertfünfzig Kilometer von Entebbe entfernt, am Nordwestufer des Viktoriasees, stieg ich bei einer Eingeborenensiedlung namens Bukakata aus dem Auto. Dort fand ich das Motorboot im Uferschilf an einen Pfahl gebunden. Daneben in einer kleinen Hütte hauste die Bootsbesatzung: drei grinsende Schwarze, von denen der älteste sich als Kommandant des Bootes bezeichnete. Der von Pitman mitgegebene Führer erklärte dem Schiffskapitän das Ziel meines Ausflugs, dann luden wir um; mit dem mitgebrachten

Benzin, meinem Gepäck und meinen drei Nairobi-Schwarzen war das Boot bis obenhin voll. Der Kommandant pfiff ein Signal – er konnte herrlich pfeifen, ohne Pfeife, sogar ohne den Gebrauch des Fingers, mit Hilfe seiner Zahnlücke –, der unangenehm riechende Motor begann zu tuckern, und er fuhr mit uns in Richtung unseres Ziels davon.

Den Viktoriasee mit dem Namen „See" zu bezeichnen, ist leichtfertiger Optimismus. Denn unter einem „See" verstehen wir im Allgemeinen ein Gewässer mit glattem Spiegel und sanften Ufern, das zum friedlichen Angeln einlädt. Nicht jedoch ein endloses Meer mit schaumigen Wellen, das unser Boot wie eine Nußschale behandelt und klatschend tobt. Um nur eines zu sagen: Die Fläche dieses als See verhätschelten Weltmeeres beträgt achtundsechzigtausend Quadratkilometer, das heißt, es ist so groß wie drei Viertel von Ungarn. Ein weites Übungsfeld, selbst für die höchste Welle. Sie übten auch fleißig, niemand könnte das leugnen; eine wollte die andere übertreffen, sie zeigten, was sie können.

Nach einer siebenstündigen Navigation, die uns allen in schmerzlicher Erinnerung blieb, erreichten wir den Papyrussaum der Insel Fumve. Was unterwegs geschah, wollen wir vergessen. Nur die dreiköpfige Besatzung reiste ungestört; mit Ausnahme des zeitweiligen Steuermannes verbrachten sie die Zeit in tiefem Schlaf. Wir anderen hatten kein Vergnügen, am wenigsten meine Leute, die in ihrem Leben noch nie ein Schiff gesehen hatten. Anfangs vertiefte ich mich in das Labyrinth eines Kreuzworträtsels, ich hing mit Leib und Seele daran, obwohl ich Kreuzworträtsel eigentlich abgrundtief hasse. Doch mit der Zeit – möglicherweise schadete mir das Kreuzworträtsel – überkam mich ein seltsames Gefühl. Ich bekam Mitleid mit den hungernden Krokodilen des Viktoriasees und schloss mich meinen Schwarzen an, die zu diesem Zeitpunkt bereits einige gefüttert hatten.

Dabei war die Reise, vom Wasser abgesehen, äußerst interessant. Wenn wir zwischen zwei Inseln gerieten und die Seeoberfläche sich etwas beruhigte und mir erlaubte, mich ein wenig umzusehen, gab es genug zu sehen. Ein dunkler Urwald aus Lianen und glänzend belaubten Baumriesen, die einander erwürgen, bedeckt die Inseln; in der Nähe der Ufer, die von hin und her wogendem Papyrus mit gefiederten Rispen und blauem Wasserlilien-Morast gesäumt sind, heben rosa-nasige Flusspferde ihre schnaubend-gähnenden, plumpen Köpfe heraus; und dort, wo das Ufer sandig oder grasbewachsen ist, liegen mit offenem Maul sonnenbadende Krokodile in beneidenswerter Sorglosigkeit. Auch Wildgänse, Enten, Störche, Reiher, Kormorane und Fischadler zeigen sich, und wenn wir nahe genug an das Ufer herankamen, konnte ich mich an der kreischenden Gesellschaft großer grauer Papageien mit roten Schwänzen erfreuen.

Der Großteil der Inseln ist unbewohnt. Nur auf wenigen sieht man eine dünne Rauchsäule zum Himmel steigen – ein von Menschen gemachtes Feuer. Auch dort hausen nur wenige, kümmerliche Eingeborene, wehrlos gegenüber der immer häufiger auftretenden tödlichen Malaria und Schlafkrankheit. Hier auf Fumve, auf unserer Insel, leben ebenfalls einige, vier Männer mit den dazugehörigen Frauen und Nachkommen. Sie mochten unsere Annäherung schon von weitem beobachtet haben, denn sie versammelten sich alle hier in ihrem „Hafen", einer kleinen Bucht voller Wasserlilien, aus der sie ihre eigene Schiffsflotte – drei aus Baumrinde gefertigte Einbäume – herausgerudert hatten, damit unser Boot anlegen konnte. Sie empfingen uns mit Geschenken: Bananen, die auf großen Palmblättern schön aufgereiht waren. Liebe, sanfte, traurig blickende, vom Fieber gezeichnete, hinfällige Menschlein. Auf meine erste Frage, ob es „Nyama" – Fleisch – gebe, meinten sie in Bezug auf die Situtunga, da sie sonst kein anderes Wild hätten, dass es wohl nicht viel gebe; sie kämen ohnehin kaum aus ihren Hütten, gingen selten in den Wald, der sei voll von bösen Geistern; sie hielten sich nur um ihre Hütten auf und fischten von ihren Booten aus. Höchstens tausend Joch mag ihre

Insel groß sein. Seit Menschengedenken bewohnen sie sie, und doch sprechen sie von ihr wie von einer grenzlosen, geheimnisvollen Welt voller Gefahren. Es kann auch sein, dass sie nur Komödie spielen, uns nicht helfen wollen, weil sie um ihren Wildbestand fürchten.

Es dämmert bereits, bis wir alles aus dem Boot getragen und am nahen Waldrand das Zelt aufgeschlagen haben. Der See beruhigt sich. Mit glühendem Antlitz versinkt die Sonne darin und wirft einen zitternden goldenen Fußpfad auf das Wasser. Am Ufer stehend, kommt der leuchtende, schnurgerade Pfad bis zu meinen Füßen; man könnte darauf weglaufen... Aber man müsste sich beeilen, denn bald versinkt der Feuerball und reißt den Fußpfad mit sich. Vielerlei Vögel, zusammen mit den bereits erwähnten Rotschwanzpapageien, lärmen um die Wette über uns. Weiter draußen, am Ufer, baden prustend einige Flusspferde; aus dem Papyrussumpf hingegen quillt ein bienenschwarmartiges Summen unzähliger Moskitos hervor. Ich flüchte mich vor ihnen unter mein Netz, heute komme ich nicht mehr heraus. Mein Abendessen nehme ich dort ein. Danach kommt lange Zeit kein Schlaf in meine Augen. Meine Gedanken fliegen in die Welt hinaus, und als ich mir sehr spät sogar noch ein Robinson-Märchen daraus webe, steigt mir das Bewusstsein in den Kopf, dass ich der einzige weiße Mensch auf dieser einsamen Insel des Viktoria-Njansa bin! Ich erzähle mir Geschichten. Währenddessen brüllen immer wieder die Flusspferde auf, die zur nächtlichen Weide an Land gegangen sind, und die Wildnis, die halb in Mondlicht, halb in geheimnisvolle Schatten gekleidet ist, beobachtet mich.

Vier Tage verbrachte ich auf der Insel Fumve. (Ich hatte nur Vorräte für vier Tage mitgebracht.) Ich durchkroch kreuz und quer jeden Winkel, ihre Urwald-Verstecke, die vielleicht noch nie vom Fuß eines weißen Mannes berührt wurden; ich durchstreifte ihre tückischen Moore voller Wasserlilien, wo bei jedem Schritt der Boden erzittert und der gutgläubige Besucher, wenn er auf einen unschuldig wirkenden Rasen tritt, bis zum Knie einsinkt, wo der betäubend riechende Sumpf ständig flüstert und schmatzt. Ich saß auf der Lauer bei Tagesanbruch und in der Dämmerung. Ich versuchte es auch mit Treiben. Ich versprach den vier Inselbewohnern Himmel und Hölle, aber wahrlich – ich habe mein Gewehr nicht einmal abgefeuert. Eine einzige Situtunga sah ich, und auch die nur für einen Augenblick, außer Schussweite. Von den vier Inselnächten brachten zwei ein solches Unwetter, dass ich an Schlaf gar nicht denken konnte. In mein Zelt strömte das Wasser, alle meine Sachen wurden nass, unaufhörliches Donnern und Blitzen unterhielten mich; der vom Sturm gepeitschte Wald krachte und ächzte, das verdarb mir gründlich die Lust an Fumve.

Am letzten Abend beim Abendessen erschrak ich so sehr, dass mir der Bissen im Halse stecken blieb. Ich hatte mich gerade über das Huhn hergemacht, das mit mir in das Insel-Exil gekommen war – es war völlige Windstille, kein Blatt rührte sich –, als hinter mir, zwischen den Bäumen, ein plötzliches Rauschen entstand, als würde ein Elefant aus dem Wald treten... mit einem gewaltigen Krachen stürzte ein großer Baum um! Seine Krone legte sich an das Ende meines Zeltes, die äußersten Äste streiften meine Behausung. Es dauerte einige Sekunden, bis ich begriff, was geschehen war, und auch den steckengebliebenen Hühnerbissen hinunterwürgen konnte. Wahrlich, ich erschrak. Dabei war es nur ein alter, kranker Baum, er war seines Lebens auf der Insel Fumve müde geworden. Was weiß ich, wie viele Jahre er hier an einem Ort gestanden haben mag; die Würmer hatten ihn zerfressen, sein Stamm brach, er stürzte um. Mitsamt den Wurzeln. Aber warum wählte er ausgerechnet diesen Moment? Warum wartete er, bis ich aus dem Komitat Somogy hierher reiste, um unter ihm zu essen? Ich verstehe auch nicht, wie er in jenen beiden Gewitternächten auf seinen schlechten Beinen stehen bleiben konnte. Da gefiel es ihm nicht umzustürzen. Ruhe in Frieden.

Die Heimfahrt war nur eine geringfügige Milderung der Hinfahrt. Zudem brachte sie einen empfindlichen Verlust mit sich. Da ich nun aus Erfahrung wusste, dass das Kreuzworträtsel ein wirkungsloses Gegenmittel gegen die Seekrankheit ist, wollte ich mich nun damit unterhalten, mich von meinem viertägigen Inselbart zu befreien. Ich muss vorausschicken, dass ich eine Waschschüssel aus weißem Emailblech habe – beziehungsweise hatte –, mit einem anschnallbaren Deckel. Das ist die bewährteste Expeditions-Waschausrüstung, denn nach Beendigung des Waschens werfe ich einfach alles – Seife, Schwamm, Rasierer, Kamm – hinein, schnalle den Deckel fest, und fertig bin ich. Da ich mich rasieren wollte, forderte ich meinen Diener Mohamed auf – jenen Nairobi-Gigerl mit Hitler-Bärtchen und einer unwiderstehlichen Neigung zu meinen Zigaretten, der aber ansonsten nützlich war –, er möge mir eine Schüssel voll Viktoria-Wasser schöpfen. Er schöpfte auch, oder vielmehr, er wollte es nur, denn die Strömung des Wassers er riss ihm die Schüssel aus der Hand, die Wellen schlugen über ihr zusammen. Meine geliebte Waschschüssel hat mich hier verlassen; sie sank in den Viktoria-Njansa zum ewigen Schlaf, nachdem sie auf sechs Afrika-Expeditionen meine treue Gefährtin gewesen war, in Not und Freude gleichermaßen. Es war, als hätte ich einen alten, guten Freund verloren. Den vielerlei Kram, der in die Schüssel gehörte, mussten wir verstauen. Wir wussten nicht wohin. Mohamed und ich stopften uns die Taschen voll; dabei verschwand auch meine Haarbürste. Offensichtlich war sie der Schüssel hinterhergesprungen.

Selbst das würde ich gerne ertragen, wenn ich nur meine Situtunga hätte! Aber daraus wird wohl kaum noch etwas. Es sei denn, ich kehre noch einmal auf eine der Inseln zurück. Aber ich werde wohl kein Geld mehr für die Bootsmiete haben. Pitman berechnet dieses rostiges Schiff von ihm sehr teuer. Nach der Landung, als wir gerade mit dem Kochen des Abendessens begannen, verschlug es einen weißen Mann hierher. Ich lud ihn sogleich als Tischgenossen ein. Er scheint auch eine Art Jäger zu sein, er sammelt Vögel und lagert hier nicht weit am Seeufer. Nachdem ich erzählt hatte, was mich herführte, riet er mir, einige Tage hier in der Nähe zu bleiben und mein Glück in den Sümpfen am Ufer zu versuchen. Auch hier gebe es Situtungas; er werde mir einige fachkundige Eingeborene schicken, die mir behilflich sein werden. Das sind gute Neuigkeiten. Gerne bleibe ich hier, hier besorge ich mir auch leichter Nahrung und brauche das teure Boot nicht mehr.

Ich schlug also am Wasserufer mein Zelt auf, zur großen Freude der Moskitos. Vergeblich machen wir Feuer, vergeblich rauchen wir Pfeife, vergeblich reibe ich mich mit dem ammoniakhaltigen Mückenwasser ein. Sie stechen umso mehr. Solch gefräßigen Mücken bin ich noch nie begegnet.

Am nächsten Morgen früh melden sich drei berufsmäßige Situtunga-Jäger in meinem Lager. In der einen Hand halten sie einen Speer, in der anderen eine ordentliche Stange; eine „Rettungsstange“, an der sie sich festhalten, falls sie im Sumpf versinken sollten. Einen Hund hatte auch jeder von ihnen mitgebracht, spitznasige, räudige, herkunftlose Köter. Sie erklären mir, dass die Situtungas nachts aus dem Papyrussumpf am Ufer herauskommen, um auf dem Festland zu weiden. Dass sie manchmal recht weit vom Ufer wegwandern, es über ihnen hell wird, sie sich verspäten und sich nicht trauen, in den See zurückzukehren; sie bleiben draußen in kleineren Schilfgürteln stecken, legen sich dort hin und warten, bis es wieder Abend wird. An solchen Stellen kann man sie finden. Sie werden also diese außerhalb liegenden Schilfhaine der Reihe nach durchnehmen, sie einzeln durchtreiben, ob es vielleicht gelingt, eine Situtunga aus einem von ihnen herauszujagen.

Den ganzen Tag jagten wir sie auf, aber wahrlich, nicht ein einziger Sohn sprang heraus. Ein paar frische Spuren sahen wir zwar, die konnten wir aber vergessen. Aber davon konnte ich mich zumindest überzeugen, dass die Situtungas tatsächlich herauskommen.

Der Tag verging dennoch nicht ohne Ereignis. Gegen Abend pirschte ich entlang des Papyrussumpfes am Seeufer. Dort öffnen sich kleinere Lichtungen und Durchblicke in den Papyrus; dort hoffte ich, auf eine Situtunga zu stoßen. Da erblickte ich Abu Markub. „Abu Markub", den geheimnisvollen Schuhschnabel-Storch, den Wundervogel von Bengt Berg, dem berühmten schwedischen Reisenden und Tierfotografen.

Außer demjenigen, der im Londoner Zoo wohnt, hatte ich diese prähistorische Vogelkarikatur noch nie gesehen, die befederte Knusperhexe der Vogelwelt, diesen Albvogel, von dem ich bisher glaubte, er hause nur in der Gegend des Weißen Nils, in den unzugänglichen Bulten von Bahr-el-Ghazal. Er bemerkte mich nicht. Dabei mochte ich kaum zwanzig Schritte von ihm entfernt sein – leider ohne Fotoapparat. Er stand allein zwischen himmelblauen Wasserlilien. Regungslos, wie ein Götzenbild mit groteskem Kopf. Ich duckte mich und betrachtete lange den „eigenartigsten Vogel der Welt" – um mit den Worten von Bengt Berg zu sprechen. Nur in diesem streng blickenden, großen, grellgelben Auge schien Leben zu sein; damit blinzelte er wie eine Uhu-Eule. Ansonsten rührte er sich nicht. In seinem einfarbigen stahlgrauen Federkleid ähnelte er einem wachestehenden Panzerritter mit Topfhelm.

Aber dann sperrte er unerwartet seinen entsetzlichen Schuhschnabel auf, und ich glaubte, er verschlinge den Viktoriasee. Er hatte es satt, auf dem Erdhügel Posten zu stehen. Er trat davon herab und wandelte mit langsamen, gemessenen Bewegungen lautlos im Sumpf umher. Der weise Doktor der unerforschten Geheimnisse des Ursumpfs. Er blieb stehen. Er starrte mit seinen gelben Augen vor sich hin – minutenlang blieb er so, dann stieß er seinen Schnabel blitzschnell hinab – ein, zwei hastige Bewegungen, und als er seinen Nacken zurückwarf, blitzte aus seinem zum Himmel gehaltenen, halb geöffneten Schnabel der zappelnde Schwanz eines großen Fisches hervor. Er zwang ihn seine Kehle hinunter, schluckte dermaßen, dass er fast daran erstickte; nur mit Mühe gelang es ihm, den sich zu Recht wehrenden Fisch zu bezwingen. Danach gewann er sofort sein strenges, überlegenes Antlitz zurück und stolzierte mit großem Ernst zu seinem Hügel zurück.

Das Ungarische Nationalmuseum hätte sich sicherlich über ein Exemplar dieses seltenen Vogels (Balaeniceps rex) gefreut. Nur wird er vom Gesetz geschützt; in ganz Afrika ist seine Jagd verboten.

Ermutigt durch die gestern gesehenen Situtunga-Spuren, setzten wir heute das Durchtreiben der kleinen Schilfinseln fort. Wir trampelten bereits durch die fünfte – ich achtete gar nicht recht auf das Treiben, ich lauerte auf zwei wunderschöne gelb-rote Bienenfresser, als auf einmal entsetzliches Gequieste, Pfeifen und Hundegebell aus dem Schilf zu hören ist. Ich reiße mein Gewehr hoch und – da sehe ich auch schon die Situtunga! Sie mag noch dreihundert Schritte entfernt sein, sie hält direkt auf ihr Bollwerk zu, die hinter mir dichter werdenden See-Sümpfe. Ein schöner Bock mit langen Hörnern. Als würde ich ihn an einer Schnur ziehen, so kommt er; vor Schreck sieht er mich Armen gar nicht, obwohl ich draußen auf der Hügelkuppe sitze, für jeden sichtbar.

Ihn zu erlegen ist ein Kinderspiel. Er trottet vor mir her, auf zwanzig Schritte. Seine eigentümlichen, langen Klauen, seine für das Sumpfgehen geschaffenen, bundschuhartigen Füße machen ihn auf dem Festland hilflos. Er stolpert so ungeschickt daher, dass ich ihn vielleicht sogar lebendig fangen könnte. „He never had the chance of a snowball in hell" (Er hatte nicht die Chance eines Schneeballs in der Hölle), sagt mein Vogelfreund, der hier neben mir sitzt und der Jagd zugesehen hat. Er ist sehr stolz, er hat mich die Situtunga „schießen lassen". „There you are", sagt er – „Can show you a situtunga any time, and you need not even get seasick." (Da haben wir es. Ich kann Ihnen jederzeit eine Situtunga zeigen, und Sie müssen dafür nicht einmal seekrank werden.)

So unerwartet wendete sich meine Situtunga-Jagd zum Erfolg. Wahrlich, ich hätte mir die Insel Fumve sparen können, die stürmischen Nächte, den fast auf mich stürzenden Baum, die Seekrankheit, meine ins Wasser gefallene Waschschüssel, ganz zu schweigen von der fünftägigen Miete für das Motorboot. Mein Vogelfreund – von dem sich übrigens herausstellte, dass er außer dem Vogelfang auch etwas von der Jagd versteht, ja sogar Elefantenjäger in Uganda und im Kongo war – campt hier, einen guten Büchsenschuss von meinem Lager entfernt. Die Eingeborenen nennen ihn „Kvacs“, so habe ich ihn bisher auch gerufen; erst jetzt erzählte er, dass sein Name Lemon ist, sein Spitzname hingegen Lemon squash, und die Schwarzen haben aus dem Squash „Kvacs“ gemacht.

Dieser Kvacs wohnt nicht allein in seinem Zelt, er hat einen Bettgenossen. Ich schäme mich nicht zuzugeben, dass mir Kvacs' Bettgenosse auf Anhieb gefiel, ich habe mich förmlich in ihn verliebt; ich habe auch alles versucht, um ihn zu bekommen, aber vergeblich, es gelang mir nicht. Dabei hätte ich ihn auch mit nach Hause genommen, ich hätte ihn niemals verlassen. Und nicht nur er gefiel mir, ich auch ihm. Dennoch musste ich ihn dort lassen. Dabei fühle ich, bei mir wäre er viel glücklicher gewesen als beim Kvacs.

Kvacs' Mitbewohner ist ein zweijähriges, wunderschönes kleines Schimpansenkind. Letztes Jahr hat er es im benachbarten Belgisch-Kongo gefangen, er zieht es auf, er würde es um nichts in der Welt hergeben. Ich übertreibe, wenn ich sage, um nichts in der Welt; denn für vierzig Pfund wäre er bereit gewesen, sich von ihm zu trennen. Da ich jedoch keine vierzig Pfund für einen Affen übrig hatte, blieb der Schimpanse beim Vogelfänger. Ich bedauere es sehr. Denn nie habe ich ein so drolliges, liebenswertes Geschöpf gesehen. In drei Komikern steckt nicht so viel Humor wie in diesem kleinen Hanswurst.

Gleich bei meiner Ankunft freundeten wir uns an. Seither kam er jeden Tag zweimal zu mir zu Besuch. Er kam aus eigenem Antrieb, und ich kann sagen, er hat mich besser unterhalten als sein Herr, der Vogelfänger. Er watschelte in mein Zelt, auf zwei Beinen; nur manchmal, wenn er das Gleichgewicht verlor, half er sich mit einer Hand nach; dabei kicherte er – sicherlich grüßte er so –, dann reichte er mir zum Händeschütteln seine Rechte. Er untersuchte alle meine Sachen, einen großen Teil warf er vom Tisch, dann legte er sie wieder auf einen Haufen unter das Bett. Am eingehendsten beschäftigte er sich mit meinem Spiegel: Er hielt ihn vor sich hin, schnitt die höllischsten Fratzen hinein und amüsierte sich prächtig über sich selbst.

Ich bot ihm immer eine Tasse Tee an. Er nahm ihn gerne an, obgleich er den Whisky höher schätzte. Er verlangte eine ordentliche Portion Zucker; wenn er ihn ungezuckert bekam, kostete er ihn und gab ihn mit Abscheu zurück. Er pflegte ihn auf meinem Stuhl sitzend zu verzehren; er nahm die Tasse in beide Hände, trank schön ordentlich, wie ein wohlerzogener Herr, er schlürfte nicht einmal.

Aber wie gesagt, den Whisky mochte er lieber. Eines Abends fummelte er dort auf meinem Bett herum, hantierte mit dem Spiegel, scheinbar achtete er gar nicht auf mich, während ich meinen üblichen Abendwhisky schlürfte. Aus irgendeinem Grund ging ich aus dem Zelt, mein halbvolles Glas ließ ich auf dem Tisch stehen. Kaum ein, zwei Minuten später kam ich zurück, das Glas war bereits leer. Aber der Affe saß auch jetzt nur dort auf dem Bett, hatte wieder den Spiegel in der Hand; er sah mich mit einem so unschuldigen, verwunderten Gesicht an, als hätte er keinen Schimmer von der ganzen Whisky-Angelegenheit. Ja, er drehte sogar noch seinen Kopf nach rechts und links, suchte fast entrüstet, wer wohl jener Unverschämte sein mochte, der mein Getränk verbraucht hatte.

Manchmal spazierten wir zusammen. Ich führte ihn an der Hand, so schritt er auf zwei Beinen neben mir her, ohne dass sein Rücken sich krümmte. Wenn ich jedoch seine Hand losließ und begann, schneller zu gehen, dann trottete er auf drei Beinen, das heißt auf zwei Beinen und einer Hand, hinter mir her; sobald er sah, dass er mich nicht einholen konnte, setzte er sich hin und begann ohrenbetäubend zu kreischen. Wenn ich nicht reagierte, sondern weiter eilte, bekam er einen Wutanfall. Er kreischte, schüttelte drohend seine beiden Fäuste gegen mich, schlug vor Zorn auf die Erde. Wenn ich dann endlich stehen blieb und er mich erreichen konnte, kletterte er an meinem Bein hoch, bis auf meine Schulter, setzte sich dort hin und murmelte vorwurfsvolle Worte.

Als wir für die Heimreise aufluden, hielt er sich gerade bei mir auf, zu Besuch. Er reichte mir gesittet die Hand, dann trollte er sich nach Hause, zu seinem Herrn. Er mochte es, zu mir herüberzukommen. Zu Hause wurde er oft verprügelt. Wann immer man ihn bei einer Unordnung erwischte, bekam er immer ein paar auf den Hintern. Bei mir konnte er sich nach Lust und Laune vergnügen. Dabei bot ich Kvacs bereits meinen besten Fotoapparat für den Affen an, dieser Affe wäre sogar fünf wert gewesen. Er gab ihn trotzdem nicht her.

SECHSUNDZWANZIGSTES KAPITEL: BELOHNUNG

Kitui, März 1934

Halb sieben Uhr morgens. Ich sitze am Ufer des Tiba, der sich durch den Urwald windet, ein alter Bekannter. Ich schickte meine Leute entlang des Flusses in beide Richtungen; sie sollen die Spuren von Elefanten untersuchen, die vielleicht nachts hier waren. Mein Lager liegt eine halbe Stunde von hier entfernt, tief im Wald versteckt, denn hier am Wasser sind die Mücken unerträglich. Tagsüber geht es noch einigermaßen, aber nachts quälen sie einen Menschen krank, besonders meine armen Schwarzen, die kein schützendes Moskitonetz haben. Ich warte unter einer schlanken Palme mit gefiedertem Schopf.

Kleine Wirbel bildend, glänzt hier und da der ansonsten schmutzig gefärbte Fluss auf, er platscht im Lauf immer wieder auf, spült zierlich das Ufer. Ein jahrhundertealter Affenbrotbaum breitet sich auf der anderen Seite aus. Seine glänzenden silbergrauen, gewundenen Äste sind wie die Schlangen einer Laokoon-Gruppe. Einige langschwänzige bläuliche Affen machen ihre morgendlichen Turnübungen darauf. Auf der Spitze des untersten, im rechten Winkel über das Wasser ragenden Astes leuchtet ein großer schwarz-weißer Eisvogel. Er rührt sich nicht. Ein afrikanischer Eisvogel! Hier, wo es keinen Vogel gibt, der jemals Eis gesehen hätte.

Ich bin schläfrig. In der Nacht beunruhigten Elefanten die Umgebung meines Lagers. Meine Schwarzen lärmten vor Schreck, trommelten, pfiffen, an Schlaf war kaum zu denken. So dämmere ich hier unter dem Baum ein und schrecke erst hoch, als mein Askari namens Tumbo mit den Worten neben mich tritt: „Tiari, mkono tatu“. Was wörtlich übersetzt heißt: „Fertig, drei Hände“. Nun, daraus verstehe ich wahrlich nicht viel; besonders wenn man so geweckt wird. Erst mit Mühe und nach ausführlicherer Erklärung komme ich dahinter, dass die gesuchte Elefantenspur „fertig“ ist; die „Hand“ aber bedeutet, dass der Hinterlassene der bereitstehenden Fährte nach der Schätzung des Kirongozi einen Stoßzahn von „drei Händen“ Länge haben mag. Unter Hand ist hier der Unterarm zu verstehen, den die Schwarzen als Längenmaß zu benutzen pflegen. Ein Stoßzahn von vier Händen ist also jener, dessen aus dem Maul des Elefanten ragender Teil vier Kirongozi-Unterarme lang ist. Um aus dem lakonischen „fertig, vier Hände“ all dies verstehen zu können, bedarf es einiger Fantasie.

Manchmal läuft der Verstand der Schwarzen auf einem sehr scharfsinnigen Gewinde. Mancher drückt sich so verschlagen, so verdreht aus, dass es fast unmöglich ist, ihn zu verstehen. Genau wie jener gewisse Herr, der mit verbundenem Kopf auf der Straße ging und einem Freund begegnete. – „Was ist dir denn zugestoßen?", fragt der Freund. – „Eine Frau hat gelogen", antwortet der Herr kurz. – „Davon schlägt man sich doch nicht den Kopf ein?" – „Aber sicher doch. Sie hat gelogen, dass ihr Mann nicht zu Hause sei." Jener gewisse Herr könnte, so klar wie er sprach, mutig als Elefantenfährtenleser am Tiba-Ufer anheuern.

Mühsame vier Stunden lang trotteten wir ungestört auf der Spur des Elefanten. Insofern, als der Elefant uns kein einziges Mal in unserem Weg störte. Denn anderes, insbesondere die Dornen, störte uns ständig. Aber der Dornen, so weiß ich, habe ich bereits am Heiligabend gedacht. Sogar eine Kobra kreuzte unseren Weg. Der vor mir schreitende Kirongozi machte einen solchen Satz rückwärts, dass er mich fast umstieß. Dann schnellte er wieder vor und schlug mit seiner „Panga" (einem Beil mit langer Klinge) kräftig auf den Boden. Ich ahnte, dass ihm nur eine Schlange vor die Füße gekommen sein konnte, aber das Gebüsch war dort so dicht, dass, als ich herankam, nur noch die hintere Hälfte der Kobra vor mir zuckte; der vordere Teil fehlte. „Kichua na kwenda" – „Der Kopf ist weg" – sagte der Kirongozi.

Einen mit der Panga halbierten Schlangenleib hatte ich schon einige Male gesehen, aber so etwas noch nicht. Der abgeschlagene Kopf, an dem noch ein Stück Körper geblieben war, kroch munter weiter und verschwand im Dickicht. Der Körper blieb zwar zurück, aber der Kopf ließ sich davon nicht beirren. Meine Begleiter spuckten einer nach dem anderen auf die zurückgebliebene Hälfte der Schlange. Das ist eine sehr wichtige Vorsichtsmaßnahme, damit macht man das Unglück, das uns in Gestalt der Schlange begegnet ist, unschädlich. Ich folgte dem Beispiel meiner Leute – auch das ist extrem wichtig –, spuckte kräftig auf die Schlange und ging weiter.

Wann immer ich einer Schlange begegne, muss ich immer an meinen Diener zu Hause denken. Und an meinen Aufbruch aus dem Hafen von Genua. Als ich letzten Herbst die Reise antrat, begleitete mich mein alter Diener bis nach Genua. Er kam auf das Schiff, ordnete dort alles in meiner Kabine, bis man ihn hinunterjagte. Er verabschiedete sich, stieg aus und wartete dann auf die Abfahrt. Es ist mir, als hörte ich, wie das Schiffshorn kurz und scharf kläfft, die Seile platschend in das ölig riechende Wasser fallen, die Bordkapelle den Abschiedsmarsch anstimmt. Dann bäumt sich der kleine, uns vorgespannte Dampfer auf, klatscht in vollem Bewusstsein seiner Wichtigkeit auf das schmutzige Wasser, schleppt mit „geschwellter Brust", als könnten wir uns ohne ihn gar nicht rühren... Währenddessen packt meinen Diener, der zusammen mit dem Festland unter mir zurückweicht, der Abschiedsschmerz an der Kehle. Ich sehe, dass er noch etwas sagen möchte, einen Reisewunsch, eine glückliche Heimkehr; ich sehe, wie er mit gerötetem Gesicht nach den Worten sucht, und schließlich ruft er mir dies hinterher: „Und dann auf die Schlangen! Auf die Schlangen aufpassen! Dass Sie bloß keine Giftschlange beißt!" Er sagte noch etwas, aber das verstand ich nicht mehr. Wir waren schon einen guten Büchsenschuss draußen, da stand mein Alter immer noch dort an der Ecke des Hafens. Ich sah durch das Fernglas. Die anderen Tuchwinker waren schon neben ihm verschwunden, er schwenkte immer noch seinen Hut. Er wusste, dass ich ihn noch sah... Wir zwei verstehen uns. Wir sind schließlich recht alte Bekannte. An meinem ersten Lebenstag begegnete ich ihm zum ersten Mal. Und seit ich denken kann, waren wir selten ohne einander... – „Und dann auf die Schlangen! Auf die Schlangen aufpassen!..."

All dies gehört wahrlich nicht hierher. Weder der Herr mit dem verbundenen Kopf noch mein lieber, zum Abschied winkender Alter. Während eines vierstündigen Marsches schweifen die Gedanken oft weit ab. Jetzt aber ist es vorbei mit dem Abschweifen. In

frischen, fast noch dampfenden Elefantenmist sinkt der Daumen des Kirongozi. Der Moment der Tat rückt näher. Das übliche Entkleiden. Blendwerk mit braunem Staub, mit rotem Staub. Das „Anbinden“ des Elefanten.

Und kaum dass wir aufbrechen, bricht etwa hundert Schritte vor uns krachend ein Baum... Wir wissen, was ihn zerbricht. Wenn er doch nur ernsthaft mit dem Holzfällen begänne! In solchen Momenten ist es am leichtesten, heranzukommen... Der Wind weht günstig, also los, so schnell wie möglich, bevor er dreht. Unerwartet wird der Wald niedriger, die bisher stattlichen Bäume schrumpfen zu manneshohem Gebüsch. Und als wir in dieses Flachland hinaustreten – erblicken wir auch schon den Elefanten. Er mag kaum vierzig Schritte entfernt sein, er trottet halbseitig von uns weg. Er ist entsetzlich groß. Seine gewaltigen Ohren – schwarzsegelartige Lappen mit ausgefranstem Rand – fächern im Takt. Sie öffnen sich, klappen nach hinten – und wie sie nach hinten klappen, klatschen sie leise... Aus dem Gebüsch, das uns über den Kopf reicht, ragt der Riese heraus wie ein Vorstehhund aus einem Kartoffelacker. Aber seine „vierhändigen“ Stoßzähne – können wir immer noch nicht sehen! Er trägt den Kopf tief, das Gebüsch reicht genau bis zum Ansatz seiner Stoßzähne; er verbirgt das Wichtigste, die Frage, die uns alle im Fieber hält: die Größe der Stoßzähne. Was soll ich tun? Hier türmt er sich vor mir auf, ich könnte ihn sogar bewerfen, geschweige denn erschießen. Und was, wenn er tatsächlich ordentliche Stoßzähne in der Tiefe des Dickichts verbirgt? Die Versuchung hebt bereits das Gewehr in meiner Hand... Aber ich muss sie besiegen. Ich kann nicht die Katze im Sack erschießen. Ich habe nur noch für einen einzigen Elefanten eine Erlaubnis, ich darf seine Stoßzähne nicht aufs Spiel setzen.

Jetzt bricht er mit solchem Lärm vor mir her, dass ich getrost auch Lärm machen kann, er wird mich nicht hören. Ich rücke auch so nahe heran, dass ich sogar die drahtartigen Borsten sehe, die seine Schwanzspitze zieren... Wie ein grauer Felsblock ragt das Hinterteil des Elefanten vor mir auf. Die borkige, faltige Haut schlabbert an ihm wie die Pluderhose an einem Clown. Wie der Flügel einer Nachtschwalbe klatschen seine riesigen Ohren, mit denen er Fliegen abwehrt. Er lässt seinen Rüssel schlangenförmig spielen, pflückt Blätter, bricht Zweige, wählt zierlich aus. Eine furchtbare Verdauung. Nur seine Zähne, seine Zähne schämt er sich zu zeigen!...

Das Flachland dauert nicht lange, der Wald bäumt sich wieder auf. Er nimmt den Elefanten in sich auf, verbirgt ihn unter seinem schützenden Flügel wie eine Glucke das Küken, schließt die Tür hinter ihm: Die Gelegenheit zum Schuss ist vorbei! Nur hinterher! Ich gerate jäh in ein solch wirr geflochtenes Lianengestrüpp, dass Zeit vergeht, bis ich mich mühsam befreien kann. Endlich gelange ich auch in den hohen Wald. Ich horche. Stille. Ich höre nicht einmal mehr, wo der Elefant geht. – „Na“, sage ich zu Tumbo, „den hast du ja schön angebunden.“ – „Ich habe ihn ja nicht hier angebunden“, antwortet er, „sondern dort drüben, ein gutes Stück weiter.“ – „Ach so“, sage ich, „das ist etwas anderes. Nur weiter.“ Der Wind ist unverändert gut, der Elefant konnte unseren Geruch nicht aufnehmen. Er konnte uns weder sehen noch hören. Warum sollte er also geflohen sein? Mit so etwas mache ich mir Mut.

Inzwischen vergeht eine weitere Stunde. Beharrlich folgen wir der Fährte. Sie lockt uns immer weiter in die Tiefe des immer dichter werdenden Dickichts. Die Sonne hat bereits den Zenit ihrer Bahn erreicht. Sie verstreut ihre senkrechten Strahlenbündel mit der verschwenderischen Kraft des Überflusses, erfüllt von ihrer eigenen Unermüdlichkeit. Lass nur diese vier Stunden vergehen, dann wird sie ihr Gehabe billiger abgeben.

Tumbo hebt den Kopf. Er gebietet mit der Hand Stille... Es ist, als wüchsen mir hundert Ohren gleichzeitig. Alle spitze ich. Und schon höre ich es: Wie wenn ein Flusspferd zum Luftholen auftaucht, so ein Blasen trifft mein Ohr. „Sasa na lala“ – sagt Tumbo – „jetzt

schläft er!“ Offensichtlich wurde es auch dem Elefanten mit dem Übereifer der Sonne zu viel, er hat sein Umherstreifen beendet, die Mittagspause ist da. Hier ist die Gelegenheit. Das flusspferdartige Blasen, das wollüstige Schnaufen wiederholen sich immerzu und weisen uns den Weg.

Nur ist der Wald wieder so gottverlassen dicht, ich sehe wieder nichts, genau wie neulich am Heiligabend. Dabei rumort der Magen des Elefanten schon aus kaum fünfzehn Schritten Entfernung... Ein zufällig dorthin führender Büffelwechsel hilft mir. Entlang dessen gleite ich lautlos voran, und aus dem Dickicht erblicke ich den Elefanten. Er steht mit der Brust zu mir, seine Ohren bewegt er nur kaum merklich, seinen Rüssel lässt er schlaff hängen; er hat keine Ahnung, dass ihn jemand beobachtet. Ich kann das lange, dicke Paar Stoßzähne, das tief in das Gebüsch hinabreicht, gründlich untersuchen... Das ist es! Das ist Elfenbein. Solch einen Burschen brauchen wir. Ach, wenn er sich doch nur ein wenig zur Seite bewegen würde... So frontal ist der Schuss völlig unsicher...

Ich liege auf dem Bauch, die Waffe am Gesicht. Die Sonne rast über mir, der Schweiß rinnt von mir herab, mein Herz hämmert in meiner Kehle; der Elefant rührt sich nicht. Das hält ein Mensch über eine gewisse Zeit hinaus mit den Nerven nicht aus. Ich zumindest nicht. Und diese gewisse Zeit ist abgelaufen. Es komme, wie es wolle. Auf die Mitte der Brust zielend, drücke ich ab. – Das gewaltige Geschoss der .577er Cordite-Express setzt den Riesen förmlich auf das Hinterteil – aber nur für einen Augenblick. Schon ist er wieder auf den Beinen und verschwindet mit einem einzigen Satz im Dickicht. Den linken Lauf schieße ich ihm nur noch blind hinterher... Nach kaum ein paar Krachern höre ich ihn stürzen, er schlägt auf dem Boden liegend um sich. Im Laufen schiebe ich zwei frische Patronen in die Läufe, versuche mir den Weg zu ihm zu bahnen, aber als ich mich dorthin dränge, finde ich nur noch eine wirbelnde Staubwolke, auf einem zimmergroßen Platz kurz und klein geschlagenen Wald und die leere Stelle des Elefanten vor. Das Zeichen des Knieens ist jedoch deutlich zu sehen, ebenso auf beiden Seiten je ein rundes Loch, wo er seine Stoßzähne im Fall in die Erde stieß. In seiner Fährte rötet sich reichlich Blut.

Nach dem Rauchen der üblichen nervenberuhigenden Zigarette und dem Aufschrauben des Halses der Wasserflasche machen wir uns auf die blutige Fährte. Und was danach geschieht, halte ich für die spannendste, unvergesslichste Jagderinnerung meines Lebens... Zehn Minuten lang folgen wir dem verwundeten Elefanten, ohne das geringste Geräusch zu vernehmen. Dann ist aus der Ferne ein heranstürmendes Krachen zu hören. „Na kudja rudi!“ – ruft Tumbo. – „Er kommt zurück!“

Der Elefant hatte genug von der Belästigung. Er hat umgedreht, bricht auf seiner eigenen Spur zurück, er will seine Peiniger erledigen... Und als ich seinen gigantischen Kopf über den Baumkronen schwanken sehe, seine breit gespannten Ohren, seine pfostenstarken, schmutzig-gelb hervorstechenden Stoßzähne, seinen furchtbaren Rüssel, der sich zum Angriff schlangenförmig windet – wahrhaftig, etwas Großartigeres kann ich von Afrika nicht erwarten! Ich warte auf den günstigen Moment. Und sobald er den Kopf zur Seite dreht, schieße ich ihm in den Ohrgrund. Wie ein vom Blitz getroffener Baumriese bricht er mit einem einzigen Krachen zusammen – er rührt sich nicht mehr.

Es dämmert bereits, bis wir mit dem Ausbeilen der Stoßzähne fertig sind. Und als wir mit unserer zentnerschweren Beute aufbrechen, führt das Licht bereits seinen allerletzten, hoffnungslosen Kampf gegen die ihm nachströmende Dunkelheit. Bald darauf scheint friedlich-hell der Mond hervor, er zeigt uns wohlwollend den Weg, beleuchtet silbrig die auf den Schultern der Schwarzen schwankenden, an eine Stange gebundenen Stoßzähne. Der lange, mühsame Weg und das in der Nacht noch grimmigere Dornengebüsch stören die Stimmung im Geringsten nicht. Bis nach Hause marschieren wir mit unaufhörlichem

Gesang, obwohl es auf Mitternacht zugeht, als wir das Lager erreichen. Wenn sie Elfenbein bringen, singen die Schwarzen immer. Ja, sie tanzen sogar! Hin und wieder setzen sie die Stoßzähne ab und hüpfen darum herum. In solchen Momenten ist es ihnen egal, ob es Nacht oder Tag ist, sie vergessen Hunger und Müdigkeit. Ein wahrer Siegesrausch ergreift sie, genau wie Soldaten, die aus einer gewonnenen Schlacht heimkehren. Jeder will den Stoßzahn tragen, selbst der ansonsten Faulste, und jeder von ihnen ist der heiligen Überzeugung, dass der Erfolg ausschließlich sein individuelles Verdienst ist.

Diesmal gibt es für die Sänger sogar eine Musikbegleitung. Vor jedem Stoßzahn schreitet ein Musiker, der auf einer Rohrpfeife bläst. Weder in dem Lied noch im Klang der Pfeife gelingt es mir, auch nur die primitivste Melodie zu entdecken. Noch weniger, dass zwischen dem Lied und der Pfeife irgendein musikalischer Zusammenhang bestünde. Sänger und Pfeifer nehmen in keiner Weise Rücksicht aufeinander. Es stimmt, dass auf den Pfeifen nur jeweils ein Loch ist, was vielleicht nicht für eine Melodie reicht. Diese Lieder sind vor allem deshalb interessant, weil ihr improvisierter, dem Anlass angepasster Text hier, im Gehen, vom „Vorsänger" gedichtet wird. Die anderen summen ihm nur das Schlusswort nach. Heldensagen sind das, die jedes Moment der Jagd besingen. Später, am Lagerfeuer, lasse ich mir den Sinn des heutigen Singens übersetzen, da sie mir unbekanntes Suaheli sangen. Vor allem priesen sie ihre eigene Heldenhaftigkeit, weil sie es gewagt hatten, sich mit so viel Gefahr und Mühe, gegen Dornen kämpfend, auf diese halsbrecherische Reise einzulassen. Zwischendurch erwähnten sie auch immer wieder die Daheimgebliebenen, die „feigen Hunde", die sich fürchteten, den „tausend Gefahren" ins Auge zu blicken. Der Refrain klang hingegen so: „Aber wir geben euch nichts ab, ihr feigen Hunde, nicht ein einziges Korn von jener Belohnung, die wir vom Bwana für unsere Heldenhaftigkeit erhalten." – Dies sang jeder von ihnen mit besonderem Nachdruck und Überzeugung.

Wie gesagt, es geht auf Mitternacht zu, als wir zu Hause ankommen. Die Elfenbeinträger setzen ihre Last glänzend vor Schweiß und keuchend vor meinem Zelt ab. Sie binden sie von der Stange los, und nachdem sie das an ihnen getrocknete Blut und den Schlamm abgewaschen haben, lehnen sie sie ordentlich an den Baum vor dem Zelt. Mein spätes Abendessen wird auch bald serviert. Perlhuhnsuppe, gebratenes Perlhuhn mit Reis, kaltes Perlhuhn. Das Perlhuhn hat der Koch mit meinem Flobertgewehr geschossen. Der Koch schießt jeden Tag ein Perlhuhn, das Perlhuhnschießen ist seine Lieblingsbeschäftigung; er schießt es lieber, als dass er es kocht. Er schießt es auch besser. Ich bekomme Ekel vor dieser Perlhuhn-Diät! Als schließlich die vereinigte Musik der Grillen, Zikaden, Moskitos, Nachtschwalben und Nachtaffen verstummt, verzeihe ich auf meinem vom Moskitonetz bedeckten Bett und während mein vor Schlaf schwer werdendes Auge ein letztes Mal an dem an den Baum gelehnten Elfenbein hängen bleibt, in meinem Herzen jedem Mitmenschen und bin sehr zufrieden mit dem Lauf der Welt. Das sterbende Lagerfeuer flammt noch ab und zu auf. Jedes Mal klopft mein Herz. Denn aus der Dunkelheit blitzt immer wieder die schönste Erinnerung an den heutigen unvergesslichen Tag auf, die schönste Belohnung des Afrika-Jägers – das hundertpfündige Elfenbein!

SIEBENUNDZWANZIGSTES KAPITEL: GEFÄHRLICHES GROSSWILD

Nairobi, März 1934

Elefant, Büffel, Löwe, Leopard, Nashorn. In Afrika ehrt man diese fünf als solche. Und wenngleich du jeden örtlichen Jäger fragst, welches von den fünf nun das gefährlichere

sei, antwortet jeder anders. Jeder fürchtet sich am meisten vor dem, jeder setzt das an die erste Stelle, was ihn am ernsthaftesten erschreckt hat. Ich zum Beispiel fürchte mich am meisten vor dem Elefanten, er hat mich am öftesten gejagt: ihn halte ich für Afrikas gefährlichstes Wild!

Aber betrachten wir alle fünf einzeln. Halten wir die Rangfolge ein, beginnen wir mit dem aus der Sicht des Laien imposantesten, dem Tierkönig aus den Märchenbüchern – dem Löwen. Der Löwe, sowie sein kleinerer Verwandter, der Leopard, sind relativ „weiche" Tiere. Eine angreifende Raubkatze kann mit entsprechender Vorsicht, Geistesgegenwart und Schussfertigkeit in der Regel unschädlich gemacht werden. Dennoch verursacht sie den meisten Ärger; ein Großteil der Jagdunfälle geht auf das Konto des Löwen. Dies ist primär der Größe seines Verbreitungsgebiets zuzuschreiben, denn er kommt in fast allen Teilen Afrikas vor; von den fünf Arten gefährlichen Wildes werden Löwen am häufigsten geschossen, es ist also natürlich, dass die meisten Jäger mit ihm Scherereien bekommen.

Dabei ist der Löwe, besonders das Männchen, im Grunde kein aggressives Tier. Ohne Grund greift er den Menschen kaum jemals an, er meidet nach Möglichkeit die für ihn sicherlich unangenehme Begegnung. Nur wenn man ihn verwundet, in die Enge treibt oder auf andere Weise reizt, verliert er die Geduld. Die Löwin, besonders die Mutter, sollte der Jäger mit erhöhter Vorsicht behandeln. Sie greift leichter an als das Männchen, vor allem, wenn sie ihre Jungen in Gefahr glaubt. Wiederholt habe ich die Erfahrung gemacht, dass, wenn ich ein in das Dickicht zurückgezogenes Löwenpaar aus seinem Versteck treiben ließ, das Männchen früher versucht, das Weite zu suchen, ungesehen aus dem Treiben zu entkommen. Die Löwin scheint mutiger, kühner zu sein, sie nimmt schwerer Reißaus, greift leichter an als das Männchen. Diese Eigenschaft entspringt wohl der mit der Mutterschaft einhergehenden Selbstaufopferung und erhöhten Entschlossenheit.

Ziemlich oft kommt es vor, dass der Löwe, nach Art eines geschickten Pokerspielers, nur „blufft". Er stellt den Jäger auf die Probe, ob er ihn wohl einschüchtern könnte? Und wenn er es nicht kann, dreht er im entscheidenden Moment ab und lässt von seiner mörderischen Absicht ab. Auch solche Löwen gibt es. Wie auch andersgeartete Löwen von verschiedenem Naturell dem Jäger in den Weg kommen. Das überlegene Verhalten dieser Tiere ist schwer in Regeln zu fassen. Jeder ist eine eigene Persönlichkeit, ein eigenständiges Individuum; einer ist jähzornig, einer offenherzig, ein anderer hinterhältig – man kann sie nicht über einen Kamm scheren. Ihre unerwarteten Handlungen, ihre plötzlichen Entschlüsse werden von vielerlei Umständen beeinflusst.

Eine allgemein akzeptierte, meistens auch zutreffende Regel ist, dass nur der verwundete Löwe angreift; wenn man ihn nicht behelligt, geht er dem Menschen aus dem Weg. Das ist auch so – einmal, zweimal, vielleicht auch zwölfmal – aber beim dreizehnten Mal, ja, eventuell schon beim ersten Mal – ist es anders! Nicht nur ich, sicherlich hat auch ein anderer Afrika-Jäger mit ähnlicher Erfahrung bereits einen völlig gesunden, ohne jede Provokation angreifenden Löwen getroffen. Einen solchen treibt irgendein „persönlicher", dem Jäger unbekannter Groll dazu, die Sache entgegen seiner Gewohnheit auf Angriff zu bürsten. Vielleicht weckt der Anblick des Jägers bittere Erinnerungen in ihm, möglicherweise wurde er irgendwann einmal verwundet. Es kann auch sein, dass eine andere Indisposition, Krankheit, vielleicht ein einfaches Magenverstimmen durch schlechte Laune ihn reizbar macht.

Andererseits kommt es auch vor, dass es nur schwer oder gar nicht gelingt, den verwundeten Löwen einzuholen, weil er entgegen aller Regeln die Flucht ergreift und ihm nicht im Traum einfällt, sich zum Kampf zu stellen. Ich selbst erinnere mich gut an einen, leider weich getroffenen, schönmähnigen männlichen Löwen. Jeder Jäger weiß, dass das

„gefährliche“ Wild, wenn man es in den Bauch schießt, besonders gefährlich wird. Der Magenschuss erbittert den Verwundeten offensichtlich am meisten. Ein solcher Löwe greift den Jäger „unbedingt“ und „gnadenlos“ an. So sagt es die Vorschrift. Mein armer, in den Bauch geschossener Löwe jedoch – obwohl er sich in ein für ihn ebenso vorteilhaftes wie für mich unangenehmes Schilfdickicht zurückgezogen hatte – wollte sich nicht an die Regel halten. Denn er vergaß nicht nur den „obligatorischen“ Angriff, sondern jedes Mal, wenn ich mich ihm näherte, suchte er das Weite. Schließlich gelang es erst beim vierten Mal, ihn nach langer Verfolgung zu erblicken und ihn sicherlich von seinen qualvollen Schmerzen zu erlösen.

Die Gefährlichkeit des Löwen sehe ich vielleicht primär in dieser überraschenden Unberechenbarkeit. Nicht einmal beim verwundet wütenden, ja nicht einmal beim arglos gähnenden Löwen kann man sicher wissen, wie er sich im nächsten Moment verhalten wird. Deshalb heißt es hier im Sprichwort: Ein guter Löwe – ist nur ein toter Löwe.

Noch eine ganz individuelle Gefahr bringt die Jagd auf Raubkatzen mit sich. Als Aasfresser ist die Unterseite ihrer Krallen ein wahres Lagerhaus für Leichengift (Ptomain). Ptomain ist, wenn es in den menschlichen Blutkreislauf gelangt, ein extrem zerstörerisches, Brand (Gangrän) verursachendes, gefährliches Gift. Deshalb ist jede von einer Löwenkralle verursachte Verletzung, auch wenn sie im ersten Moment vielleicht unbedeutend erscheint, aufgrund der Infektionsgefahr oft fatal.

Für Afrikas kleinere Raubkatze, den Leoparden, gilt dasselbe. Mit ihm stößt der Jäger als Nachttier seltener zusammen. Er ist grimmigerer Natur, reizbarer, entschließt sich schneller zum Angriff als der Löwe. Die Gefährlichkeit des Leoparden ist primär in seiner blitzartigen Schnelligkeit zu suchen. Deshalb ist – wenn wir auf unübersichtlichem Gelände der Fährte eines verwundeten Leoparden folgen – eine mit grobem Schrot oder Posten geladene Waffe ratsam! Damit ist aus unmittelbarer Nähe die Abwehr eines Angriffs wirkungsvoller und sicherer als mit einer einzelnen Kugel. Der nur sechzig bis siebzig Kilo schwere Leopard ist unbestreitbar eine kleinere Gefahr als der zweihundert bis zweihundertfünfzig Kilo schwere Löwe; aber seine außerordentliche Geschwindigkeit und seine, dem Löwen ähnlichen, leichengiftigen Krallen machen ihn zu einem wahrhaft ernsthaften, keineswegs zu unterschätzenden Gegner.

Von den gefährlichen afrikanischen Wildtieren fürchte ich mich wohl vor dem Nashorn am wenigsten. Es stimmt, dass es das jähzornigste ist, das am leichtesten Wütende. Aber da es ein kurzsichtiges Tier mit schwachen Augen ist, bedeutet sein Angriff im Allgemeinen keine große Gefahr. Mit viel Getöse, dem Schnauben einer außer Rand und Band geratenen Dampflokomotive, rennt es auf den Menschen zu, beziehungsweise nur auf den Geruch des Menschen, denn sehen kann es ihn nur aus kurzer Distanz. Wenn man jedoch mit einem geschickten Manöver zur Seite tritt, donnert der wütende Gepanzerte in der Regel weiter, er dreht nicht um, er „sucht“ seinen Gegner nicht, wie es ein wütender Büffel oder Elefant zu tun pflegt. Sobald jedoch kein Menschengeruch mehr seine Nase kitzelt, beruhigt sich auch das Nashorn, es vergisst schnell, dass es zornig war.

Ich habe es schon gesagt, jetzt wiederhole ich es: Vor dem Elefanten fürchte ich mich am meisten. Nicht nur, weil er der größte ist, sondern auch, weil er – der klügste ist. Das ist – wenn es ernst wird – keineswegs ein nebensächlicher Umstand. Ein Elefantenbulle, der seine lakenartigen Ohren straff spreizt und wie eine Dampfpfeife sirenenartig brüllt, übertrifft den Angriff jedes anderen Raubtieres. Es ist eine furchtbar großartige Nervenprobe, die einen Mann fordert. Die erfolgreiche Abwehr eines solchen Angriffs ist ein befriedigendes, lebenslanges Jagderlebnis. Dies ist für den Laien, der nur den schwerfälligen, gutmütigen indischen Elefanten der Zoos kennt, schwer, ja völlig unmöglich vorstellbar! Denn jener geduldige und fromme Zirkusrüssler erinnert nicht im

Entferntesten an den wütenden, flink hin und her schwenkenden, selbst dem schnellsten Menschen überlegenen afrikanischen Elefanten! Was soll ich mit diesem verrückten Ungetüm anfangen, mit diesem fünf bis sechs Tonnen schweren Titanen? Solches fühle ich beim Anblick eines angreifenden Elefanten.

Und ich soll mich nicht einmal davor fürchten? Nach dem Elefanten folgt – zumindest auf meiner persönlichen Gefahrenliste – der Kafferbüffel. Ich schätze ihn deshalb besonders ein, weil er von den „Großen Fünf" der unbarmherzigste, aufdringlichste und entschlossenste ist. Ein Nashorn lässt sich meist durch eine geschickt platzierte Kugel ablenken. Was nicht bedeutet, dass es danach nicht zurückdreht und seinen Angriff wiederholt. Seine Richtungsänderung gibt dem Jäger jedenfalls eine neue Chance. Doch einen ernsthaft angreifenden Büffel kann man nicht ablenken. Weder durch einen Schuss noch durch sonstige Einschüchterung. Er fackelt nicht lange, man muss ihn erschießen – sofern der Jäger beabsichtigt, weiter zu jagen. Ein bekanntes Sprichwort unter Afrika-Jägern lautet: „Unser Handwerk ist rein eine Frage der Geduld. Wer von uns nicht warten kann, bis er an der Reihe ist, den erwischen sie früher oder später." Darin liegt ein Funke Wahrheit.

Das beweist wohl in erster Linie die sehr respektable Gesellschaft der einheimischen „Weißen Jäger", der professionellen White Hunter. Es gibt kaum einen unter ihnen, besonders unter den Älteren, der nicht schon eine ernstere Auseinandersetzung mit einem der gefährlichen Wildtiere gehabt hätte. Hier ist zum Beispiel mein Jagdbegleiter der letzten Monate, Kapitän Murray Smith. Sicherlich erinnert sich der Leser an ihn; wir haben zusammen die Löwen in der Serengeti fotografiert. Murray geht nun auf sein 35. Lebensjahr zu und ist seit etwa acht bis zehn Jahren Berufsjäger. Davon hat er jedoch fast ein ganzes Jahr im Krankenhaus verbracht. So lange dauerte es, bis man seine Armmuskeln, die ein Elefant zertrampelt und ein Stoßzahn aufgerissen hatte, wieder zusammenflicken konnte. Tatsache ist, dass Jagdunfälle hier weitaus häufiger sind, als der Uninformierte im Allgemeinen glauben würde. Die meisten dieser Fälle – mit Ausnahme der tödlichen oder schweren Unglücke – gelangen gar nicht an die Öffentlichkeit. Es ist keine gute Werbung, weder für den ausländischen Jagdgast, noch verbessert es die Popularität der ihn begleitenden Berufsjäger. Genauso wenig wie ein Verkehrsunfall oder gar eine Eisenbahnkatastrophe den Ruf eines Lokomotivführers mehrt.

Keine einzige Jagdsaison vergeht, ohne dass die Nachricht von einem kleineren oder größeren Unglück das Jagdamt in Nairobi erreicht. Dort wird ein stattliches Tagebuch über solche Dinge geführt; nicht nur die Geschädigten werden erfasst, sondern auch die Täter – jedes der fünf Tiere hat seine eigene Rubrik. Die größte Belastung zeigt sich – wie bereits erwähnt – in der Rubrik des Löwen. Der Jagdmeister zeigt dieses Tagebuch nicht gerne her; es ist eine streng vertrauliche, offizielle Geheimnisse hütende Schrift. Es ist nicht erwünscht, dass sein Inhalt allgemein bekannt wird. Einmal hatte ich jedoch zufällig Gelegenheit zu einem kurzen Einblick. Zum Abschreiben von Details reichte die Zeit natürlich nicht, aber was ich in wenigen Minuten sah, übertraf alles. Wen so etwas übrigens interessiert, der kann zum Friedhof von Nairobi spazieren und dort ungestört die „Anklageschriften" auf den Grabsteinen studieren. Man findet auf ihnen alle fünf Schädlinge – auch dort führt der Löwe.

Untersucht man die Details der Unfälle einzeln, stellt sich fast immer irgendein kleinerer oder größerer Fehler heraus: Unzulänglichkeit, Mangel an gebotener Vorsicht, eine unzuverlässige Waffe oder ein anderes Versagen, das meist als „Pech" abgestempelt wird, im Grunde aber auf das Konto des Verunglückten geht. Die große Mehrheit der Geschädigten rekrutiert sich aus zwei Arten von Jägern: einerseits den Unerfahrenen und – davon gibt es vielleicht noch mehr – aus den Reihen der sehr Erfahrenen, der echten Experten. Erstere können den Grad der Gefahr noch nicht einschätzen, Letztere

unterschätzen sie bereits. Ihre lange Jagdvergangenheit und viele Erfolge steigern, statt ihre Vorsicht zu erhöhen, ihre Unbedachtsamkeit und Leichtsinnigkeit. Den unerfahrenen Anfängern stellt die zuständige Behörde offenbar einen eigenen afrikanischen Schutzengel zur Seite, sonst würden sicherlich viel mehr von ihnen in Schwierigkeiten geraten. Ich muss nur an meine eigenen Lehrjahre denken, als ich ohne jede Sachkenntnis unbedacht in das Dickicht kroch, einem verwundeten Löwen hinterher. Nicht etwa todesverachtender Mut oder Draufgängertum trieben mich dazu, sondern rein die Unerfahrenheit, die Verkennung des Ausmaßes der Gefahr – schlichte Dummheit. Mit meinem heutigen Wissen wäge ich die Chancen vorsichtig und gründlich ab, bevor ich mich an solch eine kitzlige Arbeit mache. Die Unterschätzung des Gegners rächt sich nicht nur im Krieg, sondern auch in der afrikanischen Wildnis.

Es gibt natürlich jene Ausnahmefälle, in denen den Jäger nicht einmal der blasseste Vorwurf eines Versäumnisses treffen kann, in denen man wirklich nur von Pech sprechen kann, von der unerklärlichen Bosheit des Schicksals – von dem, was ich im neunten Kapitel meines Buches als „le risque du métier", das Berufsrisiko, bezeichnet habe. Doch es ist nicht mein Ziel, dieses Thema weiter auszuweiten, sonst glaubt man am Ende noch, ich würde gegen die afrikanische Jagd hetzen. Es genügt, wenn ich mich im Folgenden auf einige für uns besonders interessante ungarische Fälle beschränke; diese beleuchten die Frage ausreichend. Wir alle wissen, dass nur wenige Ungarn in Afrika jagen. Das ist kein Wunder, schließlich passt unser winziges Land etwa dreihundertmal in die Karte Afrikas. Was wiederum nicht bedeutet, dass auf dreihundert ausländische Afrika-Jäger nur ein Ungar kommt. Aber viel mehr werden es kaum sein. Trotzdem sind wir nicht ohne Blessuren davongekommen; auch wir sind in die Chronik der afrikanischen Jagdunfälle eingegangen. Ich habe meine Daten zwar nicht daraus, sondern aus heimischen Zeitungen und glaubwürdigen Briefen zusammengetragen. Auf die Schnelle fand ich Folgendes:

1. Mihály Esterházy (1853–1906)

Ich zitiere aus der Zeitschrift „Vadász Lap" (Jagdblatt) vom 1. April 1881:

> „Bei Redaktionsschluss erreicht uns aus Wien die Nachricht, dass Graf Mihály Esterházy – der Sieger der letztjährigen Taubenschieß-Meisterschaft von Monte Carlo – von einem Löwen, den seine Kugel zwar getroffen, aber nicht tödlich verletzt hatte, erreicht, niedergerissen und schwer an der Schulter verwundet wurde. Einer der Eingeborenen sprang dem Jäger zu Hilfe und stieß seinen Speer so tief hinter das Schulterblatt des Löwen, dass dieser zwar noch aufsprang, dann aber leblos neben Mihály Esterházy zusammenbrach. Dr. Palme, der die Reisenden als Arzt begleitete, verband Esterházy sofort. Man hofft, dass in einigen Wochen die nicht so sehr lebensgefährlichen, als vielmehr schmerzhaften Verletzungen verheilt sein werden."

Zum Vergleich bringe ich die Abschrift eines eigenhändigen Briefes des Verwundeten, den er an seinen in Afrika jagenden Bruder schrieb.

> „14. März 1881. Sudan. Im Lager ‚Wad el Hag' am Dinder-Ufer. Lieber Béla. Ich glaube, es wird dich interessieren, ein paar Zeilen über uns und unsere Angelegenheiten zu lesen. Wir jagen nun schon seit zwei Monaten in dieser Gegend, und das mit recht gutem Erfolg. Bisher haben wir zu dritt acht Löwen geschossen, ich davon nur einen. Ich hatte großes Pech. Ich verwundete einen großen männlichen Löwen schwer, und als wir ihm nach einigen Stunden ins Dickicht folgten, sprang der Verletzte mich aus einem Gebüsch heraus an. Ich schoss auf ihn: Meine Kugel drang unter dem rechten Auge ein, schlug die hinteren Zähne aus und

trat vor dem Ohr wieder aus, dennoch konnte sie ihn nicht aufhalten. Er war schon so nah, dass ich keinen zweiten Schuss mehr abgeben konnte. Mit einem einzigen Prankenschlag streckte er mich zu Boden. Was danach geschah, weiß ich nicht genau, da ich wie tot war. Später erfuhr ich, dass mein arabischer Gewehrträger mit seinem langen Schwert auf den über mir stehenden Löwen einschlug, aber erst die gut gezielte Kugel meines Jagdbegleiters setzte dem Raubtier ein Ende. Drei Wochen lang lag ich fest. Die Wunden heilen in diesem Klima nur schwer. Von den Zeitungen, so höre ich, wird viel Falsches über uns geschrieben, ich bitte dich daher, meinen Brief im ‚Vadász Lap' zu veröffentlichen..."

Als wahrlich einzigartigen Zufall füge ich dem obigen Fall hinzu, dass im Frühjahr 1927, also sechsundvierzig Jahre später, mein eigenes Jagdzelt für einige Tage an derselben Stelle stand, dem von den Eingeborenen „Wad el Hag" genannten Lagerplatz am Dinder-Ufer. Damals hatte ich natürlich keine Ahnung davon, dass Mihály Esterházy, den ich gar nicht mehr kannte, am selben Ort lagerte und vielleicht unter demselben gewaltigen Wildfeigenbaum seine vom Löwen zerfressene Schulter pflegte. Auf dieses wirklich seltene Spiel des Zufalls kam ich erst später, als ich nach den Details von Esterházys Unfall forschte. Da stellte sich heraus, dass zwei ungarische Jäger – in einem Abstand von fast einem halben Jahrhundert – auf ein und demselben Punkt des dreißig Millionen Quadratkilometer großen Afrikas ihr Lager aufgeschlagen hatten! Aber wie man so sagt, die Welt ist so klein, und wir ungarischen Afrika-Jäger sind so zahlreich, dass man sich über einen solchen Zufall gar nicht wundern muss.

2. Géza Széchenyi (1860–1930)

Der ältere Bruder meines Vaters jagte zwischen 1881 und 1900 in Amerika, Indien und Afrika. Ein regelmäßiges Tagebuch führte er leider nicht, aber er teilte seine Erlebnisse immer brieflich seiner Mutter, meiner Großmutter, mit. Diese Briefe befinden sich in meinem Besitz; einer davon lautet wie folgt:

„Zwischen Taveta und Voi in Ostafrika, am 24. Februar 1900. ... Heute versagte plötzlich der Repetiermechanismus meines Mauser-Gewehrs, er funktioniert unzuverlässig. Und da Unglück selten allein kommt, hat mein tüchtiger und ansonsten zuverlässiger Gewehrträger die Patronen für meine andere Büchse, den .500 Express, zu Hause vergessen. So sah ich mich gezwungen, die heutige Jagd abzubrechen, und machte mich auf den Heimweg. Am frühen Nachmittag schlenderte ich durch Buschwald und hohes Gras in Richtung meines Lagers, als ich in etwa einhundertfünfzig Schritt Entfernung Löwen bemerkte. Beim Heranschleichen sehe ich, dass es ein ausgewachsenes Weibchen ist, das ruhig dasteht. Ich schieße, es knurrt auf und verschwindet im Dickicht. Unmittelbar danach höre ich auch links von mir Löwenknurren, dieser ist jedoch nicht zu sehen. Dann erblicke ich noch einen, einen dritten, ein Männchen mit schöner Mähne, an derselben Stelle, an der ich eben auf das Weibchen geschossen hatte. Also nehme ich auch das Männchen aufs Korn. Mein Schuss wirft ihn zu Boden, aber blieb er auch dort? Mit meiner klemmenden Mauser, ohne Reservewaffe, inmitten von drei Löwen – mir wurde etwas mulmig. Ich schicke meinen Gewehrträger auf den neben mir stehenden Baum, er soll Ausschau halten. Sofort erblickt er den Mähnenlöwen, der im Gras liegt. Er liegt unbeweglich da, scheinbar leblos. Wir nähern uns vorsichtig. Tatsächlich, ein stattliches, etwa sieben bis acht Jahre altes Männchen mit gelber Mähne. Mit meinem unzuverlässigen Gewehr habe ich keine Lust, dem Weibchen nachzugehen. Ich warte also etwa eine halbe Stunde und schicke dann meinen zweiten Mann zurück, kaum einen Büchsenschuss entfernt, er soll die vergessenen Express-Patronen holen. Während er weg ist, beginnen wir mit dem Gewehrträger,

den erlegten Mähnenlöwen zu häuten. Wir arbeiten kaum eine Viertelstunde, da ist der Bote schon wieder da und bringt die Patronen. Jetzt, da ich den geladenen Doppel-Express in den Händen halte, bin ich mir meiner Sache völlig sicher. Die Mauser übergebe ich dem Gewehrträger, dann machen wir uns auf die Fährte des Verwundeten. Wir gehen jedoch kaum zweihundert Schritte, als uns ein wütendes Knurren stoppen lässt. Indem ich etwas zur Seite trete, erblicke ich den Verwundeten in etwa fünfzig Schritt Entfernung. Ein Großteil seines Körpers wird von einem Baum verdeckt, nur der Vorderteil ist sichtbar. Mit seinem wütenden Schwanz peitscht er gegen seine Flanken. In diesem Moment – das sehe ich jetzt im Nachhinein ein – handle ich dumm und unüberlegt. Ich nehme den Löwen ins Visier und feuere aus der Hüfte den rechten Lauf des Express ab, und da dies scheinbar ohne Wirkung bleibt, lasse ich auch den linken Lauf los. Daraufhin bricht der Löwe zwar zusammen, steht aber im nächsten Moment wieder auf und greift brüllend frontal an. Mir bleibt nur übrig, mich umzudrehen, meinen bereits flüchtenden Gewehrträger mit wenigen Sprüngen einzuholen, ihm die geladene Mauser zu entreißen und mich dem Löwen zuzuwenden. Doch zum Zielen komme ich nicht mehr, er springt bereits. Den letzten Schuss feuere ich blind aus freier Hand auf ihn ab – ich spüre einen gewaltigen Schlag, dann wird es schwarz vor meinen Augen. An mehr erinnere ich mich nicht. Als ich wieder zu mir komme – die Betäubung mag etwa zehn Minuten gedauert haben –, ist niemand um mich herum außer dem unmittelbar neben mir leblos liegenden Löwen. Mein Hemd und meine Hose sind nur noch Fetzen. Ich rapple mich auf, ich spüre keine ernsthaften Schmerzen. Mit Freude stelle ich fest, dass es nicht mein Blut ist, sondern das des Löwen, das meine Kleidung rötet. Meine zwei Männer, die auf einen Baum geflüchtet waren, kommen erst jetzt herab. Und erst jetzt sehen wir, dass mein letzter, blind und ohne Zielen abgegebener Schuss durch einen wunderbaren Zufall in das linke Auge des Löwen gedrungen war, sein Gehirn durchschlagen und ihn augenblicklich getötet hatte. Bekanntlich zieht ein Löwe, wenn ihn ein tödlicher Schuss trifft, seine ausgefahrenen Krallen in die Scheiden zurück. Nur so konnte es geschehen, dass er mir trotz der Wucht seines Sprunges, die mich sogar für einige Minuten besinnungslos schlug, keinen ernsthaften Schaden zufügen konnte. Mir ist klar, dass die Vorsehung heute so gnädig mit mir war, dass es an ein Wunder grenzt. Und ich schäme mich zutiefst, dass ich völlig unverdient durch erstaunliches Glück am Leben geblieben bin. Die Erinnerung an diese strenge Lektion werde ich bis an mein Lebensende mit dankbarem Herzen bewahren."

Mit dem obigen Brief verbinde ich eine liebe Erinnerung. Mein Onkel schenkte meinem Vater damals nach seiner glücklichen Rückkehr ein Papiermesser aus Elfenbein als Andenken. Am Griff war in einer Silberfassung eine Kralle seines Löwen angebracht. In die Fassung ließ er ein großes Fragezeichen eingravieren. Als Kind benutzte ich dieses Papiermesser oft, und wann immer ich nach der Bedeutung des geheimnisvollen Fragezeichens fragte, antwortete man mir: „Das Leben deines Onkels Géza hing einmal an diesem großen Fragezeichen." – Wie ich das damals als Kind interpretierte, weiß ich wahrlich nicht mehr. Aber seither muss ich immer daran denken, wenn mein Blick auf dieses Elfenbeinnadelmesser fällt. Dem Erzählten möchte ich nur noch hinzufügen, dass mein Onkel Géza infolge eines Unfalls in jungen Jahren sein rechtes Auge verloren hatte. Er bestritt alle seine Expeditionen mit einem Auge, indem er das Gewehr an der linken Schulter anlegte.

3. Kálmán Kittenberger (1881–1958)

Ich selbst war mit ihm auf Elefantenjagd, dem erfahrensten ungarischen Afrikaner, der sich schon vor sehr langer Zeit mit Löwen anlegte, als ich noch nicht einmal ein Weidengewehr halten konnte. Von Seite 41 seines bekannten Buches „Jagd- und Sammelreise in Ostafrika“ schreibe ich Folgendes ab:

> „Am 11. Juni 1903 geschah mir das Malheur, das außer meiner Unvorsichtigkeit ein Zündversager verursachte. In der Nähe meines Lagers trieb sich ein Löwe an einem ausgelegten Köder herum. Im taufeuchten Gras war die Fährte leicht zu verfolgen, und ich erblickte ihn auch bald. Ich sah nur seinen Kopf und Hals gut, da das Gras hoch war. Aus kaum vierzig Schritt schoss ich auf ihn, woraufhin er röchelnd umkippte. Ich rief meinem Mann zu, er solle zum Lager zurücklaufen und meine Kodak holen. Mein Mann eilte davon, und ich machte, um besser sehen zu können, einige Schritte auf den angeschossenen Löwen zu, den das Gras völlig verdeckte. Von der Stelle des Verwundeten gebot mir ein wütendes, drohendes Knurren Einhalt, und mit schussbereiter Waffe wartete ich auf das Erscheinen des Angreifers. Ich musste nicht lange warten. Als ich den auf mich zustürmenden Löwen sah, zielte ich auf seinen Kopf und drückte sofort ab, aber es gab nur ein trockenes Klicken! Mein Gewehr hatte einen Zündversager. Im nächsten Moment war der Löwe bereits bei mir und schlug mir mit der Pranke in den Oberschenkel, was mich sofort zu Boden warf. Im Liegen packte ich mein Gewehr mit beiden Händen und stieß es dem Löwen quer ins Maul; so versuchte ich ihn von mir fernzuhalten. Auf dem Gewehr, einer 7-mm-Mauser, sind die Spuren der Löwenzähne gut zu sehen. Dennoch gelang es mir, eine weitere Patrone in die Mauser zu repetieren und im geeigneten Moment mein Gewehr – natürlich ohne es an die Wange zu heben – gegen den Körper des Löwen abzufeuern, und zwar mit solch einem Glück, dass das Projektil durch das Auge drang, den Schädel zertrümmerte und den sofortigen Tod verursachte. Während meines kurzen Kampfes lag ich immer auf dem Rücken. Als ich mich aufrichtete, war meine Kleidung zerrissen und alles voller Blut. Anfangs hielt ich meine Wunden für viel schwerer, sah dann aber, dass meine Lumpen hauptsächlich vom Blut meines Gegners rot waren. Mühsam rappelte ich mich auf. Aus einer der Wunden über meinem rechten Handgelenk pulsierte das Blut in einem Strahl. Diese Wunde band ich mit meinem Halstuch ab und machte mich dann, auf mein Gewehr gestützt, auf den Weg zum Lager... Nur mit warmem Wasser reinigte ich meine Wunden so gut es ging, nachdem ich das herabhängende Fingerglied des Mittelfingers meiner rechten Hand abgeschnitten hatte. Das ‚amputierte‘ Fingerglied schickte ich später, in Spiritus eingelegt, zusammen mit den anderen Präparaten nach Hause an das Nationalmuseum... Auf einer behelfsmäßigen Trage wurde ich in mehrtägiger, mühsamer Reise zum Arzt nach Moshi gebracht, dessen Fürsorge mich drei Monate später wieder arbeitsfähig machte...“

4. László Hunyady (1876–1927)

Die Nummer 10 der Jagdzeitschrift „Nimród“ aus dem Jahr 1927 berichtet:

> „Aus dem fernen Sudan brachte ein wortkarges Telegramm die traurige Nachricht, dass Graf László Hunyady infolge eines Jagdunfalls verstorben ist und am 19. März in Khartum provisorisch beigesetzt wurde. Der Unfall ereignete sich während einer

Löwenjagd. Die durch den verwundeten Löwen verursachten Wunden führten zu einer Blutvergiftung, die das Leben des hervorragenden Jägers auslöschte."

Im Frühjahr desselben denkwürdigen Jahres 1927 jagte ich, wie bereits erwähnt, ebenfalls im Sudan, und zwar in der Gegend des Blauen Nils. László Hunyady kannte ich natürlich schon lange, und als einen um einige Jahre älteren, erstklassigen Schützen, namhaften Taubenschießer von Monte Carlo und vor allem als berühmten Afrikaner bewunderte ich ihn seit meiner Kindheit. In meinen späteren Junggesellenjahren bat ich ihn wiederholt, mich mitzunehmen, doch ich kam bald dahinter, wie recht er hatte – er liebte es, Afrika allein zu durchstreifen. Die immense Erfahrung seiner zwölf Jagdreisen hatte ihn zu einem erstklassigen Afrika-Experten und weit über die Landesgrenzen hinaus bekannten Autorität geschmiedet. Es ist ein unendlicher Jammer, dass er seine reichen Erlebnisse nie schriftlich niedergelegt hat. Den Großteil seiner afrikanischen Ausflüge verbrachte er im Sudan; er wurde sowohl dort als auch im Ausland als wahrer Sudan-Spezialist respektiert. Er besaß ein eigenes Jagdschiff, das er von sudanesischen Eingeborenen gekauft und als komfortables Heim, als schwimmende Jagdhütte, eingerichtet hatte. Darauf lebte er, damit kreuzte er auf den unwegsamen Gewässern der Nebenflüsse des Weißen Nils, vor allem des Bahr-el-Ghazal. Er legte dort an, wo es ihm gefiel, und jagte so lange, bis er das Bedürfnis nach ein wenig europäischer Zivilisation verspürte. Doch er hielt es nicht lange zu Hause aus; die Wildnis des Weißen Nils verzauberte ihn und zog ihn immer wieder zurück. Tagsüber durchstreifte er die Elefantenreviere der endlosen Papyrussümpfe, und zur Nachtruhe kehrte er auf seine Schiffshütte auf dem Fluss zurück. Manchmal verließ er sein Schiff tagelang nicht, angelte nur oder beobachtete das bunte Treiben der Nil-Vogelwelt. Er war nicht nur ein Jäger mit Leib und Seele, nicht nur ein leidenschaftlicher Angler, sondern auch ein kenntnisreicher Naturfreund.

Auf seinem letzten Foto, das wenige Tage vor seiner schicksalhaften Jagd entstanden sein mag, hievt er einen stattlichen, etwa fünfzehn Kilo schweren Fisch auf sein Schiff... Als es mir schließlich mit großer Mühe gelang, hinauszukommen – es dauerte lange, bis ich die nötige Ausrüstung und vor allem das Kleingeld zusammenhatte –, traf ich Hunyady gar nicht mehr. Ich wusste natürlich, dass er sich im Sudan aufhielt, dass er in seinem Lieblingsrevier, den Papyrusdickichten des Weißen Nils, dem Elefanten nachstellte; er wiederum hatte, da er viel früher von zu Hause aufgebrochen war, sicherlich nichts davon gehört, dass meine geplante Afrika-Reise Wirklichkeit geworden war. So kam es, dass wir beide im Sudan jagten, uns aber tausend Kilometer trennten und wir nichts voneinander hörten. Nach Abschluss meines Ausflugs am Blauen Nil zog ich am 21. April mit meiner Kamelkarawane in Khartum, der Hauptstadt des Sudan, ein. Müde und schmutzig von der höllischen Hitze, aber beladen mit den unvergesslichen Erlebnissen meiner ersten Afrika-Reise und meinen auf Kamelrücken schaukelnden, übelriechenden Trophäen – das heißt – unbeschreiblich glücklich. Vor dem Grand Hotel, dem damals einzigen Hotel in Khartum am Ufer des Nils, lud ich ab, nahm meine beim Portier angesammelte Post der letzten zwei Monate unter den Arm, eilte in mein Zimmer und stieg ohne Verzögerung in die Badewanne mit sauberem, kühlem Wasser – diese Wohltat der Zivilisation Nummer eins, die ich so lange vermisst hatte. Und während ich meine erschöpften Glieder einweichte, vertiefte ich mich in den neben mir bereitgelegten Postberg.

Dort erfuhr ich, und zwar aus einem Brief meiner Mutter, von László Hunyadys tragischem Verlust. Ich wollte es absolut nicht glauben. Ein Irrtum, dachte ich, ein grobes Missverständnis. Jedem anderen, aber Hunyady konnte so etwas nicht passieren. Einem so großartigen Schützen, einem so unvergleichlichen Experten – unmöglich. Ich eilte hinunter zum Portier – Hunyady kannte man nicht nur in Khartum, im ganzen Sudan wusste jeder über ihn Bescheid. „Sie haben es noch gar nicht gehört?", wunderte sich der

Portier, „wir haben den Armen hier auf dem örtlichen Friedhof schon vor einem Monat begraben. Sein schwer verletzter Gewehrträger liegt hier im Krankenhaus, suchen Sie ihn auf, am besten hören Sie die Details von einem Augenzeugen." Ich lief zum Krankenhaus und suchte den in Verbände gewickelten eingeborenen Araber auf. Er war bereits außer Gefahr, obwohl er laut Arzt fast das Schicksal seines Herrn geteilt hätte. Ich konnte ruhig mit ihm sprechen, soweit meine Sprachkenntnisse reichten. Er sprach nur Arabisch, und ich musste mich an das alte Sprichwort halten: „Wer kein Arabisch kann, soll nicht Arabisch sprechen." Auf meiner zweimonatigen Reise war jedoch genug hängengeblieben, dass ich die Rede des Verletzten im Großen und Ganzen verstand. Aber ich traf mich auch mit dem englischen Arzt des Hospitalschiffs, der Hunyady nicht nur behandelt und operiert hatte, sondern vor seinem Tod wiederholt mit ihm gesprochen hatte. Der Doktor erzählte es so, und aus den Worten des verletzten Gewehrträgers verstand ich ungefähr dasselbe:

„Es geschah auf dem Bahr-el-Ghazal-Fluss, in der Nähe von Lake No. Morgens gegen sechs Uhr, nach Anbruch der Dämmerung, trieb das Schiff langsam dahin, Hunyady saß an Deck und nahm sein Frühstück ein. Ein Löwe ist in dieser Gegend fast eine Seltenheit. Es gibt zwar welche, fast jede Nacht lassen sie ihre Stimme hören, doch tagsüber sieht man sie nicht, da höchstens der Elefant aus dem unübersehbaren Schilfmeer herausragt. So war die Überraschung unerwartet, als in einer schmalen Lücke im Papyrus, kaum sechzig Schritt vom Ufer entfernt, ein Löwe mit schöner Mähne das Schiff beobachtete. Hunyady hatte sein Gewehr, das er immer in der Nähe hielt, bereits in der Hand und schoss vom Schiffsdeck aus, während er bei seinem Frühstück saß, auf den Löwen. Er musste sich mit dem Schuss beeilen, sonst wäre das Ziel aus seinen Augen verschwunden, da das Schiff vom Wasser getrieben wurde. Der Löwe signalisierte einen Treffer und sprang ins Schilfdickicht. Das Schiff ankerte. Hunyady beendete sein Frühstück, um dem verwundeten Löwen Zeit zu geben, und machte sich dann im Beisein von zwei Eingeborenen in einem am Heck des Schiffes festgemachten Boot auf die Suche nach dem verletzten Löwen. Der Löwe konnte nicht weit sein. Hunyady vertraute darauf, dass sie ihn bald finden und noch vor Einsetzen der Hitze häuten könnten. Von den zwei Begleitern trug einer – der Shikari – die Reservewaffe, der andere trug seinen Speer bei sich. Sobald sie das Ufer erreichten, fanden sie sogleich die Stelle des Schusses und folgten der leitenden Schweißfährte. Hunyady ging voran, das Gewehr schussbereit, hinter ihm der Shikari mit dem Reservegewehr, als Letzter der Junge mit dem Speer. Sie waren kaum einige Minuten unterwegs, als der Löwe, nachdem er sich in Deckung geduckt und die Näherkommenden beobachtet haben mochte, mit einem plötzlichen Satz auf Hunyady sprang und ihn umstieß. Und zwar mit solcher Geschwindigkeit, dass er sein Gewehr gar nicht mehr abfeuern konnte. Der Löwe riss ihm schon beim ersten Sprung eine schwere Wunde in die Schulter. Hunyady lag nun auf dem Rücken, der Löwe stand auf ihm und zerfleischte ihn. Dennoch verlor er nicht die Geistesgegenwart, er winkte sogar mit einem Finger einer Hand dem Shikari zu und ermutigte ihn zum schnellen Schuss. Dieser zögerte einen Moment, um nicht mit seinem Schuss seinen unter dem Löwen liegenden Herrn zu treffen. Dann feuerte er auf den Löwen, aber offensichtlich an die falsche Stelle, denn dieser griff sofort den Shikari an und verletzte auch ihn schwer. Der andere Eingeborene war ebenfalls nicht untätig und stieß mutig seinen Speer in den Löwen. Daraufhin ließ der Löwe den Shikari los, taumelte ins Dickicht und wurde nie wieder gesehen."

Die zwei Schwerverletzten konnten nicht mehr aufstehen. Es dauerte einige Zeit, bis der dritte Mann sie mit Kleiderfetzen irgendwie verband und dann zum nahen Schiff eilte, um Hilfe zu holen. Die Verletzten wurden auf das Schiff gebracht, wo sie die im

Rahmen der Möglichkeiten verfügbare Hilfe erhielten. Das Schiff setzte sich unterdessen in Richtung Khartum in Bewegung, da sie nur dort den nächsten Arzt erreichen konnten. Mit dem langsam fahrenden Eingeborenenschiff eine etwa fünfzehntägige Reise! Gegen Mittag erreichten sie bereits den großen Nil, wo sie zufällig, durch wahrlich gottgegebenes Glück, auf das aus Khartum kommende Hospitalschiff trafen, das monatlich den Weißen Nil abfährt, um die Kranken der Außenposten einzusammeln. Auf diesem schnellen Dampfschiff gibt es nicht nur zwei europäische Ärzte, sondern eine komplette Apotheke und einen modernen Operationssaal. Hunyadys Unfall geschah in den Morgenstunden, doch schon am selben Abend lagen sie auf dem Operationstisch des Hospitalschiffs! Das Schiff drehte sofort um und eilte mit vollem Dampf in Richtung Khartum, wo man – statt der fünfzehn Tage des langsamen Jagd-Dhahabija – in nur fünf Tagen einzutreffen hoffte. Es kam auch an. Am fünften Tag der Reise jedoch, als die Umrisse von Khartum bereits sichtbar wurden, tat László Hunyady seinen letzten Atemzug. Dem Bericht des Arztes zufolge war er nicht zu retten. Für sein Überleben bestand schon keine Hoffnung mehr, als man ihn fünf Tage zuvor auf dem Schiff operiert hatte. Dessen dürften sich nicht nur der Arzt, sondern offensichtlich auch der arme Hunyady bewusst gewesen sein. Trotzdem trug er sein Schicksal bis zuletzt so standhaft wie möglich, mit einer seinem Jäger-Ethos entsprechenden Seelenruhe. Er war fast stolz darauf – so die Worte des Doktors –, dass ihn am Ende ein so mutiger, so respektabler Gegner besiegen konnte. Am Morgen seiner Verwundung – in dem großen Durcheinander, der Eile und der Panik nur zu verständlich – war vieles am Tatort zurückgeblieben. Nicht nur der in der Nähe verendete Löwe, sondern auch einige persönliche Gegenstände Hunyadys, meines Wissens nach sogar eines seiner Gewehre. Hunyady erinnerte sich genau an alles, verfügte ruhig, man solle später zurückgehen und alles suchen – vor allem den Löwen! Er ordnete sogar an, wo der Schädel seines letzten und größten Löwen in seiner fernen Heimat, in seinem geliebten Heim in Ürmény, unter seinen vielen anderen Trophäen platziert werden sollte! So erzählte es mir der Arzt, und so verstand ich es auch von dem verletzten Shikari, dem das Schicksal als Belohnung für seine Aufopferung die Gesundheit wiedergab. Ich ging zum Friedhof von Khartum und fotografierte Hunyadys frisch aufgeworfenes Grab. Soweit ich weiß, war dies das erste Bild, das in die Hände seiner trauernden Familie gelangte. Später ließen sie ihn in seine alte Heimat überführen. Er war ein großer Jäger. Ein hervorragender Sportsmann. Einer der Besten. Und ein rechtschaffener Ungar. Nicht nur durch sein Leben, sondern auch durch seinen Tod machte er seinem Land Ehre.

Achtundzwanzigstes Kapitel: TASCHENTUCHWINKEN

Das Schiff bringt mich nach Hause. Ich liege in einer abgelegenen Ecke des Decks, ordne meine Fotos, und beim Anblick der Bilder ziehen die Erinnerungen an mir vorbei. Das Meer wälzt dunkelgrüne Wasserberge, sanfte, nur hier und da kräuselt sich ihre Oberfläche durch ein wenig weiße Gischt. Das an der Schiffswand brechende Wellenspiel dröhnt rauschend, doch die Schaukelbewegungen stören mich nicht, sie wiegen meinen Liegestuhl sanft. Und über mir und um mich herum kreisen Möwen. Milchweiße Fischer mit schwankendem Flug und weinender Stimme umkreisen das Schiff, segeln mal höher, mal tiefer auf den Schwingen des Windes. Ihre eigenen Flügel sind fast unbeweglich, sie halten mühelos das Tempo. Nur wenn dort unten jemand Essensreste aus dem Küchenfenster wirft, bleiben sie zurück. Dann stürzen sie sich kreischend auf die schäumenden Wogen in unserem Kielwasser. Sie schnappen sich ihren Anteil, schaukeln einige Minuten und eilen uns dann schon wieder hinterher, um das Schiff erneut mit ihrem Klagen zu umkreisen. Afrikanische Möwen. Sie gehören nach Mombasa. Am Morgen beim Auslaufen haben sie sich uns angeschlossen. Sie könnten jederzeit frei umkehren, doch sie kommen mit. Nach Westen, dorthin, wo die Sonne sich anschickt, ins

Meer zu sinken, dorthin, wohin der schwarze Finger des aus dem Schornstein entweichenden Rauchs zeigt, jenseits davon, hinter dem Horizont – dort verbirgt sich Afrika! Gegen Mittag war die Küste noch zu sehen, doch jetzt suche ich sie vergebens, sie ist im Nichts entschwunden. Ich sage ihr Lebewohl, nun schon zum fünften Mal in meinem Leben. Aber ich verabschiede mich auch jetzt nur so wie zuvor: Ich will zurückkehren. Ich muss auch früher oder später zurückkehren, denn eine Hälfte meines Herzens habe ich dort gelassen. Dort wurde es als Pfand zurückbehalten, dort hinter der untergehenden Sonne, in den Tiefen der geheimnisvollen Urwälder – im Land der Elefanten!

Elfenbein

Budapest, Mai 1938

Ich bin gerade aus Afrika zurückgekommen – zum siebten Mal.

Oder – um es noch großspuriger zu sagen – ich habe gerade zum vierzehnten Mal die Erdhalbkugel gewechselt! Aus der Mühsal der Wildnis in den Komfort der Kultur, aus der Sicherheit des afrikanischen Dschungels in die Sicherheit des Großstadtdschungels bin ich umgezogen. Und dass ich dennoch ein gutes Geschäft gemacht habe, lässt sich leicht beweisen. Erstens ist es mir wieder gelungen, den Winter zu umgehen. Letzten Herbst brach ich noch mit den Schwalben auf, jetzt bin ich mit ihnen zurückgekehrt. Das allein ist schon ein ordentlicher Gewinn, denn ich mag den Winter nicht. Aber auch ansonsten ist dieser halbjährliche Hemisphärenwechsel kein schlechtes Geschäft. Er bringt nie Enttäuschung, sondern ist immer mit Freude verbunden. Ich weiß wahrlich nie, worüber ich mich mehr freue: über das Anlegen am afrikanischen oder am europäischen Ufer. Die afrikanische Ankunft ist nicht nur das berauschende Versprechen bevorstehender Jagdfreuden, sondern bereits die ferne Ermutigung einer glücklichen Heimkehr. Und das Willkommen des europäischen Ufers birgt nicht nur die zahlreichen begehrenswerten Vorzüge der so lange entbehrten Zivilisation, sondern trägt auch bereits den Embryo der Hoffnung auf die nächste Afrika-Expedition in seinem Schoß. Denn nach einigen Monaten Aufenthalt zu Hause werden meine Gedanken wieder nur bei Afrika weilen, und sobald ich ein halbes Jahr dort verbracht habe, werde ich mich wieder nach Hause sehnen. Was sicherlich nicht nur mit dem verlockenden Guten hier und dort zu erklären ist, sondern auch mit dem unerwarteten Verschwinden des zurückgelassenen Schlechten. Die heimischen Sorgen, die vielfältigen Nöte, die mit der Zivilisation einhergehen, vertreibt nichts schneller als der erste Blick auf die afrikanische Küste. Und tropische Entbehrungen, Durst und Erschöpfung, die Misere der Malaria lassen der Gruß eines heimischen Morgens, der Balsam des ungarischen Frühlings, der durch das geöffnete Abteilfenster hereinströmt, sofort vergessen. Es lohnt sich also nicht nur wegen Elefanten mit großen Stoßzähnen oder Löwen mit schöner Mähne, nach Afrika zu reisen! Sondern auch um dieser für mich immer erfolgreichen Kur willen. Afrika heilt mich restlos von meinen europäischen Leiden, und Europa von den afrikanischen. So steige ich, ob ich nun hier oder dort ankomme, immer gesund und seelisch frisch gestärkt vom Schiff. Natürlich nur vorübergehend. Jedes Jahr muss ich die Heilbehandlung von Neuem beginnen.

Und nun, da ich, bereichert um Erlebnisse und Beute gleichermaßen, dank meines Schicksals und Glücks heimkehren konnte, kann ich aus dem bequemen Sessel auf das halbe Jahr der Freude und der Fährnisse zurückblicken. Um die im Buch gemachten Ausführungen zu ergänzen, will ich nun mit meiner heimischen Feder das Beste meiner Beute beschreiben: meine hochgeschätzten Elefantenstoßzähne! Denn heute hielt ich unter ihnen Appell und Parade ab. Ich schleppte sie vor den Eingang meines Hauses auf

dem Schwabenberg und stellte meine glänzenden Elfenbeinspeere in Reih und Glied auf! Und ich schäme mich nicht zuzugeben, dass ich sie den ganzen Tag lang mit stolzer Beglückung gemessen und begutachtet habe. Denn egal, welches Paar ich gegenüberstelle, ich kann darunter hindurchgehen, ohne mich zu bücken! Und wenn ich schon beim Prahlen bin, dann will ich auch damit angeben, dass außer mir niemand in diesem Land fünf solche Elfenbeintore besitzt. Aber vielleicht auch in anderen Ländern nicht viele.

Und während ich mich hier an ihnen erfreue und ihre Geschichte vor meinem geistigen Auge Revue passieren lasse, habe ich das Gefühl, dass diese erinnerungsschweren Zähne, diese butterweißen Triumphbögen, mehr von mir erwarten als nur das bereits Erzählte. Die bloßen Tagebuchauszüge und Berichte meiner Elefantenjagd-Erlebnisse genügen ihnen nicht. Sie drängen nach Höherem. Sie ermutigen mich, all das zu erzählen, was ich im Laufe der Jahre über ihre Art gehört und was ich über ihre Rolle auf dem Weltmarkt notiert habe. Und gleichzeitig soll ich – zumindest für eine halbe Stunde – all das vergessen, was diese fünf Stoßzahnpaare für mich bedeuten: die Umstände ihrer abenteuerlichen Erbeutung; die Tatsache, dass sie noch länger als ich von ihrem einstigen Besitzer getragen wurden; dass sie möglicherweise Zeitgenossen Maria Theresias waren, sich aber an Lajos Kossuth sicherlich erinnern könnten – wenn sie zufällig dasselbe Revier durchstreift hätten... Ich soll auch vergessen, dass sie Stoßzähne sind, Jagdtrophäen, dass sie lebende Bestandteile meiner Elefanten waren. Dass sie nicht mehr Kinder des Dschungels sind! Ich soll sie in ihrer veränderten Rolle vorstellen, in ihrer kulturellen, weltweit bekannten Eigenschaft. Statt ihres ideellen Wertes soll ich ihren internationalen Marktwert erläutern! Dies bedeutet jedoch einen heiklen Währungstausch. Eine Umwertung. Sogar eine recht beträchtliche Preissenkung. Denn an die Stelle der Grenzenlosigkeit des „pretium affectionis“ (Affektionspreis) tritt die Gebundenheit des „pretium currens“ (Marktpreis)! An die Stelle des Jägers tritt der gleichgültige Kaufmann, an die Stelle der festlichen Stoßzahnbeute das alltägliche Elfenbein!

Wann immer wir unsere Finger über die Klaviertasten gleiten lassen, wann immer wir die Billardkugel mit der Queuespitze anstoßen – sicherlich geht uns dabei vieles durch den Kopf. Doch an jenen Urproduzenten im Dschungel, der den schneeweißen Überzug unserer Klaviertasten, die elfenbeinfarbenen Kugeln unseres grünen Tisches lieferte – an den Größten unserer Landtierwelt, den Elefanten – denken wir wohl kaum! Dabei besteht die hochwertige Klaviertaste, die erstklassige Billardkugel, bekanntlich aus Elfenbein. Elfenbein ist bekanntlich nicht der Knochen des Elefanten, sondern lediglich seine zwei lang gewachsenen Eckzähne im Oberkiefer.

Unter „Stoßzahn“ verstehen wir im Allgemeinen „Elfenbein“. Der Stoßzahn besteht durch und durch aus reinem „Elfenbein“. Bei den zahmen Elefanten unserer Zoos und Zirkusse suchen wir vergeblich nach Stoßzähnen. Aus ihren Mäulern ragen nur hin und wieder handspanngroße Stümpfe hervor; daraus ließe sich kaum eine Billardkugel drechseln. Selbst für einen ordentlichen Stockgriff würde es kaum reichen, geschweige denn für einen Türpfosten – doch auch solche werden daraus gefertigt!

Die bei uns gezeigten zahmen Elefanten stammen ausnahmslos aus Indien. Der eigentliche Lieferant des Elfenbeins, der schwere Stoßzähne tragende afrikanische Elefant, ist in Zoos nur sehr selten zu sehen, meist nur in seinem jugendlichen, unentwickelten Alter mit dürftigen Stoßzähnen. Ein kapitaler afrikanischer Elefantenbulle mit mächtigen Stoßzähnen zeigt sich nicht im Eisenkäfig für ein paar Groschen Eintritt; er ist auch heute noch der unzähmbare, unbezwingbare Herrscher der Tiere, den auch heute noch nur die Kugel des Dschungeljägers oder der Giftpfeil des

eingeborenen Jägers erlegen kann. Seine indische Verwandtschaft trägt hingegen selten Stoßzähne. Nur bei dem einen oder anderen alten Bullen findet sich ein mehr oder weniger ansehnliches Paar, das jedoch bei weitem nicht an das gewaltige Knochenwerkzeug der afrikanischen Stoßzahnträger heranreicht.

Über den wesentlichen Unterschied zwischen dem afrikanischen und dem indischen Elefanten ließe sich ein ganzes Buch schreiben; begnügen wir uns mit den folgenden Zeilen: Der afrikanische Elefant (*Loxodonta africana*) ist im Durchschnitt etwa einen halben Meter höher als der indische, und bei ihm tragen beide Geschlechter Stoßzähne: sowohl der Bulle als auch die Kuh. Die Stoßzähne des Bullen sind viel größer und in der Regel sechsmal schwerer als die einer gleichaltrigen Kuh. Im Gegensatz dazu hat die Kuh des indischen Elefanten (*Elephas maximus*) keine Stoßzähne, und bei den auf der Insel Ceylon (Sri Lanka) beheimateten Elefanten kann sich oft nicht einmal der Bulle mit Stoßzähnen rühmen!

Der Inder ist ein leicht zu zähmendes, friedliches und gutmütiges Tier. Er lässt sich für alle Arten von Arbeit, zum Lastentragen, zum Wagenziehen oder sogar zum Wiegen einer Wiege abrichten. Sein afrikanischer Verwandter hingegen ist schwer oder gar nicht zu zähmen und – wie ich mich persönlich überzeugen konnte – ein überaus gefährlicher Gegner, ja gelegentlich ein furchtbares, bösartiges Wildtier. Ich zumindest fürchte mich vor ihm immer mehr als vor dem Löwen und dem Rest des sogenannten gefährlichen Wildes. Mit ein wenig Fantasie könnte man sagen, dass der Unterschied im Naturell der beiden Elefantenarten mindestens so groß ist wie der zwischen einem zahmen Schäferhund und einem wilden Wolf. Die Gefährlichkeit des afrikanischen Elefanten wird noch durch seine Klugheit gesteigert, die man fast als Weisheit bezeichnen könnte. Dabei macht sein Gehirn, das etwa fünf Kilo wiegt, nur ein Tausendstel seines gewaltigen Körpergewichts aus. Relativ gesehen ist es also zwanzigmal kleiner als das menschliche Gehirn, das ein Fünfzigstel unseres Körpergewichts ausmacht. Offensichtlich bestimmt nicht die Menge, sondern die Qualität des Gehirns den Grad der Intelligenz. Was den Weltmarktbedarf von jährlich sieben- bis achttausend Zentnern Elfenbein betrifft, so tragen die indischen Bestände kaum ein Prozent dazu bei – die restlichen neunundneunzig Prozent liefert die Elefantenpopulation Afrikas!

Historie

Ich warne den Leser ausdrücklich vor: Es folgt nun eine äußerst geschmacklose, überaus langweilige Speise – der historische Teil! Ohne häufiges Gähnen oder gar ein kleines Nickerchen wird es schwer sein, diesen Teil durchzukauen. Unter den Schulfächern habe ich Geschichte am meisten gehasst. Jahreszahlen – wie Telefonnummern – blieben mir nie im Gedächtnis. Nur deshalb bestehe ich auf den folgenden Zeilen: Jeder soll sehen, dass ich um des Elefanten willen nicht einmal vor der Geschichte zurückschrecke. Da die Geschichte des Elfenbeins jedoch eine langatmige Legende ist, die sich im Dunkel ferner Jahrtausende verliert, wollen wir versuchen, sie kurz zu durchlaufen. „Kurz“, sage ich – denn wenn wir uns auf Details einließen, würde dies die Geduld von uns allen weit übersteigen. Diese Geschichte lässt sich zwar nicht in einer ungebrochenen Linie verfolgen, reicht aber von der Urzeit bis in unsere Tage.

Dazwischen zeigen sich längere oder kürzere Unterbrechungen und starke Schwankungen, je nachdem, ob das Fieber des wechselnden Wertes von Elfenbein auf den Gipfel der Kostbarkeit schnellt oder in die völlige Nutzlosigkeit abfällt. Die im Laufe der Zeit wiederholt auftretenden Preissteigerungen sowie das manchmal jahrhundertelange Desinteresse sind sicherlich auf den Mangel an Rohmaterial bzw.

dessen Überfluss zurückzuführen. Die ältesten Elfenbein-Relikte – wenn auch nur sehr wenige – stammen aus der Steinzeit, sind also mindestens acht- bis zehntausend Jahre alt. Am bekanntesten sind die Schnitzereien aus der Gegend von Aurignac in Frankreich: Sie stellen grob gearbeitete Menschenfiguren dar und haben kaum einen ernsthaften künstlerischen Wert. Weit feinere Beispiele zeugen davon, dass die alten Ägypter bereits in vordynastischen Zeiten – also vor etwa sechs- bis siebentausend Jahren – Elfenbein verwendeten, und zwar zu Dekorationszwecken. Aus der Zeit der I. Dynastie (um 3400 v. Chr.) und insbesondere aus der Zeit des bekannten Königs Cheops (*Chufu*, um 2600 v. Chr. – *Anm.: im Originaltext steht fälschlich 1370*) bewahren Museen viele schöne Elfenbeinschnitzereien auf. In der Sammlung von Alnwick Castle fiel mir besonders ein aus der XVIII. Dynastie stammender, in Form eines Pferdes geschnitzter Elfenbein-Peitschengriff auf. Soweit ich weiß, war dies der persönliche Peitschengriff des berühmten Tutanchamun.

Die babylonischen und assyrischen Funde sind fast ebenso alt. Besonders berühmt sind die in Nimrud gefundenen, mit Gold und Lapislazuli eingelegten Schnitzereien, die übrigens ganz im ägyptischen Stil gefertigt wurden. Auch auf der Insel Kreta fand man fein gearbeitete Elfenbeinstatuetten, die hauptsächlich Akrobaten darstellen. Sie sind im Museum von Iraklio, der Hauptstadt der Insel, zu sehen und sollen ebenfalls drei- bis viertausend Jahre alt sein. In Sparta kamen ebenfalls hervorragende Schnitzereien aus jener Zeit ans Licht; diese werden im British Museum gezeigt und sind mir deshalb in Erinnerung geblieben, weil sie größtenteils Jagdszenen und Kämpfe mit unbekannten Ungeheuern darstellen.

Auch in China wird Elfenbein seit Menschengedenken geschnitzt. Schon während der Shang-Dynastie vor unserer Zeitrechnung benutzte man die aus Elfenbein gefertigten, bleistiftdünnen Stäbchen, das Essbesteck der Chinesen. Die Elfenbeinschnitzerei ist auch heute noch ein bedeutender Industriezweig in China: Man fertigt unzählige Ziergegenstände, Vogelkäfige, Opiumpfeifen, kunstvolle Dosen für Schmuck und Schnupftabak, verzierte Haarkämme und Spielfiguren, insbesondere für das uralte „Mah-Jongg"-Spiel. In Japan ist Elfenbein ebenfalls ein weit verbreitetes, uraltes Handelsgut. Der Verschluss der „Inro" (kleine Stapelkästchen aus lackiertem Holz), das sogenannte „Netsuke", besteht fast immer aus Elfenbein. Obwohl ich nie in Japan war, habe ich viel über Netsuke gehört und sogar alte Sammlungen davon gesehen. Diese feinen kleinen Knebel wurden meist in Form von Blumen, Vögeln, Insekten oder anderen Tieren geschnitzt; ich sah auch solche, die die Zeichen des Tierkreises (Zodiakus) darstellten, oder sogar winzige Landschaften oder Blumengärten. Da dies in Japan eine jahrhundertelange Mode war, sind Netsuke ein Lieblingsthema von Kunstsammlern – ein schönes, künstlerisches Beispiel für die Verwendung von Elfenbein.

Im alten jüdischen Land muss es ebenfalls großen Absatz gefunden haben. Das Volk von Judäa baute – laut dem 45. Psalm – „Elfenbeinpaläste", und auch der berühmte Thron von König Salomo in Jerusalem bestand aus Elfenbein (um 950 v. Chr.). In der Blütezeit des alten Athen – zur Zeit des Perikles (um 445 v. Chr.) – führte Phidias, der unsterbliche Bildhauer jener Tage, eine neue Methode ein: die „chryselephantine Bildhauerei", die Erschaffung kolossaler Statuen aus Gold und Elfenbein. Zuvor konnte man Statuen nur aus einem einzigen massiven Block hauen. Die glanzvollsten Werke des Phidias waren: der etwa siebzehn Meter hohe Olympische Zeus und die Athene Parthenos, das sechs- bis siebenfache lebensgroße Götterbild, das den einstigen Parthenon zierte. Eines dieser beiden Monumentalwerke ist übrigens das vierte der „Sieben Weltwunder". Sie bestanden aus Elfenbein und Gold: Die nackten Körperteile waren aus Elfenbein, die Kleidung aus Gold. Wie es Phidias gelang, seine gigantischen Statuen aus vielen tausend Einzelteilen zusammenzusetzen, wissen wir nicht, da beide Meisterwerke längst untergegangen sind.

Andere Überreste und Zeugnisse belegen jedoch Material und Ausmaße. Es ist zu vermuten, dass Phidias bereits eine Methode kannte – unter Einbeziehung einer Weichmachungstechnik –, um die Stoßzähne zu Elfenbeinplatten flach zu pressen.

Die Griechen jener Zeit müssen gewaltige Vorräte angehäuft haben, denn laut ihrem Geschichtsschreiber Pausanias (um 150 n. Chr.) bestanden „die Türpfosten der Stämme an der äthiopischen Grenze aus Elfenbein". Es ist offensichtlich, welcher Überfluss geherrscht haben muss, wie sehr es an Wert verlor und welch dunkle Ära der Verfolgung das goldene Zeitalter Athens für das arme afrikanische Leben bedeutete! Doch auch die ein bis zwei Jahrhunderte danach folgende Römerzeit steht dem in nichts nach; sie hinterlässt vielleicht noch bitterere Erinnerungen im Geschichtsbuch der afrikanischen Elefanten. Der grenzenlose Luxus des Römischen Reiches, seine unersättliche Prachtentfaltung, erschöpfen die damaligen afrikanischen und indischen Elfenbeinquellen so sehr, dass die Römer später ihren Bedarf sogar aus Funden sibirischer Mammuts aus der Zeit vor der Sintflut auf der Nordhalbkugel decken mussten.

Obwohl wir aus zahlreichen Daten wissen, dass im Rom Cäsars Elfenbein ein Zeichen von Reichtum und Pracht war, hat uns die Römerzeit relativ wenige Relikte hinterlassen. Dabei wurde es zur Herstellung unzähliger Luxusartikel, für kostbare Möbel und – in dünne Blätter gesägt – sogar als „Elfenbeinfurnier" verwendet. Nach dem Untergang des Reiches kam der Handel mit Afrika fast völlig zum Erliegen, was zur Folge hatte, dass für die gejagten Elefanten wieder friedliche, relativ ungestörte Zeiten anbrachen. Wenn auch die Eingeborenen sie – nun hauptsächlich wegen ihres Fleisches – weiter bejagten, sank die Verfolgung mangels Nachfrage nach den Stoßzähnen erheblich, sodass ihre Vermehrung wieder einsetzte.

Die berühmtesten Beinschnitzer des frühen Christentums arbeiteten in Alexandria und Konstantinopel. Der Großteil ihrer erhaltenen Werke hat religiöse Themen: Statuen von Heiligen, Kruzifixe und besonders Schrifttafeln – Diptychen – konnten aus jener Zeit bewahrt werden. Ein „Diptychon" ist bekanntlich der Vorläufer des Buches. Es handelte sich um ein bereits bei Griechen und Römern gebräuchliches, mit Scharnieren verbundenes Plattenpaar, in dessen Innenseite mit einem Griffel – dem *Stylus* – Buchstaben geritzt wurden. Später wurden Diptychen als Buchdeckel verwendet; diesem Umstand verdanken wir ihren Erhalt in relativ großer Zahl. Dokumente, königliche oder konsularische Erlasse sowie prunkvolle Denkschriften wurden in reich geschnitzte Elfenbeintafeln gebunden. Die schönsten stammen aus dem 4. und 5. Jahrhundert. Etwas jüngeren Datums – aus dem 6. Jahrhundert – ist der weltberühmte Thronstuhl in der Kathedrale von Ravenna, der sogenannte „Maximiansstuhl": Er ist mit wunderschön geschnitzten Reliefs bedeckt.

Ende des 6. Jahrhunderts lässt – wie bereits erwähnt – die Elfenbeinschnitzerei in Europa rapide nach und kommt fast ganz zum Erliegen. Nicht nur der durch den Untergang des Römischen Reiches verursachte Rohstoffmangel, sondern auch die mohammedanischen Eroberungen des 7. und 8. Jahrhunderts behinderten dies. Sie blockierten sicherlich den Transport zwischen Nubien und Ägypten sowie jenen, der über Syrien nach Zypern führte. Über lange Jahrhunderte, ja man kann sagen über ein ganzes Jahrtausend, ruht der Elfenbeinhandel zwischen Afrika und Europa faktisch. Daraus folgt, dass wir die Geschichte des indischen Elefanten von den frühesten Zeiten an mehr oder weniger kontinuierlich kennen, während wir die des afrikanischen – obwohl wir sie einst sehr gut kannten, da sie in der Antike eine bedeutende kulturgeschichtliche Rolle spielte – ab dem 7. Jahrhundert völlig aus den Augen verlieren. In unserer Zoologie wird der afrikanische Elefant zum Unbekannten und wird erst nach mehr als tausend

Jahren, zu Beginn des 19. Jahrhunderts, wiederentdeckt! Dies belegen übrigens auch die Lehrbücher des 18. und frühen 19. Jahrhunderts, in denen der afrikanische Elefant in allerlei fantastischen Vorstellungen verewigt wird, die der Realität fernstehen und höchstens vage an seinen indischen Verwandten erinnern.

Die Blütezeit von Byzanz im 8. bis 10. Jahrhundert verhilft dem Elfenbein wieder zu einer erstklassigen dekorativen Rolle. Eines der bekanntesten Relikte dieser prächtigen Ära ist die in der Nationalbibliothek in Paris aufbewahrte Elfenbeinstatue von 1068, die die Krönung des oströmischen Kaisers Romanos IV. (Diogenes) darstellt. Und woher mochte die sogenannte karolingische Kunst (frühe Romanik) des 8. bis 10. Jahrhunderts – auf die Byzanz übrigens in allen Bereichen, so auch in der Beinschnitzerei, einen bekannten Einfluss hatte – sowie die Gotik des 12. bis 13. Jahrhunderts ihren beachtlichen Elfenbeinbedarf gedeckt haben? Wir wissen nur, dass die damaligen Lieferungen über die Insel Zypern liefen, aber ob aus Afrika oder Indien, ist äußerst zweifelhaft. Es ist jedoch wahrscheinlich, dass nur indische Ware auf den europäischen Markt gelangen konnte. Aus der Zeit der Karolingerkaiser kennen wir dennoch viele schöne Schnitzereien: Schmuckschatullen, Kästchen – und Reisealtäre, Schwertgriffe, Bischofsstäbe, kirchliche Statuen, Kelche, Hörner, Waffenzubehör, Möbelverzierungen, reich geschnitzte Tafeln und Platten verewigen diese Epoche. Von Letzteren erwähne ich die berühmten Elfenbeintafeln der Kathedrale von Soissons, die mit Passionsszenen verziert sind. Überall auf der Welt – besonders zur Zeit der frühen romanischen Kunst – gefiel nicht nur die ursprüngliche, rohe Farbe des Elfenbeins: Es wurde oft vergoldet, in allen möglichen Farben bemalt und sogar dicht mit Edelsteinen besetzt.

Im 12. Jahrhundert zeigt sich ein besonderer Aufschwung: Die allgemeine Verwendung von Elfenbein beginnt von Neuem. Spiegelgehäuse, Kämme, Schreibtafeln, mit romantischen Szenen und bekannten Märchenthemen verzierte Dosen werden daraus gefertigt, und zwar nicht nur für den heimischen Gebrauch, sondern bereits für den Export. Das 13. Jahrhundert lässt die Welle der Beinschnitzerei wieder ins Tal sinken; erneut scheinen Störungen beim Import von Stoßzähnen aufgetreten zu sein. Doch schon das 14. und 15. Jahrhundert, also der Beginn der Renaissance, erweckt das Elfenbeingewerbe zu neuem Leben, dessen Zentrum diesmal Paris ist. Außer den bisher erwähnten vielfältigen Dingen werden nun auch Prachtsättel mit Elfenbeinschnitzereien überzogen. In unserem Nationalmuseum ist ein solcher prachtvoller Elfenbeinsattel aus dem 15. Jahrhundert zu sehen. Das 16. Jahrhundert zeigt einen erneuten Rückgang. Die Spätrenaissance bevorzugt vor allem die Goldschmiedekunst und entwickelt diese auf Kosten der Beinschnitzerei weiter. Offensichtlich nur, damit das Barock des 17. und 18. Jahrhunderts sie wieder in Mode bringt!

In der Zwischenzeit haben sich die in Afrika gesammelten, von den Eingeborenen mangels Exports versteckten Elfenbeinvorräte so sehr angehäuft, dass um 1630 im westafrikanischen Angola ein englischer Reisender, der sich den dortigen portugiesischen Truppen angeschlossen hatte, schreibt: „In riesigen Haufen liegt hier das Elfenbein! Die Eingeborenen platzieren auf diesen Hügeln aus Stoßzähnen die Schädel ihrer besiegten Feinde.“ Bald beginnt der Abtransport dieser Unmengen an Stoßzähnen. Eine Schiffsladung folgt der anderen nach Europa, und unsere Beinschnitzerei blüht erneut auf. Für die Barockzeit sind besonders die prächtigen, aber überladenen Elfenbeinkelche charakteristisch: Der hohle Teil des Stoßzahns bietet die Kelchform förmlich fertig an, der Fuß sowie die reiche Verzierung bestehen jedoch aus einem Edelmetall. Das Barock kombiniert also die Goldschmiedekunst mit der Beinschnitzerei.

Der Abtransport der an der westafrikanischen Küstenregion herrenlos herumliegenden Stoßzahnvorräte geht schnell voran. Als diese erschöpft sind, steigt der Preis wieder an,

und für die über Jahrhunderte in relativem Frieden gewachsenen Elefanten bricht erneut eine harte Zeit der rücksichtslosen Ausbeutung an. Ende des 18. Jahrhunderts wird die bis dahin rein künstlerische Handarbeit der Schnitzerei bereits durch moderne Drechslerarbeiten ergänzt. Zur gleichen Zeit kommen auch die weltweit populär gewordenen Miniaturen in Mode, die auf dünne Elfenbeinplättchen gemalt werden.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts wächst die Nachfrage nach Elfenbein immer rasanter, was zum großen Teil das Ergebnis der Popularität von Billard und Klavier ist. Dem entsprechend wird in Afrika ein Vernichtungskrieg gegen den Elefanten geführt. Anfangs noch nur durch die Eingeborenen mit Giftpfeil und Speer, verschiedenen Fallen, Wolfsgruben und in Bäumen installierten Fallbeilen – uralte, grausamste Methoden. Hinzu kommt um die Mitte des letzten Jahrhunderts die größte Gefahr: der weißhäutige Elefantenjäger mit Feuerwaffen! Zuerst wird Südafrika, später der Sudan und schließlich in den achtziger und neunziger Jahren das eigentliche Elefanten-Eldorado, Äquatorialafrika, überflutet. Und wahrlich unbedacht und wahllos werden die Elefanten, die die Aussicht auf schnellen Reichtum bieten, aus rein geschäftlichen Gründen massenhaft abgeschossen! „Umsonst" – das ist eine leichte Übertreibung. Jene Pionier-Elefantenjäger des letzten Jahrhunderts mit ihren primitiven Gewehren, mangelhafter Ausrüstung und Arznei sollte man nicht beneiden. Sie hatten mit unzähligen Schwierigkeiten und Krankheiten zu kämpfen, setzten täglich ihr Leben aufs Spiel, und viele blieben dort. Wer jedoch davonkam, wen Malaria und Schlafkrankheit, Verdursten und Verirren, das vielfältige Wild und die damals oft noch gefährlichen Eingeborenen verschonten, wer also erfolgreich jagte und seine Beute sicher einbringen konnte, der konnte zu beachtlichem Vermögen kommen!

Selbst heute noch kannte ich einige dieser Elefantenjäger aus dem „goldenen Zeitalter" des letzten Jahrhunderts, die sozusagen „aus dem Vollen" des Dschungels schöpfen konnten. Ich traf solche – und nicht nur einen –, die in jener alten guten Zeit mehr als tausend, ja sogar solche, die mehr als dreitausend Elefanten geschossen hatten! Und zwar größtenteils ausgewählte Bullen mit großen Stoßzähnen! Tausend Elefantenbullen bedeuten selbst unter Brüdern Elfenbein im Wert von einer Million Goldkronen. Aus einer solchen Beute konnte nach Abzug jedweder „Betriebskosten" reichlich übrig bleiben! Doch der Tag jener märchenhaften Möglichkeiten ist zum Nachteil des Jägers, aber zum Glück des Elefanten, vorüber. Er dauerte nur etwa dreißig bis vierzig Jahre, vielleicht nicht einmal so lange. Die Kolonialbehörden besannen sich noch rechtzeitig, bevor das Schicksal des afrikanischen Elefanten endgültig besiegelt gewesen wäre. Um die Jahrhundertwende schossen Wildschutzgesetze wie Pilze aus dem Boden; immer strengere Jagdvorschriften umgarnten sogleich die fast grenzenlosen Reviere der Rüsseltiere: vom Sudan bis zum Sambesi, von Somalia bis Senegambia. Sie retteten den bedrängten Tierriesen in ihre schützenden Arme und sicherten seine sorgenfreie Vermehrung auf fast unsehbare Zeit. Und sie setzten dem zügellosen Stoßzahnsammeln vergangener Zeiten, der abenteuerlichen Märchenwelt des geschäftsorientierten Berufselefantenjägers, für immer ein Ende.

Ein Jäger, der heute nach einem Elefanten verlangt, benötigt bereits eine teure – und immer teurer werdende – Regierungserlaubnis, um ein einzelnes Exemplar mit ausgewählten Stoßzähnen zu erbeuten. Und wenn er in seiner Aufregung die Sache übereilt und seine Kugel einen Bullen zur Strecke bringt, dessen Stoßzähne leichter sind als das gesetzlich vorgeschriebene Mindestgewicht, konfisziert die Behörde ihm nicht nur die „untergewichtigen" Zähne, sondern brummt ihm auch noch eine stattliche Geldstrafe auf. Die Erlaubnis ist weg, das Geld ist weg, die kostspielige Reise und die viele Mühe waren umsonst, und obendrein kann er am Ende ohne Stoßzähne auf sein Heimkehrschiff klettern.

Die Gegenwart

In der ostafrikanischen Provinz Kenia – dort war ich meist auf den Spuren der Elefanten – kann man jährlich Lizenzen für zwei Bullen erwerben. Das untere Gewichtslimit für die Stoßzähne eines schussbaren Elefanten beträgt elf Kilogramm pro Seite. Wer also einen Bullen erlegt, der nicht das Gesamtgewicht von dreißig Kilogramm erreicht, kann sich zu Recht den Kopf zerbrechen. Mir blieb dieses Kopfzerbrechen bisher erspart; selbst mein kleinster kenianischer Bulle trug fünfundvierzig Kilo Elfenbein, während mich der prächtigste mit einhundertfünfundzwanzig Kilo, also weit über einem Doppelzentner, beglückte. Es ist offensichtlich, dass die „profitable Elefantenjagd" in ihrer Form des letzten Jahrhunderts der Vergangenheit angehört; richtiger gesagt, sie kann heute nur noch als extrem kostspieliger, wahrhaft luxuriöser Sport bezeichnet werden.

Es ist kein Wunder, dass seit dem Inkrafttreten der Jagdgesetze der afrikanische Elefant wieder im Zunehmen begriffen ist, obwohl sein einstiger Lebensraum durch das stetige Vordringen der Zivilisation immer begrenzter und auf immer eingeschränktere Gebiete zurückgedrängt wird. Im heutigen Afrika – namentlich beiderseits des Äquators – gibt es dennoch wesentlich mehr Elefanten als vor siebzig bis achtzig Jahren zur Zeit des Erscheinens der ersten weißen Jäger. Es gibt mehr Elefanten – nur gibt es weniger alte Bullen! Denn die Wildschutzgesetze sind erst seit kurzem in Kraft, ein Bulle mit großen Stoßzähnen ist jedoch einhundert bis einhundertfünfzig Jahre alt oder noch älter. Der heutige „Sportjäger", der eine teure Lizenz erwirbt und eine kostspielige Reise bezahlt, versucht – wie allgemein jeder ernstzunehmende Jäger – das prächtigste Exemplar des gesuchten Wildes mit der besten Trophäe vor die Büchse zu bekommen. Er wählt also aus, wägt seine Chancen bedacht ab und entscheidet sich erst dann zum Schuss, wenn das angebotene Exemplar wirklich „reif für die Kugel", ein würdiger Vertreter seiner Art ist. Er tut dies nicht nur, weil es die Regel der Jagdehre ist, sondern im Falle des Elefanten auch deshalb, weil der Verkehrswert des Elfenbeins ihn umso mehr entschädigt und die Kosten für die lange Reise, die Lizenz und die Ausrüstung umso mehr mildert, je herrlicher der Bulle ist – selbst in dem Fall, wenn er nicht beabsichtigt, die Stoßzahnbeute zu verkaufen, sondern als liebes Andenken zu bewahren.

Der heutige Elefantenjäger sucht also ausschließlich schwere, möglichst „ergiebige" Bullen. Ein minderwertiges Exemplar oder gar eine Elefantenkuh interessiert ihn ernsthaft nicht – ganz abgesehen davon, dass deren Erlegung gesetzlich verboten ist. Ein wahrhaft begehrenswertes, zentnerschweres Stoßzahnpaar wird bald so selten sein wie eine weiße Krähe. Wenn wir uns bewusst sind, dass der Elefantenbestand seit etwa fünfzig Jahren wieder zunimmt, und bedenken, wie begehrt einhundertfünfzig Jahre alte Bullen sind, können wir das Ergebnis leicht ausrechnen: die Zunahme des afrikanischen Elefantenbestandes bei gleichzeitigem rasanten Schwinden der kapitalen Stoßzahnträger!

Die Gelegenheit, die Vorschriften zu missachten oder zu umgehen, mehr Elefanten als erlaubt zu erlegen, untergewichtige Stoßzähne auszuführen oder andere Unsportlichkeiten zu begehen, bietet sich heute selbst einem Jäger nicht, der zu solchen Gaunereien neigen würde. Ohne eine Regierungserlaubnis, die das rechtmäßige Eigentum nachweist, kann kein Stoßzahn das Land verlassen; weder die Bahn noch Schiffe übernehmen den Transport. Und sollte trotz allem jemand bei einem listigen Schmuggelversuch erwischt werden, dem wird die Lust auf die Elefantenjagd endgültig vergehen. Jeder herrenlose, „gefundene" oder auf illegalem Wege erbeutete Stoßzahn ist Eigentum des Staates und unverzüglich bei der zuständigen Behörde abzuliefern. Ein Versäumnis zieht schwere finanzielle Konsequenzen nach sich. Die Wilderei ist also – zumindest in Afrika – heute kein rentables Vergnügen mehr.

Über den Stoßzahn im Allgemeinen

Obwohl ich bereits erwähnt habe, dass wir unter „Elfenbein“ im Allgemeinen Elefantenstoßzähne verstehen, muss ich doch anmerken, dass auch die Stoßzähne anderer Tiere: des eiszeitlichen Mammuts, des Walrosses aus dem Eismeer, des afrikanischen Flusspferdes und sogar des Warzenschweins unter dem Namen „Elfenbein“ auf den Markt kommen. Da diese „falschen“ Beine jedoch – mit Ausnahme des Mammutstoßzahns – nur in unwesentlichen Mengen auftreten, fallen sie nicht ins Gewicht und können von einem fachmännischen Auge leicht entlarvt werden.

Echtes Elfenbein ist ein extrem dichtes, schwach durchscheinendes, elastisches Material. Seine Poren sind eng geschlossen und enthalten eine gallertartige Lösung. Dies macht es so hervorragend geeignet zum Schnitzen, Drechseln und Polieren. Da es ein faserigeres Material ist, bricht oder reißt Elfenbein schwerer als gewöhnlicher Knochen; auch seine Elastizität ist größer. Im Allgemeinen kann man sagen, dass sein Material zwischen Knochen und Horn angesiedelt ist. Ein besonderer Vorteil ist, dass es sofort geschnitzt werden kann und keinerlei Vorarbeit oder besondere Trocknung benötigt. Die Wurzel des Elefantenstoßzahns sitzt tief im Kiefer seines Besitzers. Der Teil des Stoßzahns, der im Kiefer steckt, wächst nach seiner vollen Ausbildung nicht weiter. Nur der äußere, frei stehende Teil setzt das Wachstum fort. Bei einem jüngeren Tier steckt etwa die Hälfte der Gesamtlänge im Kiefer, bei einem mittelalten Bullen noch etwa ein Drittel, bei einem uralten Exemplar mit langen Stoßzähnen ragt nur noch ein Viertel in den Kiefer, der Rest steht frei heraus. Ein Bulle mit herausragenden Stoßzähnen kann leicht ermüden, wenn er seine unverhältnismäßig langen und dadurch unausgewogenen Stoßzähne tragen muss. Ein solches Tier erweckt manchmal den Eindruck, als schöbe es eine schwere Schubkarre vor sich her. Es ist verständlich, dass es seine schwere Bewaffnung oft in der Astgabel eines geeigneten Baumes ruhen lässt.

Die im Großen und Ganzen bogenförmige Wurzel des Stoßzahns reicht im Schädel bis zwischen die Augen hinauf. Diesen Umstand berücksichtigen Tiermaler nicht immer; deshalb sehen wir oft Elefantenbilder, auf denen die Stoßzähne den Kopf in waagerechter Richtung verlassen. Dabei weist der frei stehende Teil des Stoßzahns erst nach unten, krümmt sich dann nach oben und zugleich nach außen. Das Ende biegt sich jedoch wieder nach innen, damit es seinen Besitzer im dichten Dickicht nicht behindert. Diese verschiedenen Krümmungen führen dazu, dass einander gegenübergestellte Stoßzähne immer krumm und schief wirken.

Der Umfang des Stoßzahns ist an der Wurzel am größten – bei exzellenten Exemplaren vierzig bis fünfzig Zentimeter. Von dort aus verjüngt er sich langsam und stetig bis zur äußeren, mehr oder weniger zugespitzten Spitze. Die Höhlung im Kieferbereich ist jedoch entsprechend dem darin verborgenen Nerv kegelförmig, das heißt, sie verengt sich von der Wurzel an kontinuierlich und endet etwa im ersten Drittel der Stoßzahnlänge; von dort aus setzt sie sich nur noch als dünner Faden in Richtung des immer schlanker werdenden Stoßzahnendes fort. So ist die Wand der Stoßzahnwurzel nur wenige Millimeter dick, wird aber nach außen hin immer stärker und schließt sich beim Austritt des Stoßzahns aus dem Maul zu völlig massivem Elfenbein. Von hier an ist das Innere des Stoßzahns von derselben Dichte wie die äußerste, sogenannte Zahnschmelzschicht.

Nur im seltensten Fall wiegen die Stoßzähne eines einzelnen Elefanten exakt gleich viel. Der Gewichtsunterschied zwischen beiden ist – besonders beim lebenden Elefanten – nicht auffällig; selbst bei schweren Zähnen übersteigt er selten drei bis vier Kilo. Dieser Unterschied ist – zumindest nach Behauptung der Eingeborenen – darauf

zurückzuführen, dass der Elefant meist nur einen Stoßzahn zum Brechen von Baumstämmen, zum Schälen von Rinde, zum Aufhebeln von Wurzeln und all den anderen abnutzenden Arbeiten verwendet. Das heißt, einer von beiden ist sein „Arbeitsstoßzahn“, so wie es unter uns Rechts- und Linkshänder gibt. Es ist natürlich, dass der „Arbeitsstoßzahn“ stärker abgenutzt und etwas leichter als sein Gegenstück ist. Wir sagten vorhin, dass die beiden Stoßzahnenden leicht nach innen gebogen sind. Diese kleine Krümmung treibt die Natur gelegentlich auf die Spitze und verengt den Abstand zwischen den Spitzen auf ein bis zwei Handspannen, was nicht ausreicht, damit der Elefant seinen Rüssel bequem und ungehindert heben kann. Eine solch enge Stellung der Stoßzähne findet sich meist nur bei Urwaldelefanten, vor allem im Belgisch-Kongo. Der enge Stoßzahn behindert die Bewegung des Waldelefanten weniger als der weit auseinanderstehende, gespreizte Zahn, der eher für den Elefanten der Savannen oder Sumpfgebiete charakteristisch ist.

Das weltweit verarbeitete Elfenbein ist fast ausschließlich afrikanisch. Indisches Elfenbein ist so unbedeutend, dass es nicht einmal fünf Prozent des dortigen Bedarfs deckt; daher ist auch Indien auf Importe angewiesen. Ein kleinerer Anteil der Welthandelsware wird seit Jahrhunderten aus Sibirien geliefert. In Ostsibirien sowie in der Umgebung anderer Flüsse, die ins Eismeer münden, liegen gewaltige Mengen an Mammutstoßzähnen unter der Erde, die seinerzeit vielleicht noch der Urmensch, unser eiszeitlicher Vorfahre, vergraben haben mag. Ich höre, dass die Gewinnung dieser viele tausend Jahre alten Reserven heute planmäßig voranschreitet, sodass die Rolle des sibirischen Mammutbeins auf dem Weltmarkt sicherlich zunehmen wird. Angeblich beschäftigt man sich schon seit zwei Jahrhunderten mit der Erschließung dieser Bodenschätze, wenngleich früher nur in geringerem Maße. Anzumerken ist, dass dieses uralte, sogenannte „tote Elfenbein“ wesentlich geringer im Wert ist als das „lebende“ Elfenbein der in der Gegenwart verendeten oder erlegten Elefanten. Zudem ist ein erheblicher Teil der Mammutstoßzähne verrottet und unbrauchbar, wenngleich sich darunter tadellose, perfekte Exemplare finden, als handele es sich um einen heutigen Stoßzahn und nicht um eine zehn- bis zwanzigtausend Jahre alte Antiquität aus dem Boden. Die sibirischen Vorräte sollen unerschöpflich sein. Ich habe auch die Meinung gehört, dass einst, wenn die expandierende Zivilisation den Elefanten endgültig vom Boden Afrikas verdrängt hat, der ostsibirische Mammutstoßzahn die einzige und letzte Elfenbeinquelle unserer Erde sein wird.

Weltmarkt

Im 19. und 20. Jahrhundert, bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs, waren vor allem London und danach Antwerpen die bedeutendsten Elfenbeinmärkte Europas. Da ich nur über Letzteren relativ genaue Daten habe, kann ich nur diese mitteilen. Im Laufe des Jahrhunderts zwischen 1827 und 1927 trafen auf dem Londoner Markt folgende Mengen an afrikanischem Elfenbein ein:

- 1827: 1.500 Meterzentner
- 1850: 4.000 Meterzentner
- 1890: 8.000 Meterzentner
- 1895: 5500 Meterzentner
- 1900: 4500 Meterzentner

- 1927: 2500 Meterzentner.

Diese Aufstellung spiegelt sehr deutlich das zuvor Gesagte wider: Das zwischen 1827 und 1850 sichtbare Wachstum ist das Ergebnis der groß angelegten Nachfrage des 19. Jahrhunderts. Als Beispiel führe ich die an der nordfranzösischen Küste gelegene Stadt Dieppe an, in der zu jener Zeit elf Fabriken mit der Verarbeitung von Elfenbein beschäftigt waren. Die Jahre zwischen 1850 und 1890 – in deren letztem der Import seinen Höhepunkt erreichte – kennzeichnen das goldene Zeitalter der weißen Jäger, die Zeit der unbegrenzten Jagdmöglichkeiten. Von da an, also seit dem schrittweisen Inkrafttreten der Jagdverordnungen, sinkt der Import von Jahr zu Jahr.

Wir dürfen dabei den sehr bedeutenden Bedarf des Fernen Ostens, namentlich Indiens, Chinas und Japans, nicht vergessen. Allein Indien verbraucht jährlich etwa tausend Zentner, wovon es nur sechzig von seinen eigenen Elefanten gewinnt. Die fernöstlichen Lieferungen gehen aus den Häfen Ostafrikas direkt Richtung Indien. Wenn dies jedoch nicht ausreicht – was, wie ich höre, oft vorkommt –, wird der fehlende Rest aus London zurückgeschickt! Der Preis des Beins verträgt offensichtlich auch den doppelten Transport. – Auch Amerika wird zum Teil von London aus versorgt. Vielleicht ist es auch interessant, dass der Londoner Markt immer der billigste ist. In Afrika, am „Fundort", hat der Stoßzahn fast immer einen höheren Preis als im fernen London. An dieser nicht allgemein bekannten Tatsache lassen sich viele englische Jäger täuschen, wenn sie bei einer ostafrikanischen Auktion den dort gebotenen Preis von 35–40 Schilling pro Kilogramm für zu gering halten, ihre Stoßzähne kostspielig nach Hause schleppen und sich dort zu ihrem nicht geringen Ärger mit dem bei der heimischen Auktion erzielten Preis von 30–32 Schilling begnügen müssen!

Aus der eben angeführten Statistik sowie aus den damaligen Anforderungen der übrigen Weltmärkte geht hervor, dass vor der Jahrhundertwende jährlich mindestens zehntausend Meterzentner Elfenbein aus Afrika kamen. Das würde grob gerechnet das Leben von etwa siebzig- bis achtzigtausend Elefanten pro Jahr bedeuten! Das Durchschnittsgewicht der Stoßzähne können wir nämlich kaum höher als mit sieben bis acht Kilogramm ansetzen, da sich unter ihnen immer viele dünne, leichte Kuh-Stoßzähne befinden – die für die Herstellung von Billardkugeln am besten geeignet sind!

Man könnte zu Recht fragen, wie eine solche Menge an leichtem, „untergewichtigem" Elfenbein auf den Markt kommen kann, wo doch laut Jagdgesetz nur Bullen mit Stoßzähnen über einem bestimmten Gewicht geschossen werden dürfen. Nun, ein erheblicher Teil der eintreffenden Lieferungen besteht auch heute noch aus altem Elfenbein aus der Zeit vor den Gesetzen: in Höhlen, auf den Dachböden von Hütten oder in Gruben verstecktes, nicht abgeliefertes, „illegales" Elfenbein! Seit Erlass der Jagdgesetze dürfen auch die Eingeborenen nicht mehr wahllos jagen. Das so versteckte Elfenbein müssen sie gegen ein bestimmtes – natürlich unter dem Marktpreis liegendes – Entgelt abliefern.

Doch in den unwegsamen Wildnissen Zentralafrikas, vor allem in den geheimen Verstecken der Häuptlinge im Kongo, lagern noch immer ungeheure Mengen an Elfenbein. Und solche Urwaldstämme liefern die Stoßzähne von gelegentlich tot aufgefundenen, meist aber gewaltsam erbeuteten Elefanten nicht der Behörde, sondern ihrem Stammeshäuptling ab und mehren so dessen Schatzkammer. Der eingeborene Jäger wiederum wählt, genau wie früher, auch heute nicht aus. Er schießt oder erlegt mit dem Pfeil, was ihm in den Weg kommt, Bullen wie Kühe gleichermaßen. Sogar größtenteils Kühe, da deren Anzahl die der Bullen immer stark übersteigt. So stellt sich heraus, dass wir zwar vorhin recht hatten, als wir einen Import von etwa zehntausend

Zentnern mit dem Leben von siebzig- bis achtzigtausend Elefanten gleichsetzten – doch dieses enorme Elefantenleben wurde nicht in einem einzigen Jahr ausgelöscht! Denn ein bedeutender Teil der Stoßzähne kam aus den schwer auffindbaren alten Vorräten der Eingeborenen, namentlich aus den Tiefen der Urwälder des französischen und belgischen Kongo, ans Tageslicht.

Der in der hundertjährigen Relation aufgeführte Import, der bereits ganz am Ende des letzten Jahrhunderts zurückzugehen begann, zeigt in der Gegenwart eine weitere Abnahme. Die vielen synthetischen Ersatzstoffe für Elfenbein verdrängen immer mehr das Interesse an der echten Ware. Die allgemeine Verbreitung von Grammophonen und Radios verringert die Klavierproduktion. Obwohl mir keine genauen Daten vorliegen, irre ich wohl kaum, wenn ich das heute aus Afrika exportierte Rohmaterial auf höchstens fünf- bis sechstausend Zentner schätze und die Zahl der jährlich erlegten Elefanten auf nur etwa fünfzehntausend beziffere. Aber auch das sind nicht alles legal, mit vorschriftsmäßiger Erlaubnis geschossene Elefanten! Unter den Eingeborenen gibt es noch immer viele Wilderer: Die ungesetzlich erbeuteten und versteckten Stoßzähne kommen früher oder später dennoch ans Tageslicht und gelangen in den weiteren Kreislauf. Hierbei erwähne ich, dass trotz der vielen strengen Verordnungen und Vergeltungsmaßnahmen der Elfenbeinschmuggel heute noch in ganz Afrika betrieben wird, in den einzelnen Regionen in unterschiedlichem Maße. Sogar in Kenia, Tanganjika und Rhodesien, obwohl dort die strengste Kontrolle herrscht.

Eingeborene Schmuggler zu Fuß bringen unter unsäglichen Schwierigkeiten und vielen Gefahren meist in Stücke gesägte Stoßzähne in die unbewohnte Unbekanntheit der Ostküste. Wochen, manchmal vielleicht Monate dauert der lange, mühsame Transport durch wegelose Urwälder. In den geheimen Verstecken der dichten Mangrovensümpfe der unwegsamen Küste lauert dann der aus Bombay herübergekommene hinduistische Schmuggler in seinem armseligen kleinen Segelboot, um seinem schwarznhäutigen Geschäftspartner billige Ware abzukaufen. Doch die mit schnellen Dampfbooten ausgestattete Küstenpolizei ist wachsam! Und ein indischer Schmuggler muss schon flink sein, wenn sein seelenverkäuferisches Segelboot im Schutze einer stürmischen Nacht das Weite sucht und zwischen den weitreichenden Scheinwerfern der ständig kreuzenden Patrouillen entwischt. Und selbst wenn es gelingt – wie weit ist es noch bis zur indischen Küste! Es ist wahrlich abenteuerliches, vielgeprüftes Elfenbein, das unter so viel Risiko sein Ziel erreicht: die für billigen Lohn schnitzende Meisterhand in einem Slum von Bombay!

Über die größten Stoßzähne

Das uns bekannte schwerste Paar, also der „Weltrekord“: 107 plus 102, zusammen also 209 Kilogramm. Ihre entlang der Krümmung gemessene Länge beträgt 319 bzw. 311 cm. Den einstigen Erbeuter dieses meisterhaften Wunder-Stoßzahns kennen wir nicht. Eingeborene fanden ihn 1898 in Manyika, am Fuße des Kilimandscharo. Zuerst wurde er nach Sansibar nahe der Ostküste gebracht, von wo er durch Vermittlung eines dortigen Händlers in den Besitz der Londoner Firma Landsberger & Humble gelangte. Von den beiden Zähnen kaufte später das British Museum den größeren, den kleineren erwarb Joseph Rodgers, ein berühmter Messerfabrikant aus Sheffield, für sein eigenes Museum. Wen es interessiert, der kann dort die schwersten Elefantenstoßzähne der Welt besichtigen. Experten zweifeln übrigens immer noch daran, ob die beiden riesigen Zähne wirklich zusammengehören oder die Stoßzähne zweier verschiedener, sich gleichender Elefanten sind.

Den Längenweltrekord hält ein 350 und 335 Zentimeter langes Stoßzahnpaar; dieses ist jedoch wesentlich schlanker als das obige und wiegt zusammen nur 133 Kilogramm.

Mit dem prächtigsten, von einem weißhäutigen Jäger erlegten Elefanten kann sich der englische Major P. H. G. Powell-Cotton brüsten. Die Stoßzähne seines um die Jahrhundertwende erbeuteten Bullen wiegen 89 plus 78, zusammen also 167 Kilogramm; ihre Länge beträgt 275 bzw. 272 Zentimeter.

Zum Vergleich sei es mir gestattet, auch die Maße meines eigenen Stolzes, des von mir geschossenen großen Elefanten, anzuführen. Laut der internationalen offiziellen Statistik steht dieses Stoßzahnpaar an zehnter Stelle der „Weltliste". Das heißt, uns sind offiziell nur neun größere Paare bekannt. Sein Gewicht beträgt 64 plus 62, also insgesamt 126 Kilogramm; die Länge liegt bei 267 und 279 Zentimetern. Wie außergewöhnlich glücklich und welch ein unglaublicher Zufall die Erlegung dieses hervorragenden Elefanten war, können wir erst dann gebührend würdigen, wenn wir bedenken, dass jährlich mehrere tausend afrikanische Elefanten geschossen werden und Jahrzehnte vergehen, bis ein solches Exemplar erbeutet wird! Ich habe ihn vor neun Jahren geschossen, aber meines Wissens wurde seither kein prächtigerer erlegt.

> Leider ist diese fast beispiellose Jagdbeute zusammen mit all meinen Trophäen während der Belagerung von Budapest zu Staub verbrannt. Ein Jahrhundert lang ließ er seine wunderbaren Stoßzähne im Urwald Afrikas wachsen, um sie auf dem Scheiterhaufen unserer zerbombten Hauptstadt enden zu lassen. So bewahren nur Fotografien und die internationale Rekordliste für mich ihr unvergessliches Andenken.

Die heutige VERWENDUNG des Elfenbeins

Die Qualität des afrikanischen Elfenbeins ist je nach Region unterschiedlich. Im Allgemeinen teilen wir es in zwei Hauptgruppen ein: in weiches und hartes Elfenbein. Das „weiche" ist wertvoller (zwei bis drei Goldkronen teurer pro Kilogramm), weil es leichter zu bearbeiten und elastischer ist und seltener reißt als das „harte". Gutes „weiches" Elfenbein ist so elastisch, dass man daraus sogar exzellente, biegsame Reitgerten der Länge nach schneidet! „Hartes" Elfenbein erweist sich als spröder, hält extremen Temperaturen schlechter stand und springt eher. Ostafrikanische Stoßzähne gelten im Allgemeinen als „weich", während die in den westlichen Teilen gewonnenen meist „hart" sind.

Wenn wir die Karte Afrikas in Nord-Süd-Richtung mit einer vertikalen Linie teilen, die etwa dem 28. Meridian folgt, erhalten wir grob die Grenze zwischen den beiden Arten. Das Gebiet östlich der Linie ist die Heimat des „weichen", das westliche – also unter anderem der Großteil des belgischen Kongo – die des „harten" Elfenbeins. Nicht nur die Qualität der Stoßzähne, auch ihre Größe variiert je nach Region. Dementsprechend ist auch die zuvor erwähnte gesetzliche Gewichtsgrenze nicht überall gleich, sondern von Land zu Land verschieden. Im Sudan beispielsweise ziehen Elefanten mit gewaltigen Körpern, aber relativ leichten Stoßzähnen umher – dort darf bereits ein Bulle mit nur fünf Kilo schweren Zähnen pro Seite geschossen werden. Daraus wiederum geht hervor, dass die Größe der Stoßzähne überhaupt nicht mit der Körpergröße zusammenhängt.

Wahre Experten unterscheiden noch weitere Qualitäten des Elfenbeins, deren Marktnamen oft exotisch klingen. Die bekannteste Bezeichnung ist vielleicht „Malteser Elfenbein", obwohl wir wissen, dass auf der Insel Malta nie ein Elefant lebte, höchstens

im Zirkus. Der Name rührt daher, dass Malta früher der Umladeplatz für ostafrikanische Elfenbeinlieferungen war. Die Auktionen auf dem sogenannten „Elfenbeinboden“ (ivory floor) der Londoner Docks sind wahrlich ein interessanter und prachtvoller Anblick. Die zuvor zu hunderten, ja tausenden zur Besichtigung ausgestellten Stoßzähne in vielen Größen lassen jedem Elefantenjäger das Wasser im Munde zusammenlaufen.

Einleitend habe ich den Elefanten als „Hoflieferanten der Billardspieler und Klavierspieler“ vorgestellt, denn aus Elfenbein werden nicht nur Billardkugeln und Klaviertasten hergestellt, obwohl heute dafür der bedeutendste Teil der eintreffenden Stoßzähne verwendet wird. Die Billardkugel-Industrie bezahlt am besten für die etwa fünf Kilo schweren, dünnen – also vor allem Kuh-Stoßzähne! Aus diesen lassen sich am leichtesten gute Kugeln drechseln. Es ist nämlich extrem wichtig, dass die drei am Spiel beteiligten Kugeln völlig identisch sind, also nicht nur in Form und Gewicht, sondern auch in der Elastizität übereinstimmen. In der Regel ergeben sich aus einem solchen Stoßzahn von etwa fünf Kilo genau drei Kugeln. Eine perfekte Serie von drei Kugeln stammt also meist aus demselben Stoßzahn.

Ich habe das Lager der größten englischen Kugelherstellungsfirma besichtigt. Dort sind dreißig- bis vierzigtausend fertige Billardkugeln nebeneinander aufgereiht. Vier bis fünf Jahre liegen die Kugeln in ihren Gestellen, bis sie vollkommen austrocknen und völlig „reifen“, um nach erneuter präziser Messung und Abstimmung schließlich auf den Markt zu kommen.

Die zweitgrößten Abnehmer von Elfenbein waren vor einigen Jahren noch die Klavierbauer; die Tasten guter Klaviere wurden immer mit Elfenbein belegt. Auf diesem Gebiet vollzieht sich heute ein radikaler Wandel. Tasten aus verschiedenen Kunststoffen werden so verbreitet, dass sie früher oder später das Elfenbein völlig verdrängen werden. Der größte Abnehmer von Elfenbein für die Tastenherstellung war bisher Amerika. Als Beispiel führe ich an, dass zwei weltberühmte Tastenhersteller, die in den zwanziger Jahren noch hundert Tonnen (hunderttausend Kilo) Elfenbein pro Jahr verbrauchten, im letzten Jahr nur noch bereit waren, fünfzehn Tonnen abzunehmen!

Der nächste, also der Menge nach dritte Posten, wird von der Besteckherstellung verarbeitet. In England und seinen Kolonien sind Tischmesser und Gabeln mit Elfenbeingriff sowie Salatbestecke aus massivem Elfenbein seit Jahrhunderten Mode. Sie sind fast häufiger als solche aus reinem Silber, vor allem weil sie schöner und billiger zu reinigen sind. Ich weiß von einem großen Messerhersteller, dessen Jahresbedarf etwa fünfzehn- bis zwanzigtausend Kilo Elfenbein beträgt!

Rücken feiner Haar- und Kleiderbürsten, Kämme, viele Arten kleinerer und größerer Dosen, Schatullen, Bilderrahmen, Spazierstöcke, Schachfiguren, Papiermesser, modische Damenknöpfe und Schmuck werden heute aus Elfenbein gefertigt. Von vielen anderen Ziergegenständen, Schnitzereien und hundertfacher „Kleinkunst“ gar nicht zu reden. In deren Schnitzerei sind die Japaner die größten Meister.

Betrachtet man das Gesagte, ist es überraschend, welch wesentliche Rolle dem Elfenbein heutzutage noch zukommt, nicht nur in der Kunstfertigkeit, sondern sogar im alltäglichen Hausbedarf. Bemerkenswert ist, dass von dem wertvollen Rohstoff so gut wie kein einziges Partikelchen vergeudet wird. Tausende Säcke mit dem „Abfall“ der aufgezählten Verarbeitungszweige gelangen zurück auf den Markt, als Bruchstück oder sogar in Pulverform! Aus den kleinen Abfallstücken werden Möbelintarsien und winzige Ziergegenstände gefertigt; „Elfenbeinsägemehl“ wird zum Polieren sowie zur Herstellung von „chinesischer“ oder „indischer Tusche“ verwendet. Dies ist übrigens eine der

ältesten Arten der Tintenherstellung und in China noch heute gebräuchlich; man schreibt damit nicht mit der Feder, sondern mit dem Pinsel. Die Ringe, die nach dem Ausschneiden der Billardkugeln zurückbleiben, werden zentnerweise nach Afrika zurückgeschickt, da sie unter den Eingeborenen extrem begehrt sind. Schwarze Mode-Damen schnitzten vor kurzem noch bei ihren eigenen Meistern die Elfenbeinringe, die ihre Hand- und Fußgelenke zierten; heute kommen sie dank der zahlreichen Billardspieler der zivilisierten Welt billiger und leichter an sie heran.

Auch jenes wahrhaft besondere „Elfenbein" darf ich nicht vergessen, von dem ich einige Exemplare auf dem Marktplatz der rosaroten Stadt Jaipur in Rajasthan erstand. Vor einem der Händler fielen mir winzige, rote Beeren in der Größe von Pfefferkörnern auf: Jede wurde von einer kleinen billigen Lupe begleitet, die ein unermüdlicher Verkäufer mit Turban anbot. Die hartschaligen, scharlachroten Beeren – die Frucht irgendeines Baumes oder Strauches – waren hohl, und eine mohnkorngroße Öffnung an ihrer Seite war mit einem winzigen weißen Stöpsel verschlossen. Der Händler zog einen der Stöpsel heraus und schüttelte den Inhalt der Beere in meine Handfläche: winzige weiße Staubkörnchen fielen heraus. Als ich sie jedoch unter der mitgelieferten Lupe betrachtete, blieb mir wahrlich der Mund offen stehen. Denn jedes Staubkörnchen erwies sich als ein perfekt geschnitzter, staubkorngroßer Elefant! Ein vierbeiniger Elefant aus Elfenbein mit Rüssel! Es gab Beeren, in denen zwanzig, aber auch solche, in denen fünfzig dieser weißen Körnchen steckten – eine fünfzigköpfige Elefantenherde in einem einzigen „Pfefferkorn"! Es ist fast unbegreiflich, mit welcher wunderbaren Handfertigkeit, mit welcher übermenschlichen Geduld diese mit bloßem Auge kaum sichtbaren Statuetten – sicherlich durch ein Vergrößerungsglas – geschnitzt werden konnten.

Noch zwei erwähnenswerte Beispiele: Ich besuchte einen indischen Fürsten, in dessen Palast aus Tausendundeiner Nacht die Türpfosten durch jeweils einen gewaltigen, weit über mannshohen Elefantenstoßzahn ersetzt worden waren... In Amerika wiederum aß ich eine minderwertige Marmelade, die unter dem Namen „ivory jelly" (Elfenbeingelee) aus Elfenbeinstaub hergestellt und verkauft wurde.

Vom fürstlichen Türpfosten bis zur billigen Marmelade! Und all das, was zwischen diesen beiden Extremen liegt und wovon ich zuvor versucht habe, einen kleinen Teil aufzuzählen, ist nichts anderes als der Eckzahn eines sechs Tonnen schweren Tierriesen! Für diesen Zahn haben wir im Laufe der Zeit das Leben von Millionen Elefanten ausgelöscht!

Die Nachfrage nach Elfenbein sinkt jedoch rapide. Sein Wert nimmt ab, und er wird den Höhepunkt des letzten Jahrhunderts sicherlich nie wieder erreichen. Die kommende Ära verspricht dem Elefanten also eine ruhigere Welt und eine süßere Zukunft als die bittere Vergangenheit. Über seinem viel verfolgten Geschlecht geht wieder die Sonne auf. Für eine Zeitlang. Vielleicht für einige Jahrhunderte. Aber keinesfalls für eine unsehbare Zeit! Denn aus dem Nebel der Zukunft schält sich die Kontur einer verhängnisvollen Gefahr heraus: die unerbittliche, unaufhaltsame Flut der Zivilisation, die früher oder später auch den letzten Elefanten hinwegfegen wird. Die Zivilisation, die für den von ihr versprochenen Lebensstandard einen hohen Zoll erhebt: das Leben der Urnatur.

Wir vermehren uns rasant und unaufhaltsam. Nicht nur die Zahl der Menschheit, sondern auch ihre Ansprüche wachsen. Wir streben nach einem immer höheren, besseren Standard als bisher. Wir brauchen immer mehr Ackerland, mehr Rohstoffe – mehr Holz. Der Urwald muss also weichen. Minute für Minute, Sekunde für Sekunde stürzen die Baumriesen um; ihr tödliches Krachen ist weltweit zu hören. Mit dem Schwinden der Wälder geht unweigerlich die Zerstörung und die zahlenmäßige Abnahme

vieler anderer Schönheiten der Urnatur einher. Mit beklommenem Herzen sehen wir dies, die wir unsere Freude in der Natur finden, die wir sie als Apotheke für Körper und Seele betrachten; wir wissen, dass unser Verlust unersetzlich ist. Dabei versuchen wir den Prozess nach Kräften zu bremsen, vermehren weltweit unsere Natur- und Wildschutzeinrichtungen, fassen unsere Jagdgesetze immer enger. Hand in Hand arbeiten Jäger und Naturschützer und versuchen gemeinsam, der Flut Einhalt zu gebieten. Aber wir schaffen es immer schwerer.

Das letzte ungarische Wisent, dieses grimmige Urwild unserer einstigen riesigen Wälder, wurde von einem Jäger König Matthias' im Komitat Zólyom (Sohl) erlegt. In Siebenbürgen hielt es sich noch einige Jahrhunderte, 1762 war es auch dort vorbei. Von den einstigen Millionen Bisons in den Prärien Westamerikas blieb nach kaum einem Jahrhundert nur eine verwehte Spur. Der erst vor kurzem noch märchenhafte Wildbestand Südafrikas, das berühmte Jagdrevier unserer vorigen Generation, ist verödet; südlich des Sambesi ist die Spur des Wildtieres nur noch Erinnerung. Ich könnte die bitteren Beispiele über Seiten fortsetzen.

Und leider kann ich nicht daran zweifeln, dass die Zeit kommen wird – da sie naturgemäß kommen muss –, in der unsere Erde nicht mehr in der Lage sein wird, sich den Luxus der Sättigung eines Elefantenmagens zu leisten. Und wenn wir ihm sein tägliches Brot – jene kargen paar Zentner Futter – nicht mehr sichern können, wird auch er gezwungen sein, den Weg des ungarischen Wisents zu gehen. Er wird von dieser überzivilisierten Bühne abtreten. Nur seine glänzenden Zahn-Speere, die um sie gewobene jahrtausendealte Legende und die aus ihnen geschnitzten Erinnerungen wird er uns als Vermächtnis hinterlassen.

Ende

Auf meinen Expeditionen 1932/33 und 1933/34 habe ich folgendes Großwild erlegt:

| Tierart | Anzahl |

| | |

| Afrikanischer Elefant (*Loxodonta africana*) | 4 Stk. |

| Spitzmaulnashorn (*Diceros bicornis*) | 3 Stk. |

| Kaffernbüffel (*Syncerus caffer caffer*) | 15 Stk. |

| Löwe (*Panthera leo*) | 8 Stk. |

| Leopard (*Panthera pardus*) | 1 Stk. |

| Gepard (*Acinonyx jubatus*) | 2 Stk. |

| Elenantilope (*Taurotragus oryx*) | 4 Stk. |

| Großer Kudu (*Tragelaphus strepsiceros*) | 2 Stk. |

| Bongo (*Tragelaphus eurycerus*) | 3 Stk. |

| Sitatunga (*Tragelaphus spekii*) | 1 Stk. |

| Rappenantilope (*Hippotragus niger*) | 1 Stk. |

| Pferdeantilope (*Hippotragus equinus*) | 1 Stk. |

| Coke-Kuhantilope (*Alcelaphus buselaphus cokei*) | 2 Stk. |

| Jackson-Kuhantilope (*Alcelaphus buselaphus jacksoni*) | 1 Stk. |

| Neumann-Kuhantilope (*Alcelaphus buselaphus neumanni*) | 1 Stk. |

| Topi (*Damaliscus lunatus jimela*) | 10 Stk. |

| Weißbartgnu (*Connochaetes taurinus*) | 2 Stk. |

| Ellipsen-Wasserbock (*Kobus ellipsiprymnus*) | 3 Stk. |

| Defassa-Wasserbock (*Kobus defassa*) | 1 Stk. |

| Beisa-Oryx (*Oryx beisa*) | 5 Stk. |

| Pinselorx (*Oryx beisa callotis*) | 3 Stk. |

| Riedbock (*Redunca redunca wardi*) | 1 Stk. |

| Impala (*Aepyceros melampus*) | 5 Stk. |

| Uganda-Kob (*Kobus kob thomasi*) | 2 Stk. |

| Grant-Gazelle (*Nanger granti*) | 2 Stk. |

| Roberts-Gazelle (*Nanger granti robertsi*) | 2 Stk. |

| Thomson-Gazelle (*Eudorcas thomsonii*) | 11 Stk. |

| Dorcas-Gazelle (*Gazella dorcas*) | 2 Stk. |

| Giraffengazelle / Gerenuk (*Litocranius walleri*) | 3 Stk. |

| Rotduiker (*Cephalophus natalensis*) | 2 Stk. |

| Steinböckchen (*Raphicerus campestris*) | 3 Stk. |

| Kirk-Dikdik (*Madoqua kirkii*) | 2 Stk. |

| Böhm-Zebra (*Equus quagga boehmi*) | 13 Stk. |

| Grevyzebra (*Equus grevyi*) | 1 Stk. |

| Warzenschwein (*Phacochoerus africanus*) | 2 Stk. |

| Tüpfelhyäne (*Crocuta crocuta*) | 3 Stk. |

| Hyänenhund (*Lycaon pictus*) | 11 Stk. |

| Karakal (*Caracal caracal*) | 1 Stk. |

| Honigdachs (*Mellivora capensis*) | 2 Stk. |

| Schakal (*Canis lupaster*) | 3 Stk. |

| **Gesamt** | **144 Stk.** |

63.2336 KOSSUTH DRUCKEREI, BUDAPEST

VERANTWORTLICHER HERAUSGEBER: DIREKTOR DES BELLETRISTIK-VERLAGS

VERANTWORTLICHER REDAKTEUR: IMRE SZÁSZ

TECHNISCHE LEITUNG: ISTVÁN JÁNOSA

BILDREDAKTION: FRAU PÉTER LÓRÁNT

TECHNISCHE REDAKTION: FRAU LAJOS PÓLYA

TITELBILD UND UMSCHLAG: KLÁRA RUDAS

HERGESTELLT NACH DEN STANDARDS MSZ 5601-59 UND 5602-55

ERSCHIENEN IN 30.000 EXEMPLAREN, UMFANG 17,75 (A/5) BOGEN, MIT 4 BOGEN KUNSTBEILAGE

Sz 120 b 6366